

Erzählungen
aus der
mittleren, neuen und neuesten Geschichte.
Von
Dr. Ludwig Stacke.
II. Theil. Achte Auflage.



Oldenburg,
Druck und Verlag von Gerhard Stalling.



Erzählungen
aus der
mittleren, neuen und neuesten Geschichte.

Von
Dr. Ludwig Stacke.

II. Theil. Achte Auflage.



Oldenburg,
Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

Erzählungen

aus der

neuen Geschichte

in

biographischer Form.

Von

Dr. Ludwig Stacke,

ordentlichem Lehrer am Gymnasium zu Rinteln.

Achte verbesserte Auflage.

Oldenburg.

Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

1876.

Vorwort zur ersten Auflage.

Dieses Bändchen enthält eine Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse aus der neueren Geschichte und zerfällt in sechs historische Gruppen, welche durch die Geschichte der Entdeckungen, die Zeitalter der Reformation, Ludwigs XIV., Peters des Großen, Friedrichs des Großen, und durch die französische Revolution gebildet werden. Diesen größeren Gruppen untergeordnet sind die einzelnen Darstellungen, in denen die biographische Form mit derselben Schärfe festgehalten ist, wie in den vorigen Bändchen. Bei dem großen Reichthum an Stoff mußte der Zeitraum von 1789 bis 1815 im Verhältniß zu den vorhergehenden Darstellungen kürzer und übersichtlicher behandelt werden, doch lehnt sich auch hier die Erzählung an die Biographien Ludwigs XVI. und Napoleons an. Die Grundlage des Ganzen bilden die betreffenden Abschnitte von Beckers Weltgeschichte (Bd. 7 bis 11, 7. Ausg.); außerdem wurde Campe, Bredow, Kohlrausch, Schiller (XXIV. 2) u. A. benutzt. Bei dem letzten Theile der Arbeit ist „die allgemeine Weltgeschichte nach biblischen Grundsätzen, Calw 1853" zu Rathe gezogen worden. Die Charakteristik Napoleons ist aus dem betreffenden Artikel des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons gezogen. Die Monatstage bei den Ereignissen anzugeben, habe ich unterlassen und es nur in den wenigen Fällen gethan, wo es mir nothwendig oder zweckmäßig schien.

Dr. Stacke.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Diese zweite Auflage ist ein unveränderter Abdruck der ersten, da ich es nicht für rathsam hielt, die Erzählungen aus der neuen Geschichte durch neu hinzugefügte oder durch Erweiterung der bisherigen zu vermehren, wozu auch in den mir bekannt gewordenen Anzeigen und Beurtheilungen kein Anlaß geboten ward. Die Zeit von 1789 bis 1815 konnte auch diesmal nur in kurzem Abriß berücksichtigt werden, da diese Periode, wollte man sie in gleicher Weise, wie die vorhergehenden Gruppen behandeln, dem Büchlein eine zweckwidrige, alles Maß überschreitende Ausdehnung verliehen haben würde.

Dr. Stacke.

Vorwort zur dritten Auflage.

Um dem Wunsche des Herrn Verlegers zu entsprechen, ist diese dritte Auflage durch zwei Abschnitte, von denen der eine die englische Revolution, der andere den nordamerikanischen Freiheitskampf behandelt, vermehrt worden, was ursprünglich nicht in dem Plane dieses Buches lag. Außerdem hat auch der Abschnitt über die französische Revolution eine angemessene Erweiterung erfahren. Möge dieses Büchlein in seiner erweiterten Gestalt eine freundliche Aufnahme finden!

Rinteln, April 1862.

Dr. Stacke.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die in dieser neuen Auflage angebrachten Verbesserungen betreffen den das Zeitalter der Reformation umfassenden Abschnitt. Den traditionellen, durch Schillers „Abfall der vereinigten Niederlande", noch mehr aber durch seinen „Dreißigjährigen Krieg" verbreiteten Ansichten gegenüber konnten die Resultate neuerer Forschungen auch einem Elementarbuche der Geschichte nicht länger vorenthalten bleiben. Vergl. Leo, Universalgeschichte, 3. Bd.; Janssen, Schiller als Historiker, Freiburg im Breisgau 1863; O. Klopp, Tilly im dreißigjährigen Kriege, Stuttgart 1861, 2 Bde. Um jedoch die Darstellung von den früheren Auflagen nicht zu sehr abweichen zu lassen, habe ich den Hauptinhalt der neueren Untersuchungen in Anmerkungen unter dem Texte mitgetheilt.

Dr. Stacke.

Vorwort zur fünften Auflage.

Die fünfte Auflage dieser Erzählungen ist durch zwei Abschnitte aus der russischen Geschichte, namentlich aber, was durch den Umschwung unserer Verhältnisse geboten schien, durch eine Uebersicht der älteren Geschichte Preußens vermehrt worden.

Fulda, 1867.

Dr. Stacke.

Vorwort zur sechsten, siebenten und achten Auflage.

Diese Auflagen sind durch eine Reihe von wissenswürdigen Zusätzen vermehrt worden, welche, ohne den Zusammenhang zu stören, als Anmerkungen unter dem Texte auftreten.

Rinteln.

Dr. Stacke.

Inhalt.

Das Zeitalter Ludwigs XIV.

Die Zeit Peters des Großen.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Die französische Revolution.

Geschichte der Entdeckungen.

I.

Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen.

1. Ostindische Producte. Die alten Handelswege von Indien nach Europa.

Schon das Alterthum kannte die reichen und kostbaren Erzeugnisse, die Schätze und Spezereien des vielgepriesenen Indiens. Aegypter, Phönicier, Babylonier, Perser, Griechen und Römer standen mit Indien in unmittelbarem oder mittelbarem Handelsverkehr, der theils auf See-, theils auf Landwegen betrieben wurde. Das ganze Mittelalter hindurch wurde der unmittelbare Handel der Europäer mit Indien durch die Eroberungen Mohammedanischer Völker, deren Reiche dazwischen lagen, erschwert und gehemmt. Dennoch gelangten die indischen Waaren nach Europa und fanden zu Constantinopel einen vorzüglichen Stapelplatz. Zu den indischen Erzeugnissen gehören namentlich Seide, Baumwolle, Reis, Zimmt, Pfeffer, Ingwer, Kardamom, Gewürznägelein, Muskatnüsse und Muskatblüthe; sodann Myrthe, Kokospalme, Elfenbein, Perlen, Gold und Edelsteine. Die Wege, auf denen diese Waaren nach Europa kamen, waren verschieden. Sie wurden zu Schiffe den Indus heraufgefahren, gingen von da zu Lande bis an den Oxus (Amu, Gihon) und von diesem durch das Kaspische Meer in die Wolga; von da wurden sie wieder zu Lande in den Don gebracht und gelangten so endlich ins

schwarze Meer, von wo sie durch genuesische und venetianische Kaufleute abgeholt und dann über Europa verbreitet wurden.

Auf einem anderen kürzeren Wege betrieben die Mohammedaner den Handel mit indischen Waaren. Sie brachten dieselben aus Indien zu Schiffe in den persischen Meerbusen, dann den Euphrat und Tigris bis nach Bagdad herauf, dann auf Kameelen durch die Wüste von Palmyra nach Aleppo, Tripoli und anderen Handelsplätzen des mittelländischen Meeres, von wo gleichfalls die italienischen Handelsstaaten, welche besonders seit den Kreuzzügen einen lebhaften Verkehr nach diesen Küsten führten, die Waaren abholten und weiter vertheilten.

Außerdem gab es noch einen dritten Weg. Die Mohammedaner brachten die Waaren aus dem indischen Ocean zu Schiffe in den arabischen Meerbusen und von da zu Lande nach Alexandria. Auf diese Weise konnte man den Weg fast ganz zur See zurücklegen, und nur die kurze Strecke zwischen der ägyptischen Küste und dem Nil mußte der Handel zu Lande betrieben werden. Von Alexandria, dem berühmten Stapelplatze des Alterthums, wurden dann die Waaren durch die Venetianer nach Italien befördert.

Doch alle diese Wege stellten dem indischen Handel große Hindernisse entgegen. Die beiden ersten waren zu langwierig und beschwerlich, auch brachte der Caravanenhandel zu Lande neben seiner Langsamkeit bedeutende Gefahren mit sich; der dritte Weg war freilich leichter; aber die Sultane von Aegypten legten so starke Auflagen auf die Waaren, daß man sie in Europa nur zu sehr theuren Preisen kaufen konnte. Es mußte daher von hoher Wichtigkeit sein, wenn es gelang, einen anderen Weg, und zwar zur See, nach Indien zu finden. Dann bedurfte man nicht nur keiner Zwischenhändler, sondern konnte auch, ohne unterwegs umzuladen, in ununterbrochener Fahrt die Waaren aus Indien nach Europa führen. Besonders zeigte sich in Italien ein reges Streben, einen solchen Seeweg zu finden, aber das Verdienst, ihn wirklich entdeckt zu haben, gebührt den Portugiesen.

2. Entdeckungen der Portugiesen. Heinrich der Seefahrer. — Gilianez. — Bartholomäus Diaz.

Seit dem Jahre 711 herrschten in der pyrenäischen Halbinsel die Araber, welche die christlichen Gothen in die nördlichen Gebirge verdrängt hatten. Diese erhoben sich allmählig, trieben die Araber wieder zurück und bildeten neue christliche Reiche, unter denen Aragonien und Castilien die bedeutendsten wurden. Neben diesen bestand seit dem Jahre 1100 eine Grafschaft Portugal, die Anfangs von Castilien abhängig war, sich dann durch Eroberungen gegen die Araber (Mauren) immer mehr ausdehnte und endlich zu einem selbstständigen Königreich erhob. Nachdem es den Portugiesen gelungen war, die Mauren aus ihrem Lande zu vertreiben, griffen sie in ihrem Glaubenseifer diese Feinde der Christenheit auch jenseits des Meeres an. König Johann (von 1411 bis 1433) führte den Krieg in Afrika mit Glück, und man beschloß, die Küsten dieses Erdtheils näher kennen zu lernen.

Der dritte Sohn des Königs, der Infant (Prinz) Heinrich, ein junger Mann von trefflichen Talenten und großer Wißbegierde, lebte fern vom Hofe auf seinem Landsitze in Algarbien im südlichen Portugal, wo er seine Muße den Wissenschaften, besonders der Erd- und Himmelskunde widmete, und durch den Umgang mit gelehrten Männern seine Kenntnisse erweiterte. Ein reger Eifer erwachte in ihm, Entdeckungen zur See zu machen, und besonders den ersehnten Seeweg nach Indien aufzufinden. Er kam auf den Gedanken, ob es nicht möglich sein sollte, um Afrika herum nach dem südöstlichen Asien zu segeln. Von der Küstenbildung Afrikas hatte man damals noch gar keine bestimmte Vorstellung; man glaubte, daß dieser Erdtheil nach Süden hin sich bis ins Unendliche forterstrecke, wiewohl man eine alte Sage kannte, daß einst Phönicier Afrika umschifft hätten. Das Vorgebirge Non bildete die Grenze der Schifffahrt, und nur einzelne kühne Seefahrer hatten sich darüber hinausgewagt; die Furcht vor der unerträglichen, Alles versengenden Hitze, wenn man weiter nach Süden käme, die Fabeln, die man sich erzählte von wilden grimmigen Thieren, von Feuerströmen, von schlammigem breiartigem Wasser, in dem kein Schiff mehr fahren könne, schreckten von allen Versuchen, weiter vorzudringen, ab.

Sorgfältig erforschte Heinrich die Berichte der Seefahrer und Kaufleute über die Westküste Afrikas, und die gesammelten Nachrichten gaben ihm den Muth, auf eigene Kosten Fahrzeuge auszurüsten, wozu die Schätze des Christusordens, dessen Großmeister er war, die Mittel darboten. Die ersten Schiffe, die er aussandte, kamen bis zum Vorgebirge Bojador, wagten aber nicht, es zu umsegeln und weiter in das unbekannte Meer vorzubringen. Endlich erboten sich zwei tapfere Ritter aus seiner Umgebung zu neuen Unternehmungen und versprachen, nicht eher umzukehren, als bis sie eine bedeutende Entdeckung gemacht hätten. Sie entdeckten glücklich die Insel Porto Santo (1418). Heinrich sandte Pflanzer dahin, welche Sämereien zum Anbau und verschiedene Thiergattungen mitnahmen, die sich unter dem schönen warmen Himmel sehr schnell vermehrten. Ein einziges trächtiges Kaninchen lieferte in wenigen Jahren eine so zahlreiche Nachkommenschaft, daß man im Ernste fürchten mußte, sie werde alle Pflanzungen der Insel zerstören.

Von Porto Santo sahen die Portugiesen bei heiterem Wetter oft einen fernen Nebelstreif am Horizonte und beschlossen auf denselben loszusteuern. Sie fanden (1419) die Insel Madeira, welche überall von einem dichten Walde bewachsen war, den noch kein menschlicher Fuß betreten zu haben schien. Um Raum zur Anpflanzung zu gewinnen, steckten die Portugiesen den Wald in Brand. Das Feuer griff aber so mächtig um sich, daß es sieben Jahre fortbrannte und in dieser Zeit fast alles Holz der Insel zerstörte. Heinrich legte auch hier eine Pflanzung an, schickte Sämereien und Hausthiere, ließ Wein aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien dort anbauen und beides gedieh in dem mit Asche so herrlich gedüngten Boden und unter dem schönen Himmel ganz vortrefflich. Der feine Canarienzucker und der berühmte Madeirawein wurden bald ansehnliche Handelsartikel der Portugiesen.

So sehr diese Entdeckungen den Muth Heinrichs belebten, so war doch die Furcht der Seeleute damit noch keineswegs geschwunden, ja die Unternehmungen des Infanten erfuhren den lautesten und schärfsten Tadel, zumal man sich weiter nach Süden hin die Natur voll von Schrecknissen dachte. So entdeckte man zunächst nur die Canarischen Inseln,

welche schon den Alten unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt waren und die nicht weit von der Küste liegen. Mehrere unter ihnen haben Vulkane, besonders Teneriffa mit dem immerwährend rauchenden Pik. Dann schiffte man weiter in die offene See hinein und entdeckte (1432) eine der azorischen Inseln, die bei 200 Meilen von der portugiesischen Küste entfernt liegen.

Südwärts war man jedoch noch nicht über die canarischen Inseln hinaus gelangt. Zuerst wagte Gilianez, Heinrichs Hofjunker, ein muthvoller und verständiger Steuermann, verschiedene Versuche, über das Vorgebirge Bojador hinauszusegeln, die aber wegen der gewaltigen Strudel des Meeres in dieser Gegend anfänglich mißglückten. Endlich steuerte er in's offene Meer hinein, und so gelang es ihm (1433) das Kap zu umfahren, das seitdem Bojador, d. h. das umfahrene Vorgebirge genannt wird. Diese außerordentliche That machte dem Infanten große Freude, wiewohl die einzige Ausbeute an dieser Küste zunächst nur in Robbenfellen bestand. Bald aber griffen die Portugiesen bei ihren Landungen Menschen auf und schleppten sie als Gefangene fort. Dies war für die Europäer der Anfang des schändlichen Negerhandels, und im Jahr 1442 sah Lissabon, Portugals Hauptstadt, zuerst Menschen mit schwarzem Gesicht, krausen lockigen Haaren und aufgeworfenen Lippen, die man in der Gegend des Goldflusses gefangen hatte. Da die unglücklichen Neger für ihre Befreiung Goldstaub boten, so wurde die Habsucht der Menschen auf das Höchste gereizt, und während bis dahin Heinrich allein die Kosten der Ausrüstungen getragen hatte, so erbaten sich jetzt Viele die Erlaubniß, Schiffe nach diesen reichen Ländern aussenden zu dürfen. So fand der Eifer zu Entdeckungsreisen in der unmäßigsten Goldgier neue Nahrung.

Heinrich hatte sich bereits von dem Papste eine Urkunde ausstellen lassen, worin dieser den Portugiesen alle Länder als Eigenthum zusprach, die sie bis nach Indien hin entdecken würden. Auch genoß er jetzt die Freude, kleine Entdeckungsflotten aus dem Hafen von Lagos auslaufen zu sehen. Die Portugiesen kamen (1445) über den Fluß Senegal hinaus und entdeckten das grüne Vorgebirge und die davor liegende Inselgruppe. Ja, Heinrich erlebte es noch, daß seine

Schiffe Guinea erreichten, wo man Gold, Elfenbein und andere Kostbarkeiten fand. Der Infant starb 1460, nachdem er sich um sein Vaterland und um die Welt unsterbliche Verdienste erworben und das kleine Königreich Portugal zu einem der angesehnsten Länder Europas erhoben hatte. Die Geschichte nennt ihn den Seefahrer. Nach seinem Tode erkaltete der Eifer für Entdeckungsreisen etwas; das Gold von Guinea war nun das Ziel aller Meerfahrten, und nur was hier in der Nähe lag, ward gelegentlich entdeckt. So fand man (1472) die Prinzeninsel und die Inseln St. Thomas und Annabon, dicht um den Aequator. Indessen war man hiermit über die Linie (den Aequator) hinausgekommen, wodurch das Vorurtheil widerlegt war, als sei die heiße Zone in ihrer Mitte vor Hitze unbewohnbar.

Einen neuen Aufschwung gewannen die Entdeckungsreisen, als in Portugal König Johann II. zur Regierung kam (1481), der Heinrichs Pläne mit gleichem Eifer aufnahm und ausführte. Seine Schiffe entdeckten (1484) die Königreiche Benin und Congo auf der südlichen Halbkugel, und man hörte mit Freuden, daß sich Afrika gegen Süden nicht erweitere, wie es auf alten Karten abgebildet war, sondern daß es sich immer mehr südostwärts abschräge. Um so lebhafter erwachte wieder die Hoffnung, man könne die südlichste Spitze Afrikas erreichen, dieselbe umschiffen und auf diese Weise zur See nach Indien gelangen. An der Spitze eines kleinen Geschwaders unternahm der kühne Bartholomäus Diaz eine neue Reise und umsegelte die Südspitze Afrikas (1487), aber weiter vorzudringen verhinderten ihn Meutereien unter seinen Leuten, die sich fürchteten, auf dem unbekannten Meere Hungers zu sterben. Er trat daher die Rückfahrt an und nannte jenes Vorgebirge von den Stürmen, die er bei der ersten Umsegelung hatte ausstehen müssen, das stürmische Vorgebirge. Als aber nach seiner Ankunft König Johann II. die frohe Nachricht erhielt, rief er voll freudigen Vertrauens: „Nein, es heiße das Vorgebirge der guten Hoffnung jetzt ist der Seeweg nach Indien gefunden!“ Dieser Name ist der herrschende geblieben, und weitere Fahrten haben gezeigt, daß die Hoffnung des Königs wohlbegründet war.

II.

Christoph Columbus, oder die Entdeckung von Amerika.

1. Columbus erstes Auftreten.

Während die Portugiesen damit umgingen, durch die Umschiffung Afrikas den Seeweg nach Indien zu finden, tauchte in dem Geiste eines großen Mannes der Gedanke auf, daß man dasselbe Ziel auch in entgegengesetzter Richtung erreichen müsse. Die Ausführung dieses Planes führte zur Entdeckung eines neuen Erdtheils, Amerika's,*) und Christoph Columbus ist der hochberühmte Name des Entdeckers.

Er war von Geburt ein Genueser, und schon seine Voreltern nährten sich von der Schifffahrt. Daher kam es, daß auch der Knabe von früher Jugend an eine große Neigung zum Seewesen äußerte. Schon frühe entfaltete er die großen Eigenschaften, die zu einem tüchtigen Seemanne gehören. Muth und Entschlossenheit, Ausdauer in der Ertragung von Beschwerden und Mühseligkeiten, so wie ein unablässiger Eifer zu nützlicher Thätigkeit zeichneten ihn aus. Vorzüglichen Fleiß verwandte er auf die Wissenschaften, welche zum Seewesen erforderlich sind; er lernte das Zeichnen und studirte Geographie, Mathematik und Astronomie mit solchem Erfolg, daß er schon in seinem vierzehnten Jahre mit allen den Kenntnissen ausgerüstet war, die einem guten Seemann unentbehrlich sind. Seine ersten Seedienste that er auf dem mittelländischen Meere, weil sich die Schifffahrt seiner Landsleute damals noch nicht weiter erstreckte. Doch dies genügte dem jungen Columbus nicht; er suchte Gelegenheit nach weiteren Seereisen, und fand sie. Nach einer Fahrt in das nördliche Meer, auf der er seine Kenntnisse ungemein erweiterte, trat er in die Dienste eines seiner Anverwandten, eines Seehauptmanns, der auf

*) Schon um das Jahr 1000 war die Ostküste von Nordamerika (Neufundland, Neu-Schottland, Neu-England) von Grönland aus durch Normannen entdeckt worden, die sie wegen einer dort wild wachsenden Traubenart Winland nannten, und noch im 14. Jahrhundert hatte ein Verkehr zwischen Grönland und diesem Winland Statt gefunden.

eigene Kosten einige Schiffe ausgerüstet hatte, mit denen er bald gegen die Venetianer, bald gegen die Türken kreuzte. In einem hartnäckigen Gefechte mit den Venetianern, in dem Columbus ein Muster der Tapferkeit war, gerieth das Schiff, welches er anführte, zugleich mit dem feindlichen, das man geentert hatte, in Brand. Columbus behielt seine ganze Gegenwart des Geistes; muthig stürzte er sich in's Meer, erhaschte ein Ruder und erreichte schwimmend glücklich die Küste.

Es war die Küste von Portugal, auf die er sich gerettet hatte, und rüstig trat Columbus die Reise nach Lissabon an. Hier erwarben ihm seine Kenntnisse und Fähigkeiten bald die Freundschaft verdienstvoller Seeleute, in deren Gesellschaft oft von dem Plane geredet wurde, den man zur Entdeckung eines Seeweges nach Ostindien entworfen hatte. Auch verheirathete er sich hier mit der Tochter eines Seehauptmanns, Namens Perestrello, der mehrere jener Entdeckungsreisen unter dem Infanten Heinrich mitgemacht hatte. Seine Schwiegermutter theilte ihm die Tagebücher und Karten ihres verstorbenen Mannes mit, in denen Columbus unabläßig forschte. Auch in ihm wurde die Begierde rege, die von den Portugiesen entdeckten Inseln zu besuchen; er ging wieder zu Schiffe und machte Reisen nach Madeira, nach den canarischen und azorischen Inseln.

Auf diesen Reisen entstand nach und nach der Gedanke in ihm, ob man nicht dasselbe Indien erreichen könnte, wenn man westwärts gerade aus in's offene Meer hinein steuerte. Denn die Erde, dachte er, ist eine Kugel, auf der Indien weit nach Osten hin liegt, und es war ihm wahrscheinlich, daß es sich bis nahe an die westliche Küste Europas erstreckte. In dieser Meinung bestärkten ihn die Nachrichten der Alten, denen zufolge sich Indien so weit nach Osten ausdehnte, daß die Fahrt von der Westküste Europas aus bis dahin nur von geringer Dauer zu sein schien. Dazu kam ferner, daß portugiesische Seefahrer zuweilen seltenes Rohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar Leichname von besonderer Bildung sahen, die von Westen her über das Meer schwammen und an die Küsten der Azoren trieben. Columbus theilte seine Ansichten einem gelehrten Florentiner mit, der wegen seiner mathematischen und geographischen Kenntnisse berühmt war, und hatte

die Freude eine Antwort zu erhalten, in der sich die vollkommenste Billigung seiner Ansichten aussprach.

Zunächst wandte sich Columbus an die Regierung von Genua und bat um einige Schiffe, indem er die Vortheile seiner Unternehmung am liebsten seiner Vaterstadt gegönnt hätte. Aber die Genueser wiesen ihn als einen Schwärmer ab. Er begab sich nun an den Hof nach Lissabon, um diesem seinen Entwurf vorzulegen, da sich Portugal gerade damals in Unternehmungen dieser Art mehr als irgend ein anderer Staat einließ. Hier wurden seine Vorschläge mit der größten Aufmerksamkeit angehört, aber nachdem man ihm seinen ganzen Plan entlockt hatte, machte man sich der niederträchtigsten Treulosigkeit gegen ihn schuldig. Man beschloß, ihm die Ehre der Entdeckungen zu rauben, rüstete schnell ein Schiff aus und trug einem andern Seehauptmann auf, den bezeichneten Weg zu verfolgen. Allein dieser war nicht von dem Geiste des Columbus beseelt, kehrte nach einer kurzen Fahrt wieder um und versicherte, der ganze Plan sei ebenso unvernünftig als gefährlich.

Voll des tiefsten Unwillens über diesen Betrug verließ Columbus Portugal und wandte sich nun nach Madrid an den spanischen Hof. Da er jedoch besorgte, daß sein Vorschlag auch hier verworfen würde, so schickte er seinen Bruder Bartholomäus, dem er alle seine Gedanken mitgetheilt hatte, nach England, um zu versuchen, ob er nicht dort etwas ausrichten könnte.

In Spanien herrschten damals Ferdinand der Katholische von Aragonien und Isabella von Castilien, welche ihre ganze Kraft auf die Bekämpfung der Mauren im südlichen Spanien richteten. Dieser Krieg war dem Unternehmen des Columbus nicht günstig. Dennoch wurde er am Hofe mit aller Achtung aufgenommen, und sein Plan einem Ausschusse von gelehrten Männern und Geistlichen zur Prüfung übergeben. Von diesen mußte er die abgeschmacktesten Einwendungen hören. Der Eine behauptete, das Meer zwischen Europa und Indien sei so unermeßlich, daß man auch bei der glücklichsten Fahrt wenigstens drei Jahre brauche, um von Europa aus nach dem nächsten Festlande zu segeln. Ein Anderer meinte, wenn man da so weit herumsegeln wollte, so müßte man ja zuletzt immer

tiefer und tiefer herunter gleiten, und könne dann den Wasserberg nicht wieder herauf. Wiederum Andere waren unverschämt genug, ihn zu fragen: ob er sich denn allein für weiser als die Millionen Menschen hielte, die vor ihm gelebt hätten; wenn es wirklich auf der anderen Seite der Erde noch ein Land gäbe, ob denn dieses so viele Jahrhunderte lang hätte verborgen bleiben können. Die meisten jener Richter erklärten seinen Plan für gottlos, weil er der Bibel und den Kirchenvätern widerspreche.

Mit unermüdlicher Geduld ertrug Columbus diese thörichten Einwürfe und suchte sie zu widerlegen. Er folgte dem Hofe von einem Orte zum andern. Da sich dieser aber wegen des Kriegs mit den Mauren in Geldverlegenheit befand, so zog sich die Entscheidung immer weiter hin, bis Columbus endlich nach vierjährigem Harren den traurigen Bescheid erhielt, daß man sich, so lange der Krieg mit den Mauren dauere, in eine so kostspielige und unsichere Unternehmung nicht einlassen könne.

Nach diesem mißlungenen Versuche beschloß Columbus nach England zu gehen, da er bisher vergebens auf Nachrichten von seinem Bruder gehofft hatte. Er wußte nicht, daß sein Bruder das Unglück gehabt hatte, Seeräubern in die Hände zu fallen und in die Sclaverei geschleppt zu werden. Erst nach einigen Jahren glückte es ihm zu entkommen und nach England zu reisen. Dort aber befand er sich in so armseligen Umständen, daß er sich durch Zeichnen und durch den Verkauf selbstverfertigter Landkarten erst so viel Geld erwerben mußte, um in einer anständigen Kleidung bei Hofe erscheinen zu können. Schon wollte Columbus ihm nachreisen, als ihn Juan Perez, Prior des Klosters, in welchem Columbus seinen Sohn Diego erziehen ließ, auf andere Gedanken brachte. Dieser Mann war einst Beichtvater der Königin gewesen und durfte sich schmeicheln, bei dieser in einigem Ansehen zu stehen. Perez machte der Königin so dringende und nachdrückliche Vorstellungen, daß man den Plan des Columbus wieder aufnahm und ihn abermals an den Hof berief. Glücklicherweise fiel damals Granada, die Hauptstadt der Mauren; Isabella zog im Triumph in die eroberte Stadt, und die Freunde des Columbus benutzten die frohe Stimmung der Königin, ihr

dessen Plan nochmals vorzulegen. Am meisten nahm sich Santangelo, Obereinnehmer der geistlichen Einkünfte von Aragonien, seiner an. Da der königliche Schatz erschöpft war, bot der hochherzige Mann zur Ausrüstung einer kleinen Flotte sein eigenes Vermögen dar. Die Königin nahm das Darlehn an und ließ den Columbus, der bereits hoffnungslos das königliche Hoflager wieder verlassen hatte, durch Eilboten zurückrufen. Nun ward der Vertrag unterzeichnet. Columbus ward zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt; der zehnte Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte ward ihm bewilligt, und diese Würden und Vortheile sollten erblich auf seine Nachkommen übergehen.

So war denn nach achtzehnjährigem Warten, nach einer so langen Zeit voll Widerwärtigkeit und Trübsal, die Beharrlichkeit des edlen Mannes endlich gekrönt. Nun wurde in Palos, einem Seehafen in Andalusien, die Ausrüstung der Schiffe, mit denen er auslaufen sollte, auf das Eifrigste betrieben. Es waren jedoch nur drei kleine schlechtgebaute Fahrzeuge, von denen zwei nicht viel mehr als große Boote, ohne Verdeck in der Mitte, waren. Die Mannschaft bestand aus hundertundzwanzig Personen, von denen die meisten nur höchst ungern und in Folge der härtesten Maßregeln der Regierung sich auf ein Unternehmen einließen, das in ihren Augen tollkühn und gefahrvoll war. Am Tage vor der Abreise ging Columbus von allen seinen Gefährten begleitet, in einem feierlichen Aufzuge, nach einem unweit der Stadt gelegenen Kloster. Hier verrichteten Alle ihre Andacht, empfingen Vergebung der Sünden und genossen das heilige Abendmahl. Am folgenden Tage, den 3. August 1492, kurz vor dem Aufgang der Sonne, stieß die kleine Flotte, unter dem Zuruf unzähliger Zuschauer, vom Lande ab.

---

2. Columbus erste Entdeckungsreise.
(1492—1493.)

Columbus segelte zunächst gerade auf die canarischen Inseln zu. So lange man noch in bekannten Gewässern schiffte, waren Alle gutes Muthes; aber schon am dritten Tage erlebten sie einen Unfall, in dem die abergläubische

Schiffsmannschaft eine böse Vorbedeutung erkannte: es brach nämlich ein Steuerruder, vielleicht durch die Schuld eines Schiffsführers, der es bereuete, sich in die Fahrt eingelassen zu haben, und diese gerne wieder rückgängig machen wollte. Es gelang den Vorstellungen des Columbus, die abergläubische Furcht seiner Leute zu beschwichtigen, und ohne weiteren Unfall landete er an einer der canarischen Inseln, wo man die Schiffe ausbesserte und allerlei Erfrischungen an Bord nahm.

Am 6. September lichtete man wieder die Anker, um nun die Fahrt in das westliche Weltmeer anzutreten. Am dritten Tage darauf verschwand allmählig alles Land aus den Augen der Schiffenden, die sich nun, von aller Welt abgeschnitten, auf dem ungeheuren Ocean befanden, wo sich nur Himmel und Wasser ihren Blicken darboten. Da entsank Allen der Muth; sie erschraken vor der Größe ihres kühnen Unternehmens, fingen an zu weinen, zerschlugen sich die Brust, und wähnten einem unvermeidlichen Untergange entgegen zu gehen. Nur Columbus stand, wie ein Fels im Meere, mitten unter ihren betäubenden Wehklagen, und seine ruhige Größe, seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang der Unternehmung mußte auch den Zaghaftesten ermuthigen und die höchste Bewunderung erregen. Unermüdet stand der große Mann Tag und Nacht mit dem Senkblei und dem Beobachtungswerkzeug auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Dabei theilte er mit seinen Reisegefährten alle Beschwerden, zeigte stets Heiterkeit und Selbstvertrauen und richtete die Aengstlichen und Furchtsamen durch freundliches Zureden und durch Versprechungen auf. Nach einiger Zeit kamen sie in die Gegend der Passatwinde, wo die Schiffe von einem fortwährenden Ostwinde in grader Richtung immer weiter nach Westen getrieben wurden. Dieser Umstand versetzte die Gefährten des Columbus in neue Bestürzung, denn sie hielten es für unmöglich bei diesem Winde jemals wieder nach ihrem Vaterlande zurücksegeln zu können. Dazu kam noch, daß sie bald das ganze Meer, so weit ihre Blicke reichten, mit grünem Kraute bedeckt sahen, so daß hier und da der Lauf der Schiffe dadurch gehemmt wurde. Sie glaubten am Ende des schiff-

baren Weltmeeres zu sein und befürchteten auf Klippen und Untiefen getrieben zu werden, die unter dem Kraute verborgen lägen. Columbus, der ihnen stets eine geringere Strecke angab, als sie schon wirklich zurückgelegt hatten, tröstete sie mit der Hoffnung auf nahes Land. In der That zeigten sich bald Seevögel, in denen man Vorboten des nahen Landes zu erblicken glaubte, denn man wußte noch nicht, daß diese Vögel viele hundert Meilen weit fliegen können.

Auch verschwanden diese Anzeichen des Landes bald wieder, und Wuth und Verzweiflung bemächtigten sich jetzt Aller Herzen. Man beklagte die eigene Leichtgläubigkeit, mit der man den Versicherungen eines Abenteurers gefolgt wäre; man stieß Verwünschungen gegen die Königin Isabella aus, die grausam genug gewesen, das Leben so vieler ihrer Unterthanen an die Ausführung eines tollkühnen Unternehmens zu wagen; man beschloß endlich, den Führer mit Gewalt zur Rückkehr zu zwingen. Die Verwegensten faßten sogar den verruchten Gedanken, ihn, wenn er sich weigere, über Bord zu werfen.*) Columbus that, als merkte er ihre bösen Absichten nicht, und stellte sich, als sei er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden und hege die Hoffnung, sein Ziel bald zu erreichen.

Vögel erschienen und verschwanden wieder; mehrere Male glaubte man Land erblickt zu haben, sah sich aber, wenn man näher kam, wieder getäuscht. Die Angst der Schiffenden stieg immer höher; nur Columbus verlor seine Standhaftigkeit keinen Augenblick und erklärte mit aller Bestimmtheit, daß er von seinem Unternehmen nicht abstehen werde und mit Gottes Hülfe Indien zu finden hoffe. Zum Glück mehrten sich bald die Anzeichen des nahen Landes, das Senkblei erreichte den Meeresgrund, Schwärme von Vögeln, die zu keinem weiten Fluge geeignet zu sein schienen, zeigten sich und flogen nach Westen. Man fing einen im Meer schwimmenden Strauch mit frischen rothen Beeren, ja sogar einen künstlich geschnitzten Stab auf. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts, aber Columbus befahl, sorgfältige Wache zu halten,

---

*) Nach neueren Forschungen beruht die Erzählung von einem Aufstande der Matrosen auf Erdichtung.

um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen, kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne. Der Schimmer war vorübergehend und ungewiß, aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um zwei Uhr des Morgens (am 12. October) von der Pinta, einem der beiden anderen Schiffe, ein Kanonenschuß als frohlockendes Zeichen, daß man das Land deutlich erblicke. „Land! Land!" erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme. Einer schluchzte vor Freude an des Anderen Brust. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich einer höheren Pflicht und stimmte mit innigster Andacht das Lied: „Herr Gott, dich loben wir" an. Dann baten Alle den Columbus um Vergebung wegen ihres früheren Verhaltens. Als der Morgen anbrach, sah man eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

Columbus ließ hierauf die Boote aussetzen, stieg selbst in eins derselben und fuhr, von einer bewaffneten Mannschaft begleitet, mit fliegenden Fahnen und unter lautschallender Kriegsmusik nach der Küste. Hier zeigte sich den Spaniern eine unzählige Menge von Eingeborenen, die über die wunderbare, noch nie gesehene Erscheinung europäischer Schiffe erstaunt, auf dem Strande zusammenliefen. Jetzt erreichte man die Küste, und Columbus, in einem reichen Kleide und das bloße Schwert in der Hand, war der Erste, der aus dem Boote sprang und die von ihm entdeckte neue Welt betrat. Alle seine Gefährten knieten nieder, küßten mit Inbrunst das heiß ersehnte Land und errichteten dann ein Kreuz, um davor zu beten. Nach verrichteter Andacht drängten sich Alle um den Admiral, küßten ihm die Hände und gelobten dem Manne, dessen Leben sie kurz vorher bedroht hatten, als ihrem nunmehrigen Unterkönig unverbrüchlichen Gehorsam. Columbus nahm die Insel mit den damals üblichen Feierlichkeiten für die Königin Isabella von Castilien in Besitz. Von allen diesen Feierlichkeiten verstanden die Eingeborenen natürlich gar nichts; mit stummem Erstaunen gafften sie bald die auf dem Meere schwimmenden Häuser, bald die außerordentlichen Wesen an, die in denselben zu ihnen herangeschwommen waren. Die

weiße Farbe der Europäer, ihr bärtiges Gesicht, ihre Kleidung, ihre Waffen, ihr Benehmen, Alles war ihnen neu und wunderbar. Und als sie nun gar den Donner der Flinten und Kanonen hörten, fuhren sie zusammen, als würden sie vom Wetterstrahl getroffen, und wähnten, daß diese mit Blitz und Donner bewaffneten Fremdlinge keine Sterblichen, sondern übermenschliche Wesen, Kinder ihrer Gottheit, der Sonne wären, die zu einem irdischen Besuche sich herabgelassen hätten.

Die Spanier waren über die neuen wunderbaren Gegenstände, besonders über die Menschen, die sie hier vor Augen hatten, nicht viel weniger erstaunt, als die Wilden über die Europäer. Diese Menschen waren von röthlicher Kupferfarbe, ihr Haar war schwarz und lang, ihr Kinn ohne Bart, ihr Wuchs mittelmäßig, ihr Wesen sanft und schüchtern. Sie gingen ganz nackt, nur daß sie in den Ohren, Nasen und auf dem Kopfe allerlei Zierrathen von Federn, Muscheln und Goldblech trugen. Anfangs waren sie furchtsam, da man sie aber mit Glaskorallen, Bändern und anderen Spielereien beschenkte, faßten sie Vertrauen und begleiteten die Spanier, als diese gegen Abend zu ihren Schiffen zurückkehrten, in Kähnen, die aus hohlen Baumstämmen verfertigt waren.

Die Wilden nannten ihre Insel G u a n a h a n i; Columbus nannte sie S t. S a l v a d o r, ein Name, den sie auch jetzt noch führt. Sie ist eine der Bahama- oder Lucaischen Inseln. Columbus glaubte bei einer Inselgruppe angelangt zu sein, die sich auf der Ostküste von Asien hin erstrecke und zu Indien gehöre und diesem Irrthume verdanken die Eingeborenen den Namen Indianer. Er forschte sorgfältig nach, woher sie die Goldbleche hätten, die sie in Nasen und Ohren trugen; allein sie bedeuteten ihm, daß dergleichen auf ihrer Insel nicht zu finden wäre und wiesen ihn nach einem weiter südwärts gelegenen Lande, wo es Gold in Menge gäbe.

Er begab sich also wieder zu Schiffe und kam auf seiner Fahrt bei vielen kleinen Inseln vorbei. Er landete auf einigen und fand zuletzt eine größere, welche die Indianer, die er mitgenommen hatte, Cuba nannten, und die Columbus für das feste Land von Asien oder Indien hielt. Er steuerte an den Küsten umher, fand überall einen Reichthum des Pflanzenwuchses und eine Schönheit der Gegend, die ihn in Erstaunen

setzten, aber von Anbau wiederum keine Spur. Die Einwohner, deren Häuser auf eine etwas vorgeschrittenere Bildung schließen ließen, als man bisher gefunden hatte, flohen scheu in die Wälder. Mehr als fünf Wochen brachte Columbus mit Forschungen an den Küsten von Cuba zu, ohne von seinem Irrthum, daß es festes Land sei, zurückzukommen. Die Einwohner zeigten auf seine Fragen, woher ihre Goldbleche kämen nach Osten, und so trat Columbus diese Richtung an und fand die Insel Hayti, welche er die spanische Insel (Hispaniola) nannte. Sie erhielt in der Folge den Namen St. Domingo. Auch hier fand er dieselbe Schönheit der Gegenden, dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens, dieselbe gutmüthige schwache Menschenart. Die Insulaner waren in Stämme getheilt und standen unter Oberhäuptern, die sie Kaziken nannten. Einer von diesen, Namens Guacanagari, ließ sich auf einem Tragsessel herbeitragen, war aber übrigens nackt, wie die anderen Insulaner. Er bewies sich gegen die Spanier äußerst gutmüthig und suchte ihnen so viel Gold zu verschaffen, als er vermochte. Er gab den Spaniern zu verstehen, daß zuweilen von den benachbarten Inseln (den Caraiben) Feinde in ausgehöhlten Baumstämmen, die er Canoe's nannte, herüberkämen, sein Volk feindlich anfielen und Viele fortschleppten, um sie zu Hause zu schlachten und zu verzehren. Columbus deutete dem Kaziken an, er wolle in seinem Gebiete eine kleine Festung bauen und einen Theil seiner Spanier zu seinem Schutze darin zurücklassen. Die Wilden verstanden ihn, freuten sich über die Arbeiten der spanischen Zimmerleute und trugen fleißig Holz und andere Baumaterialien herbei. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie freudig für Glaskorallen, Schellen und Stecknadeln, und auf Befragen zeigten sie nach Süden als dem rechten Goldlande.

Columbus konnte indessen für jetzt keine weiteren Entdeckungsreisen unternehmen; denn eines seiner Schiffe war an einer Klippe gescheitert, und mit dem anderen, der Pinta, hatte sich Pinzon, der Befehlshaber desselben, heimlich entfernt, um das Goldland für sich aufzusuchen. So blieb denn Columbus nur ein Schiff, und gerade der schlechteste Segler übrig. Mit diesem beschloß er nach Spanien zurückzureisen, ehe ihm vielleicht Pinzon dort zuvorkäme. Er ließ in dem

neuerbauten Forts, das er Navidad nannte, neununddreißig Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer, und schiffte den 4. Januar 1493 wieder nach Europa ab.

Am dritten Tage seiner Fahrt traf er den treulosen Pinzon, der zwar nichts entdeckt, aber eine beträchtliche Menge Goldes zusammengebracht hatte, und nun der erste sein wollte, der die Botschaft von dem neuentdeckten Lande nach Spanien brächte. Er entschuldigte sich, und Columbus, der es für gefährlich hielt, ihm wegen seiner Treulosigkeit Vorwürfe zu machen, verzieh ihm großmüthig. Bald darauf erhob sich ein fürchterlicher Sturm und drohte den kühnen Seglern den Untergang. Den ganzen Himmel umzog finstere Nacht, die nur durch die zuckenden Blitze erleuchtet ward; der Donner krachte, und ein reichlicher Platzregen stürzte auf die Schiffe, die über den Wellen dahin taumelten, bald hoch in die Luft, bald in den tiefsten Abgrund hinab geschleudert wurden. Columbus verlor auch in dieser schrecklichen Lage die Fassung nicht; er schrieb in der Eile eine kurze Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dies sorgfältig verwahrt in eine leere Tonne, und warf diese ins Meer, damit, wenn er auch unterginge, doch vielleicht eine Nachricht seiner wichtigen Entdeckung gerettet würde. Doch der Himmel ward wieder heiter, und am 15. Februar entdeckte das Schiff des Columbus Land. Es war St. Maria, eine der Azoren. Einige der Spanier gingen an's Land, um in einer Kapelle der h. Maria zu beten und ihr Gelübde zu lösen. Der portugiesische Statthalter nahm sie gefangen, wozu er schon längst durch seine Regierung beauftragt war, und gab sie nicht eher wieder heraus, bis Columbus drohte, die ganze Insel zu verwüsten. Auf seiner letzten Fahrt erhob sich ein neuer Sturm und trieb ihn in den Tajo. Hier erhielt er die Aufforderung, sich an das königliche Hoflager zu begeben. König Johann II. bereute es jetzt, den Vorschlägen des Columbus kein Gehör geschenkt zu haben. Die Portugiesen betrachteten das Glück der Spanier mit neidischen Augen, und einige Hofleute gaben dem Könige sogar den niederträchtigen Rath, den großen Entdecker ermorden zu lassen, was jedoch Johann mit Verachtung von sich wies.

Als endlich Columbus den 15. März in den Hafen von Palos einlief, ward er mit allgemeinem Jubel empfangen; man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn fast, als er aus dem Schiffe zuerst in ein nahegelegenes Kloster ging, um Gott seinen Dank zu bringen. Der Hof hielt sich damals in Barcelona auf; Columbus durchzog daher Spanien der Länge nach, wie im Triumphe, und in Barcelona selbst hielt er einen feierlichen Einzug, bei welchem Staunen, Freude und allgemeine Theilnahme den höchsten Grad erreichten. Er stattete feierlich vor dem Throne an Ferdinand und Isabellen, die ihn in ihrer ganzen königlichen Pracht wie einen Mann vom höchsten Range empfingen, Bericht von seiner Reise ab, und ward mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft. Ein solches Entzücken, eine solche Begeisterung und Andacht durchdrang die Versammlung, daß ein Berichterstatter sagt, es habe geschienen, als ob sie in dieser Stunde der Freuden der Seligen theilhaftig gewesen.

Ganz Spanien ward in Bewegung gesetzt durch die Nachricht von einer neuentdeckten Welt. In kurzer Zeit hatten sich gegen fünfzehnhundert Menschen zusammengefunden, um an der zweiten Fahrt Theil zu nehmen, die nun in das eigentliche Goldland gehen sollte. Der König rüstete siebzehn Schiffe aus, sandte Handwerker und Bergleute mit, während Columbus für europäische Thiere und Gewächse sorgte, an deren herrlichem Gedeihen auf jenen fruchtbaren Inseln er nicht zweifelte. Auch vergaß man nicht, die Einwilligung des Papstes einzuholen, der endlich dahin entschied, daß alles Land, welches 630 Meilen westwärts von den Azoren liege, den Portugiesen, was jenseits liege, den Spaniern gehören sollte. Dadurch ward Brasilien in der Folge ein Eigenthum Portugals.

---

3. Columbus zweite Reise.
(1493—1496.)

Am 25. September 1493 lief die Flotte aus dem Busen von Cadix aus und nahm diesmal einen etwas südlicheren Lauf. So fand Columbus am 3. November die erste der caraibischen Inseln, welche er Dominica nannte, sodann Guadaloupe, Portorico und andere, und auf allen

eine feindselige Menschenart und Spuren der grausamen Sitte, Feinde zu schlachten und ihr Fleisch zu essen.

Die Sorge für seine zurückgelassene Colonie trieb ihn indeß nach Hispaniola, wo er den 22. November ankam, aber zu seinem großen Schrecken weder Menschen noch Festung fand. Die zurückgelassenen Spanier hatten in seiner Abwesenheit alle seine Vorschriften und Befehle verachtet und die Eingeborenen durch Habsucht, Raub und Grausamkeit zur Nothwehr gereizt. Auch unter einander waren sie in Zwietracht gerathen. Auf ihren Streifzügen kamen sie einst in das Gebiet eines Häuptlings in der Mitte der Insel, der, von Geburt ein Caraibe, nicht so friedlich und furchtsam war, wie die übrigen Insulaner. Dieser hatte mit seinen Leuten die Festung überfallen und zerstört und alle Spanier erschlagen.

Columbus gründete an einem bequemen Orte eine neue Niederlassung, die er seiner Königin zu Ehren Isabella nannte. Die mitgegangenen Spanier wurden indeß bald unzufrieden; sie hatten gehofft, hier Gold wie Sand zu finden und jetzt sollten sie arbeiten, unangebautes Land urbar machen und Häuser bauen. Der wenige Goldsand, der sich in Hispaniola fand, war mühsam zu suchen und lohnte kaum der Mühe. Der bitterste Unmuth über getäuschte Erwartungen erwachte in den Spaniern, die jetzt den Columbus als einen Fremden, der so vielen Spaniern zu befehlen habe, mit Neid und Eifersucht betrachteten. Und doch mußte sie Columbus zur nöthigen Thätigkeit anhalten und konnte dabei selbst der Adeligen nicht schonen. Als nun gar verderbliche Krankheiten ausbrachen, die sich die Spanier in dem heißen Klima durch ihre Ausschweifungen zugezogen hatten, wurde Unzufriedenheit und Muthlosigkeit unter ihnen ganz allgemein.

Columbus eilte inzwischen nach Süden, um das wahre Vaterland des Goldes zu entdecken und fand Jamaica. Auf dieser Reise ward er krank, es fehlte der Mannschaft an Lebensmitteln, dazu kam der schlechte Zustand seiner Schiffe und er sah sich zur Rückkehr nach Hispaniola genöthigt. Als er ganz erschöpft hier ankam, fand er Alles in Aufruhr. Man hatte die Indianer abermals unmenschlich behandelt, so daß diese, zum Widerstande gegen ihre Unterdrücker ermuthigt, schon an einzelnen Spaniern Rache genommen hatten und

zur gänzlichen Ausrottung und Vertreibung derselben entschlossen waren. Mit Ausnahme des Guacanagari, der in seiner treuen und freundlichen Gesinnung gegen Columbus beharrte, standen die übrigen Häuptlinge mit einander im Bunde gegen die Spanier. Columbus mußte nun selbst zu den Waffen greifen. Mit 200 Mann zu Fuß und 20 Reitern zog er (im März 1494) gegen das aus vielen Tausenden bestehende Heer der Indianer aus. Aber der Donner der Schießgewehre und eine Anzahl gewaltiger Hunde, die auf die nackten Menschen gehetzt wurden und viele derselben zerfleischten, belehrten sie bald, daß die Gewalt der weißen Männer unwiderstehlich sei. Mit diesem leichten Siege war die Unterwerfung der Wilden vollendet. Sie wurden nun zur Ablieferung eines Zinses an Gold und Baumwolle angehalten, wodurch man diese schwachen Menschen, die an keine Arbeit und Anstrengung gewöhnt waren, zu den unglücklichsten Sklaven machte.

Inzwischen waren die Häupter der Unzufriedenen in der Colonie, die Hispaniola schon vor der Ankunft des Columbus verlassen hatten, nach Spanien gekommen und hatten dort so viele Verläumdungen gegen den Admiral vorgebracht, daß der Hof einen Bevollmächtigten zur Untersuchung nach der Insel schickte. Dieser benahm sich mit soviel Anmaßung, daß Columbus seinem Bruder Bartholomäus, den er zu seiner großen Freude auf Hispaniola angetroffen hatte, den Oberbefehl übergab und mit dem Bevollmächtigten selbst nach Spanien reiste (März 1496).

Drei Monate kämpfte er auf der Fahrt mit Wind und Wellen. Der Vorrath an Lebensmitteln nahm immer mehr ab, und die Hungersnoth erreichte endlich einen solchen Grad, daß die Spanier schon den Anschlag faßten, die mitgenommenen Indianer zu schlachten und zu verzehren, oder, wenn ihnen dies nicht erlaubt würde, sie wenigstens über Bord zu werfen, damit sie den kümmerlichen Rest von Lebensmitteln nicht mitverzehren hülfen. Columbus, der alle Noth und Mühsal der Seinigen theilte, brachte sie durch seine Vorstellungen von ihrem unmenschlichen Plane ab und glücklicherweise zeigte sich ihnen bald darauf die Küste von Spanien. Mit dem stillen Bewußtsein seiner Verdienste und mit edler Bescheidenheit

nahte sich Columbus dem Throne seiner Monarchen; kaum war eine Rechtfertigung nöthig, sein Anblick flößte seinem königlichen Richter wieder die vorige Hochachtung gegen ihn ein, und als er nun vollends Proben der Naturerzeugnisse jener gesegneten Länder vorzeigte, verschwand aller Argwohn, den man gegen ihn gefaßt hatte. Doch war der Eifer für Entdeckungsreisen etwas erkaltet, so daß sich die Ausrüstung eines Geschwaders zwei Jahre lang hinzog. Ein Theil der neuen Mannschaft bestand aus Verbrechern, die er sich, leider nicht sehr weise, selbst ausgebeten hatte.

4. Columbus dritte Reise. (1498—1500.)

Er trat seine Reise am 30. Mai 1498 an, richtete seinen Lauf noch weiter nach Süden und kam in die Gegend des Aequators. Hier herrschte eine brennende Hitze; die Luft war wie in einem Ofen, der Theer schmolz, die Fugen der Schiffe gingen auseinander, die Wein- und Wasserfässer ber-steten, die Lebensmittel verdarben. Die Seeleute verloren Muth und Kraft, Columbus selbst wurde von Gichtschmerzen geplagt, und sah sich genöthigt, nach Westen zu steuern. So kam er nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Ori-noccostromes, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Er schloß aus der Größe dieses Stromes, daß er aus keiner Insel kommen könne, und in der That hatte er das große Festland von Amerika erreicht, während er selbst an einem weiter nach Süden und Osten gelegenen Theile von Asien angelangt zu sein wähnte.

Eine Augenkrankheit, an der Columbus litt, nöthigte ihn, die weiteren Entdeckungen an dieser Küste für jetzt auszusetzen und wieder nach Hispaniola zurückzukehren. Hier aber fand er statt der ersehnten Erholung neue Sorgen, neue Arbeiten und Gefahren. Sein Bruder Bartholomäus hatte in seiner Abwesenheit eine neue Stadt gegründet, St. Domingo, von der nachher die ganze Insel den Namen erhalten hat. Während er einst mit einem Theile seiner Mannschaft einen Zug in einen noch unbekannten Theil der Insel unternahm, be-nutzten die zurückgebliebenen Spanier diese Gelegenheit, eine Verschwörung gegen ihn zu stiften. An der Spitze derselben

stand Franz Roldan, den Columbus selbst zum Oberrichter der Insel erhoben hatte. Dieser undankbare und boshafte Mann belohnte das Vertrauen, das man ihm geschenkt, mit dem schwärzesten Undanke. Er wiegelte die Spanier gegen Bartholomäus und dessen jüngeren Bruder Diego, der sich gleichfalls auf der Insel befand, auf, und dies gelang ihm so gut, daß die meisten auf seine Seite traten. „Die Genueser", sagte er, „wollen nur deshalb die Indianer schonen, um die Spanier zu Sklaven zu machen, darum verbieten sie so streng alle Mißhandlung der Indianer; auch ziemt es Spaniern nicht, die Diener einiger genuesischer Abenteurer zu sein." Die Indianer bemerkten mit Freuden die Entzweiung unter den weißen Männern, sie gingen zu Roldan über, und die ganze Insel ward in kurzer Zeit der Schauplatz der Empörung. Bartholomäus, als Statthalter der Insel, befand sich in der gefährlichsten Lage; ungeachtet seiner Entschlossenheit wagte er die Empörer nicht anzugreifen, da er sich auch auf die Treue derer, die er noch um sich hatte, nicht verlassen konnte. Erst als er durch neue Mannschaft, die aus Spanien gekommen war, Verstärkung an sich gezogen hatte, bekämpfte er die Aufrührer. So fand Columbus bei seiner Ankunft die Lage der Dinge.

Zu den Schrecken der Empörung gesellte sich noch die Hungersnoth, indem drei spanische Fahrzeuge mit Mannschaft und Lebensmitteln an die Küste getrieben wurden, wo sich Roldan aufhielt. Dieser nahm die Lebensmittel für sich und die Seinigen, und bewog die Mannschaft, den Auswurf der Gefängnisse, auf seine Seite zu treten. Columbus durfte es unter solchen Umständen, bei der geringen Anzahl und der Unzuverlässigkeit seiner Leute nicht wagen, die Entscheidung den Waffen zu überlassen. Er mußte mit den Aufrührern in Unterhandlung treten und ihnen allgemeine Verzeihung und Straflosigkeit zusichern. Ja, als sie auch da noch Anstand nahmen, zu ihm zurückzukehren, sah er sich gezwungen, ihnen noch Vortheile zu bewilligen und den boshaften Roldan wieder in sein Amt einzusetzen.

Wiewohl Columbus seinem Könige die treuesten Berichte über die Zustände auf der Insel abstattete, so hatten doch auch Roldan und seine Gefährten Briefe nach Spanien ge-

schickt, in denen sie ihren Aufstand zu rechtfertigen suchten und den Columbus und seine Brüder auf die gehässigste Weise verläumdeten und anschwärzten. Ihre Lügen fanden bei den Feinden des Admirals am Hofe geneigtes Gehör. Unaufhörlich bestürmten sie mit ihren Vorstellungen und Einflüsterungen den ohnehin mißtrauischen Ferdinand, der es schon längst bereut hatte, eine so ausgedehnte Gewalt in die Hände des Columbus gelegt zu haben, zumal dieser ein Ausländer war. Da Columbus selbst darauf angetragen hatte, daß ein unparteiischer Mann als Schiedsrichter zur Untersuchung nach Hispaniola geschickt werden möchte, so ernannte der König dazu einen spanischen Edelmann, Franz von Bovadilla. Aber dieser sollte nicht blos als Schiedsrichter auftreten, er hatte auch vom Könige die Befugniß erhalten, den Columbus, wenn er die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen gegründet fände, abzusetzen und selbst dessen Stelle einzunehmen. Nichts war natürlicher, als daß ein Mann, wie Bovadilla, den Wunsch hegte, den Columbus nun auch wirklich schuldig zu finden, um ihn verdrängen zu können. Gleich bei seiner Ankunft auf Hispaniola nahm er ohne Untersuchung das Haus und die Güter des gerade abwesenden Columbus in Besitz (1500). Dann gebot er jedermann, ihn als den neuen Statthalter anzuerkennen, und schickte dem Columbus ein schon voraus ausgefertigtes königliches Schreiben zu, in dem ihm seine Absetzung angekündigt wurde. Nun erst eröffnete er eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn und forderte jeden auf, seine Beschwerden gegen Columbus vorzubringen. Dieser ertrug alle Schmach mit Ruhe und Gelassenheit, ließ Alles geschehen und verlangte nur gehört zu werden. Während Bovadilla diejenigen, welche Columbus ihrer Vergehungen halber hatte verhaften lassen, sogleich in Freiheit setzte, befahl er den würdigen Mann, ohne ihm eine Vertheidigung zu gönnen, mit seinen Brüdern in Ketten zu werfen und jeden auf einem besonderen Schiffe nach Europa zu führen. Den Anblick dieser Ketten konnten alle wohlgesinnten Spanier nicht ohne bitteren Unwillen ertragen.

Als Columbus den Admiral, der die Gefangenen nach Spanien überführen sollte, in seinen Kerker treten sah, glaubte er, auf's Aeußerste gefaßt, man komme, ihn auf's Blutgerüst

zu führen. Auf die Versicherung, es gehe zu Schiffe, um abzusegeln, war es ihm, als ob er vom Tode zum Leben zurückkehre. Auf dem Schiffe nahten sich ihm der Admiral und der Capitän ehrerbietig und wollten ihm die Fesseln abnehmen, aber Columbus ließ es nicht zu. „Nein", sagte er im Gefühl seiner Würde, „Ihre Majestäten befahlen mir schriftlich, den Verfügungen Bovadilla's zu gehorchen; aus ihrer Macht hat er mich mit diesen Ketten beladen, und ich will sie tragen, bis sie selbst befehlen, daß sie mir abgenommen werden, und will sie aufbewahren als Erinnerungszeichen des Lohnes, den meine Dienste gefunden haben." Seinem Sohne befahl er nachher, sie mit in sein Grab zu legen*).

Diese Art seiner Rückkehr mußte in Spanien allgemeine Unzufriedenheit erregen. Isabella selbst ward bei der Nachricht von der schmählichen Behandlung des großen Mannes von Mitleid und Unwillen ergriffen, und auch Ferdinand scheute sich, die Stimmung des ganzen Volkes zu verletzen. Daher wurden die Gefangenen gleich bei ihrer Landung in Cadix in Freiheit gesetzt und ihrer Ketten entledigt, und Isabella schickte dem Columbus zweitausend Ducaten, um in anständigem Aufzuge bei Hofe erscheinen zu können. Er kam und warf sich schweigend, aber mit dem Blicke des gekränkten Verdienstes an die Stufen des Thrones nieder. Lange Zeit ließen ihn Weinen und Schluchzen nicht zu Worte kommen, dann ermannte er sich zu einer eben so ergreifenden als überzeugenden Vertheidigung. Es fehlte auch diesmal nicht an Versicherungen der Gnade; das ihm genommene Gut ward ihm zurückerstattet und Bovadilla abgesetzt; aber des Vertrages mit Columbus schien der Hof nicht weiter zu gedenken, sondern schickte einen Anderen, den Spanier Don Nicolas de Ovando, als Statthalter in die Colonie.

---

5. Columbus vierte Reise (1502—1504) und Tod (1506).

Columbus vermochte nicht sein Leben in Ruhe und Unthätigkeit zu verbringen, und so erwachte einige Jahre nachher in ihm die alte Neigung, auf Entdeckungen auszugehen. Er glaubte auf seiner vorigen Fahrt festes Land entdeckt zu haben

*) Letzteres wird neuerdings als unwahr in Abrede gestellt.

und wollte versuchen, ob er hier nicht irgendwo eine Durchfahrt nach Indien finden könnte. Er legte daher dem Hofe seinen Plan vor; Isabella war ihm gewogen und schenkte ihm volles Vertrauen; Ferdinand war eifersüchtig auf die Entdeckungen der Portugiesen in Indien und wünschte außerdem den Columbus durch eine neue Seereise von seinen Ansprüchen auf die Statthalterschaft von St. Domingo abzulenken. So erhielt dieser denn vier ziemlich schlechte Schiffe, mit denen er am 9. Mai 1502 von Cadix aus unter Segel ging. Eins derselben war ein so schlechter Segler, daß es schon in den ersten Wochen leck ward und Columbus sich genöthigt sah, nach Hispaniola zu steuern, um es dort gegen ein besseres zu vertauschen. Hier wartete seiner der schnödeste Undank und die empfindlichste Kränkung. Ovando versagte ihm sogar eine Zuflucht in dem Hafen der Insel, die er selbst unter so vielen Gefahren entdeckt hatte. Columbus sah aus bestimmten Anzeichen einen heftigen Sturm voraus, und da der Statthalter eben im Begriff stand, eine ansehnliche Flotte nach Spanien abgehen zu lassen, so gab er ihm den Rath, das Auslaufen derselben noch einige Tage zu verschieben. Man verschmähte jedoch seinen Rath eben so sehr, wie man ihm seine Bitte um Aufnahme in den Hafen beharrlich verweigerte. Aber der Himmel rächte die dem schuldlosen Manne zugefügte Schmach ganz augenscheinlich. Der von ihm vorausgesehene Sturm brach wirklich aus. Er selbst hatte weise Vorkehrungen getroffen und rettete seine Schiffe; aber die ganze reich beladene Flotte von achtzehn Schiffen, die nach Spanien ausgelaufen war, wurde bis auf drei ein Raub der Wellen. Hier fanden auch Roldan und Bovadilla, die sich mit eingeschifft hatten, den Lohn ihrer Frevelthaten.

Columbus suchte nun das feste Land auf, segelte längs der Küste vom Vorgebirge Gracias a Dios südwärts bis Portobello, fand aber die gehoffte Durchfahrt nicht. Auch den Wunsch, in diesem schönen Lande eine Colonie anzulegen, vereitelte ihm die unersättliche Habsucht seiner Spanier. Er mußte die Gegend in Eile verlassen, und nach einer Reihe von Unglücksfällen erreichte er endlich am 14. Juni 1503 Jamaica. Auf der ganzen Reise hatte er mit fürchterlichen Stürmen zu kämpfen, die mit noch fürchterlicheren Gewittern

verbunden waren, das Meer bis auf den Grund durchwühlten und die Schiffe so wüthend umherschleuderten, daß die betäubte Mannschaft alle Besonnenheit verlor. Zwei seiner elenden Fahrzeuge waren zu Grunde gegangen, die beiden anderen wurden mehrmals so heftig an einander geworfen, daß sie fast zerschmettert wurden. An Ausbesserung war nicht zu denken, und der große Weltentdecker hatte jetzt die trostlose Aussicht, sein Leben unter den Wilden im Elend beschließen zu müssen. Um dieses traurige Loos abzuwenden, unternahmen zwei muthvolle Männer, der Spanier Mendez und der Genueser Fiesco, ein kühnes Wagstück. Auf ausgehöhlten Baumstämmen oder Canoe's segelten sie nach Hispaniola, eine Strecke von 40 Seemeilen. Zehn Tage lang ruderten die Indianer, die sie mitgenommen, durch das wogende Weltmeer; mehrere unterlagen der Anstrengung und dem quälenden Durste, da das Trinkwasser ausging, und Alle waren dem Verschmachten nahe, als sie die Insel erreichten. Dort wurden sie von Ovando ein ganzes Jahr hingehalten, und diese Zeit war für Columbus die unglücklichste, die er je verlebt hatte. Sein vorgerücktes Alter, seine Sorgen und Anstrengungen hatten seine Körperkräfte aufgerieben; er litt fast immer an der Gicht und konnte nur selten das Lager verlassen. Seine Leute wollten ihm nicht mehr gehorchen; alle Warnungen, die Indianer nicht mehr zu kränken, wurden verachtet; eine Haufe Spanier verließ ihn, um auf der Insel herumzustreifen und zu plündern; die Indianer zogen sich daher ganz zurück und hörten auf, Lebensmittel zu bringen. Nur die Klugheit und Wissenschaft des kranken Columbus retteten ihn und die Mannschaft vom Hungertod. Er hatte eine Mondfinsterniß berechnet und verkündete den Wilden den Zorn seines Gottes über ihr Betragen, den sie diesen Abend an dem Gesichte des Vollmondes erblicken sollten. Sie sahen wirklich mit Schrecken die helle Mondscheibe sich verdunkeln, baten den furchtbaren Fremdling um Vermittlung und versprachen so viel Lebensmittel zu bringen, als er verlangte. Indeß fuhr die entlaufene Rotte mit ihren Plünderungen fort und machte sogar Anschläge gegen das Leben des Admirals, so daß Bartholomäus Columbus genöthigt war, mit den treugebliebenen Leuten den

Empörern ein förmliches Treffen zu liefern, in dem mehrere von den letzteren getödtet wurden. Die übrigen kehrten zum Gehorsam zurück. Endlich erschienen denn auch Mendez und Fiesco mit zwei Schiffen, um die Verlassenen abzuholen; das eine hatte der treue Mendez gemiethet, das andere Ovando gesandt. Abgezehrt von Krankheit und Kummer kam Columbus auf Hispaniola an, und benutzte die erste Gelegenheit, nach Spanien überzuschiffen (1504).

Hier erfuhr er die traurige Nachricht, daß Isabella, seine Beschützerin, gestorben sei; mit ihr war seine letzte Hoffnung geschwunden. Vergebens waren nun alle seine Gesuche an den König, ihn in die versprochenen Aemter und Würden einzusetzen; vergebens erschien er auch selbst bei Hofe; der treulose Ferdinand wußte sich durch allerlei Ausflüchte der Erfüllung des Vertrages zu entziehen. Columbus hatte zuletzt noch den Schmerz zu erfahren, daß man seine Entdeckung herabwürdigte, die, nachdem sie gemacht war, Allen so leicht und natürlich vorkam, daß man meinte, jeder Andere hätte sie eben so gut machen können.*) Er überlebte seine Gönnerin, Isabella, nicht lange; er starb den 20. Mai 1506 zu Valladolid in einem Alter von neunundfünfzig Jahren, ohne daß man die ihm gethanen Zusagen erfüllt hatte. Sein Bruder brachte seinen Leichnam nach St. Domingo, von wo er im Jahre 1795 nach Havanna auf der Insel Cuba übergeführt wurde. Erst ein Sohn des Columbus, Diego, erhielt endlich die Statthalterschaft über die neuentdeckten Länder, besonders deshalb, weil er sich mit der Tochter eines vornehmen Mannes verheirathete und sich dadurch eine einflußreiche Fürsprache beim König verschaffte.

---

*) Einst saß Columbus in Gesellschaft solcher Leute, denen seine Entdeckung so leicht vorkam, zu Tische, als gesottene Eier aufgetragen wurden. Columbus nahm ein Ei und fragte die Anwesenden, wer von ihnen dasselbe wohl so auf die Spitze stellen könnte, daß es frei stände. Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Columbus das Ei, drückte es an einer Ecke ein und das Ei stand. „Ja", riefen jetzt Alle, „so hätten wir es auch machen können." Und Columbus antwortete lächelnd: „Ganz recht; der Unterschied ist nur, daß ihr es so machen konntet, und daß ich es wirklich so gemacht habe." Die Wahrheit dieser Anecdote wird jedoch neuerdings in Abrede gestellt.

Von den neuentdeckten Ländern gab Americus Vespucius, ein florentinischer Edelmann, der seit 1497 mehrere Reisen dorthin gemacht hatte, die erste ausführliche Nachricht. Da man lange Zeit den neuen Erdtheil nur aus des Americus Buche kannte, so gewöhnte man sich ihn Amerika, d. h. das Land des Americus zu nennen, während er angemessener und gerechter Columbia hätte heißen sollen. Früher hielt man das Land nicht für einen eigenen Erdtheil, sondern für einen Theil von Indien, weshalb noch jetzt die Inseln zwischen Nord- und Südamerika Westindien genannt werden, wogegen man das eigentliche Indien in Asien Ostindien nennt.

III.

Ovando. — Las Casas.

Ovando, der Statthalter von Hispaniola, mißhandelte die Indianer auf die grausamste und unmenschlichste Weise. Allmählich wurde das Verfahren herrschend, die unglücklichen Eingeborenen unter die spanischen Anpflanzer zu vertheilen, um diese beim Anbau des fruchtbaren Bodens und beim Bergbau zu unterstützen. Während nun diesen schwächlichen und der Arbeit ungewohnten Menschen Anstrengungen aufgebürdet wurden, welche die Kräfte des stärksten Mannes überstiegen, war die Kost, die ihnen gereicht wurde, eben so schlecht als unzureichend. Wenn die spanischen Bergwerksvorsteher an der Tafel saßen, krochen die ausgehungerten Indianer wie Hunde unter dem Tische herum, harrend, daß ihnen ein Knochen zugeworfen würde. Suchten sie sich dieser unmenschlichen Behandlung durch Flucht in die Berge zu entziehen, so wurden sie wie wilde Thiere gejagt, furchtbar gepeitscht und mit Ketten beladen. So starben denn die unglücklichen Indianer unter den Mißhandlungen ihrer grausamen Herren so schnell dahin, daß von einer Million Menschen auf Hispaniola nach fünfzehn Jahren kaum noch 60,000 übrig waren. Am empörendsten war das Verfahren Ovandos gegen die Königin Anacoana.

Diese Fürstin beherrschte eine weitläufige und fruchtbare Landschaft der Insel, und war eine treue Freundin der Europäer, denen sie auch den Zins, welchen man ihr und ihrem

Volke auferlegt hatte, willig und regelmäßig entrichtete. Einst zog Ovando mit 300 Mann zu Fuß und 70 Reitern in diese Landschaft, unter dem Vorwand, der Königin Anacoana einen Besuch abzustatten, um das zwischen ihr und den Spaniern bestehende Freundschaftsbündniß noch fester zu knüpfen. Die arglose Königin war über diesen Besuch höchst erfreut, versammelte die ihr untergebenen Caziken um sich und that alles Mögliche, um den Spaniern den Aufenthalt bei ihr recht angenehm zu machen. Nachdem sie ihren Gästen zu Ehren allerlei Spiele und Lustbarkeiten hatte anstellen lassen, bat sich auch Ovando die Erlaubniß aus, ihr nun auch einmal eine Ergötzlichkeit nach europäischer Art bereiten zu dürfen. Am folgenden Tage erschien er an der Spitze seiner Reiterei, während das Fußvolk alle Zugänge zu dem Platze besetzte. Er selbst ritt mit seinem Gefolge in geschlossenen Gliedern bis an den Palast der Königin, der aus einem von vielen Pfeilern getragenen Dache bestand. Die harmlosen Indianer konnten die Schönheit dieses kriegerischen Schauspiels nicht genug bewundern. Aber plötzlich legte Ovando die Hand an sein Ordenskreuz, und dies war die verabredete Losung. Im Augenblick waren alle Schwerter entblößt; man warf sich wüthend über die vor plötzlichem Schrecken entsetzten Indianer her, hieb eine Menge derselben nieder, ergriff die Königin und band die Caziken an die Pfeiler des Palastes. Dann befahl Ovando, das Gebäude in Brand zu stecken, und in kurzer Zeit waren die unglücklichen Opfer seiner Treulosigkeit und Grausamkeit von der Flamme verzehrt. Die Königin selbst wurde nach St. Domingo geschleppt, wo man zum Schein ein Gericht gegen sie eröffnete und sie des Abfalls von den Spaniern beschuldigte. Sie wurde zum Tode verurtheilt und gehenkt. Seit dieser Zeit wagten es die Indianer nicht mehr, sich dem unerträglichen Joche, unter dem sie erlagen, zu entziehen. Natürlich erreichte auch der Abscheu gegen die Spanier unter den Wilden den höchsten Grad. Als die Europäer Cuba eroberten, wurde der Cazike Hatuei, der Widerstand versucht, zum Feuertode verurtheilt. Schon stand er, an einen Pfahl gebunden, auf einem Holzstoß, als ein Franziscaner Mönch zu ihm trat, um ihm den Ort der Seligen nach dem Tode, den Himmel, zu schildern. „Giebt

es", fragte der Cazike, „auch Spanier an diesem glückseligen Orte?" „Allerdings", erwiederte der Mönch, „aber nur gute." — „Der beste taugt nichts", versetzte Hatuei, „ich mag nach keinem Orte gehen, wo ich nur einem Einzigen von diesem verfluchten Geschlechte begegne!"

Unter solchen Umständen waren es nur die Geistlichen, besonders die Dominicaner Mönche, welche ihre Stimme zum Schutze der armen Indianer erhoben. Am hellsten glänzt unter denen, welche mit Eifer und Beredtsamkeit gegen diese unchristliche Behandlung der Wilden predigten, der Name des Bartholomäus de Las Casas. Er war einer der Geistlichen, die mit Columbus auf seiner zweiten Reise nach Amerika gekommen waren, und ein eifriger Vertheidiger der Indianer. Um durch sein eigenes Beispiel seinen Predigten zu Gunsten der Indianer mehr Nachdruck zu geben, setzte er seine Sklaven zuerst in Freiheit. Da man jedoch auf den Inseln seine Predigten nicht achtete, unternahm er mehrere Reisen nach Spanien und suchte den König und seine Räthe zu gewinnen. Dies gelang ihm aber nur unvollständig und auf kurze Zeit. Dennoch weihte er, wenn auch verkannt und von den Spaniern verfolgt, sein ganzes Dasein dem schönen Streben, für die Linderung des traurigen Looses der Indianer zu wirken. Er ermahnte später als Bischof zu Chiapa in Mexico die Geistlichen, keinem Spanier Vergebung der Sünden zu ertheilen, der seinen amerikanischen Sklaven die Freilassung verweigerte. Sämmtliche Bischöfe der neuen Welt billigten auf einer zu Mexico gehaltenen Versammlung diese Lehre. So waren es also die Geistlichen, welche den traurigen Zustand der Amerikaner nach Kräften milderten.

Mit der Zeit ward es allgemeine Sitte, statt der schwächlichen Amerikaner die stärkeren Neger aus Afrika nach der neuen Welt zu führen und zum Anbau zu verwenden. Gewöhnlich nennt man den edlen Las Casas als denjenigen, der zur Schonung der armen Indianer gerathen habe, Neger aus Afrika zu holen. Allein man that dies schon vor seiner Zeit, und der menschenfreundliche Las Casas ist an diesem entehrenden Menschenhandel unschuldig.

IV.

Nugnez de Balboa. – Ferdinand Magelhan.

Inzwischen trieb die Begierde neue Länder aufzufinden, und die Sucht, dadurch in den Besitz großer Reichthümer zu gelangen, fortwähreud zu neuen Entdeckungsreisen an. Auf einer derselben ward (1512) Florida entdeckt. Bedeutender aber waren die Entdeckungen des Nugnez de Balboa. Er hatte die erste Stadt auf der Landenge von Darien angelegt, St. Maria. Er war ein kühner und kluger, sonst aber roher Mann, den seine Gefährten auf den Streifzügen, die sie von St. Maria aus antraten, wegen seines Unternehmungsgeistes an ihre Spitze gestellt hatten. Um die königliche Bestätigung für diese Befehlshaberstelle zu erhalten, suchte er auf seinen Zügen von den Wilden so viel Goldblech einzutreiben, als möglich war. Einst bemerkte ein junger Cazike die heftige Begierde der Spanier nach Gold und holte einen großen Vorrath dieses in seinen Augen werthlosen Metalls hervor, um ihnen ein Geschenk damit zu machen. Als er nun vollends sah, wie die Spanier beim Abwägen des Goldes unter einander in Zank geriethen, sagte er: „Ihr habt unrecht, euch solchen Tandes wegen zu zanken; wenn euch aber wirklich so viel daran liegt, so will ich euch ein Land zeigen, wo ihr so viel davon bekommen könnt, als ihr begehrt. Aber der König dieses Landes ist ein mächtiger Herr, und wenn ihr ihn angreifen wollt, müßt ihr viel zahlreicher sein.“ Der Indianer meinte Peru. Nach seiner Versicherung lag es sechs Sonnen oder Tagereisen nach Mittag hin, wo ein neues Weltmeer beginne, von dem das Goldland begrenzt werde. Balboa vermuthete mit Recht, daß dies das Meer sei, welches Columbus hier zwar gesucht, aber nicht gefunden hatte, und auf welchem man durch eine westliche Fahrt nach Ostindien kommen könnte.

Mit 190 Gefährten machte er sich auf, den Weg nach dem gezeigten Goldlande zu verfolgen, auf welchem ihn der junge Cazike und tausend Indianer, welche den Spaniern Lebensmittel zutrugen, begleiteten. Die kühnen Abenteurer hatten mit unsäglichen Beschwerden und Hindernissen zu kämpfen. Der Weg ging durch Moräste, dicht verwachsene Wälder, hohe Berge voll zahlloser Schlangen und giftigen Ungeziefers; hier und da stellten sich ihnen Caziken

mit ihren Leuten bewaffnet entgegen, um sie vom weiteren Vordringen abzuhalten. Sie wurden angegriffen und durch die Wirkungen des Schießgewehrs so wie durch gewaltige Hunde, die man auf sie hetzte, besiegt und zurückgeschlagen. Indeß waren aus den sechs Sonnen schon fünfundzwanzig geworden, und doch hatte man trotz aller Anstrengungen an manchen Tagen kaum eine Meile Weges zurücklegen können. Endlich kamen sie an einen hohen Berg. Die Indianer deuteten ihnen an, wenn sie den erstiegen hätten, würden sie den Ocean vor sich liegen sehen. Balboa wollte sich die Ehre, eine solche Entdeckung zuerst gemacht und das Entzücken darüber zuerst genossen zu haben, von keinem Anderen streitig machen lassen. Er stieg ganz allein auf den Gipfel des Berges: und vor seinen freudetrunkenen Blicken lag das unermeßliche Weltmeer ausgebreitet. Er fiel auf die Knie und dankte Gott für diese Entdeckung. Nun ließen sich auch seine Gefährten nicht mehr länger halten, sie erstiegen gleichfalls die Höhe und theilten die Wonne ihres begeisterten Führers. Dann stieg Balboa zur Küste hinab, ging mit Schwert und Schild bis an die Brust in's Wasser und nahm das Weltmeer für den König von Spanien in Besitz (1513).

Balboa fand hier mehr Gold und Perlen; auch bestätigte sich durch die Eingeborenen die Sage von dem nach Süden gelegenen Goldland. Da aber seine Mannschaft nicht zahlreich genug, die meisten auch schwach und krank geworden waren, so kehrte er im Anfang des Jahres 1514 nach St. Maria zurück. Eilig schickte er einen Abgeordneten nach Spanien mit einem Theile der kostbaren Beute, die er gemacht hatte, und bat um eine Verstärkung von ungefähr tausend Mann, um den Zug in das südlichere Goldland antreten zu können. In Spanien erweckte die Nachricht von seiner Entdeckung ungemeine Freude, denn man glaubte endlich einen andern Seeweg nach Indien gefunden zu haben, als der war, den die Portugiesen entdeckt hatten. Der König Ferdinand handelte gegen den verdienstvollen Balboa eben so ungerecht und mißtrauisch, als einst gegen Columbus. Nicht Balboa, sondern ein talentloser Mensch, Namens P e d r a r i a s, ward mit fünfzehn Schiffen und 1200 Soldaten zum Statthalter nach Panama ernannt. Noch fünfzehnhundert andere Spanier

hatten sich ihm freiwillig angeschlossen, welche ihre Goldgier zu befriedigen hofften, denn in Spanien ging die Sage, man dürfe dort nur ein Netz ins Meer werfen, um Gold zu fangen.

Sobald Pedrarias in den Meerbusen von Darien eingelaufen war, sandte er einen Officier ab, um dem Balboa seine Absetzung und die Ernennung eines neuen Statthalters zu melden. Sie trafen ihn in einem groben baumwollenen Wamms, in eben so schlechten Beinkleidern und in Schuhen, die von Bast geflochten waren. Er war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken. So groß auch Balboas Befremden über den unerwarteten Undank war, so sehr auch seine Soldaten, deren Zahl bis auf vierhundert angewachsen war, in ihn drangen, sein Recht auf diesen Posten mit den Waffen geltend zu machen: so unterwarf er sich doch freiwillig der königlichen Verfügung und den Befehlen des neuen Statthalters. Die erste That des Pedrarias war, dem Balboa wegen einer früheren Anklage gegen denselben eine Geldstrafe aufzuerlegen.

Das ungesunde Klima raffte indeß viele Leute des Pedrarias hinweg. Die Uebrigen durchstreiften das Land, plünderten und mißhandelten die Eingeborenen auf die unmenschlichste Weise, so daß die freundschaftlichen Verhältnisse, welche Balboa mit einigen Cazicken geschlossen hatte, bald zerstört wurden. König Ferdinand sah endlich seinen Mißgriff ein; er ernannte den Balboa zum Unterstatthalter in allen an der Südsee liegenden Ländern und befahl zugleich dem Pedrarias, ihn in allen Unternehmungen zu unterstützen, selbst aber ohne dessen Rath nichts zu unternehmen.

Balboa brachte nun unter großen Schwierigkeiten vier kleine Kriegsfahrzeuge, die man Brigantinen nennt, zu Stande, mit welchen er die Eroberung Perus ausführen wollte. Eben war er im Begriff mit seiner Mannschaft abzuziehen, als eine Botschaft von Pedrarias anlangte, die ihn zu einer Unterredung an einem bestimmten Orte aufforderte. Kaum war Balboa dort angekommen, als ihn der hinterlistige Pedrarias, in dessen Herzen Neid und Eifersucht von neuem erwacht waren, in Fesseln legen ließ. Er ward beschuldigt, mit verrätherischen Absichten gegen den König und den Statthalter umzugehen, und zum Tode verurtheilt. Alle Spanier, selbst

die Richter, flehten um das Leben des Unglücklichen. Vergebens; der verdienstvolle Balboa ward vorgeführt und öffentlich enthauptet. — Der ruchlose Pedrarias unternahm nichts, und der schon vorbereitete Zug unterblieb.

Der Ruhm, die lange gesuchte Durchfahrt nach Indien endlich gefunden zu haben, gebührt dem Portugiesen Ferdinand Magelhan. Er segelte den 10. August 1519 von Sevilla ab, fuhr an der Küste von Südamerika hinunter und untersuchte jede Bucht. Den 12. Januar 1520 erreichte er die breite Mündung des großen Flusses La Plata. Von hier an hatte er mit gefährlichen Klippen und rauher Witterung zu kämpfen und mußte den 31. März in den Hafen St. Julian einlaufen, um den Winter abzuwarten, der bekanntlich jenseits der Linie in unsere Sommermonate fällt. Hier lernten die Europäer zuerst eine Menschengattung kennen, die von ungewöhnlicher Leibesgröße war, alle an sieben Fuß und darüber. Die Gesichter waren roth bemalt, um die Augen herum hatten sie gelbe Streifen und auf den Backen zwei herzförmige Flecken. Sie waren in Pelzwerk gekleidet und wußten Pfeil und Bogen gut zu gebrauchen. Auch aßen sie im Verhältniß zu ihrer Größe. Magelhan hatte zwei gefangen, um diese Wunder von Größe mit nach Europa zu nehmen; von diesen zweien aß jeder täglich einen Korb voll Zwieback und trank in einem Athemzuge einen halben Eimer Wasser aus. Die Mäuse aßen sie roh, sogar ohne ihnen die Haut abzuziehen. Magelhan nannte dieses Riesenvolk Patagonier.

Auch er hatte mit Unzufriedenheit und Meuterei seiner Leute zu kämpfen. In Patagonien hatten sie schon den Plan gemacht, ihn zu ermorden. Die Verschwörung wurde entdeckt, und zwei der Schuldigen hingerichtet.

Endlich erreichten sie eine schmale Meerenge, die von hohen, mit Schnee bedeckten Bergen eingeschlossen war. Magelhan segelte hierauf zwanzig Tage durch die gewundene und höchst gefährliche Straße, die nach ihm Magelhans-Straße genannt wird. Am 27. November 1520 erblickten sie endlich zu ihrer großen Freude das unabsehbare Meer. Die ganze Mannschaft vergoß Thränen der Freude und des Dankes

gegen Gott. Von den fünf Schiffen aber, mit denen er abgesegelt, waren zwei verloren gegangen, mit den drei übrigen setzte er seine Fahrt weiter fort und steuerte in die unermeßliche Südsee. Ein günstiger Wind trieb ihn nun durch diesen weiten Ocean so ununterbrochen fort, der Himmel war so unveränderlich heiter, daß Magelhan bewogen wurde, dieses Meer das stille zu nennen. Während einer Zeit von drei Monaten und zwanzig Tagen glitten die drei Schiffe so fort, ohne Land zu sehen. Auf eine so lange Fahrt hatte man sich nicht mit Lebensmitteln versehen; der Zwieback, den die Schiffenden aßen, war kein Brod mehr, sondern bloß Staub, mit Würmern vermischt und von einem unerträglichen Gestanke; das Wasser war faul. Um nicht Hungers zu sterben, mußten sie Stücke Rindsleder, die an den Tauen befestigt waren, zur Nahrung zubereiten. „Diese Lederstücke“, sagt ein Reisebeschreiber, der die Fahrt mitmachte, „waren von der Sonne und den Winden so gehärtet, daß wir sie vier bis fünf Tage lang im Meere einweichen mußten. Dann brieten wir sie auf Kohlen, um sie zu essen. Oft aßen wir auch Sägespäne und selbst Mäuse waren eine so gesuchte Speise geworden, daß man für das Stück wohl einen halben Ducaten bezahlte. Dabei wurde fast die ganze Schiffsmannschaft krank, und neunzehn starben.“ — Den 6. März 1521 erblickten sie endlich eine Inselgruppe, die sie wegen ihrer diebischen Einwohner die Ladronen oder Diebesinseln nannten, wie sie noch jetzt heißen. Das klare Wasser, ein Ueberfluß erquickender Früchte, besonders der Kokospalme, und heitere milde Luft stellte alle Kranken in kurzer Zeit wieder her. Magelhan segelte darauf nach den Inseln, die später die Philippinen genannt wurden. Hier aber fand er in einem Gefechte mit den feindlichen Wilden seinen Tod, den 27. April 1521.

Der Rest der kleinen Mannschaft setzte nun auf zwei Schiffen die Reise fort und erreichte den 8. November die große Insel Borneo, und von da Tidor, eine der Molucken. Hier fanden sie Portugiesen, die nicht wenig erstaunt waren, Europäer von Osten herkommen zu sehen, und die bald Feindseligkeiten begannen. Die Mannschaft des einen stark beschädigten Schiffes mußte sich an die Portugiesen ergeben; das andere, einzig noch übrige, Victoria genannt, nahm in

Eile eine gute Ladung moluckischer Gewürze ein, schiffte nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ab und erreichte endlich nach vielen Unglücksfällen am 7. September 1522 den Hafen von Sevilla, von dem es vor drei Jahren ausgelaufen war. Dies war die erste Reise um die Welt. Von 237 Leuten aber, die ausgeschifft waren, kamen nur achtzehn zurück, und diese waren größtentheils krank.

V.

Weitere Entdeckungen der Portugiesen. Vasco de Gama. — Cabral. — Pacheco Pereira.

Unter der Regierung des Königs Emanuel von Portugal wurde eine Flotte von vier Schiffen ausgerüstet, um den von Bartholomäus Diaz entdeckten Seeweg weiter zu verfolgen. Sie ging am 9. Julius 1497 unter Segel. An der Spitze stand der treffliche Seemann Vasco de Gama. Seine Reisegesellschaft, die aus nicht mehr als hundert Mann bestand, war keineswegs frohen Muthes; sie fürchtete, einem gewissen Tode entgegengeführt zu werden, und suchte durch Fasten und Beten den Zorn des Himmels zu besänftigen. Gama kam gerade in der ungünstigsten Jahreszeit an das Kap. Dies erfuhr er bald zu seinem Schrecken, denn die Stürme waren so fürchterlich, daß sie seine Schiffe jeden Augenblick in den Abgrund zu versenken drohten. Noch furchtbarer drohte die Verzweiflung seiner Leute, die den tollkühnen Urheber in ihrer immerwährenden Todesangst mehr als einmal über Bord zu werfen im Begriff waren. Gama überwand indessen durch seine Standhaftigkeit alle Gefahren; er ließ die widerspenstigen Steuerleute in Ketten werfen, stellte sich selbst an's Ruder, und so umsegelten sie endlich den 20. November mit günstigem Winde das Kap. Doch wagte sich Gama nicht gleich in das offene Meer, sondern schiffte an der Ostküste Afrikas hinauf, ob er hier nicht Nachrichten von Indien finden könnte. Je weiter er hinaufsegelte, am Lande der Hottentotten vorbei, längs der Küste von Sofala, desto mehr Spuren von Wohlstand und vom Verkehr mit Indien traf er. Im Hafen von Mosambique sah er zuerst Schiffe mit Segeln. An diesen Schiffen war kein einziger Nagel;

die Bretter waren zusammen gebunden mit Bindfaden von Kokos, womit auch die Fugen verstopft waren. Die Segel waren aus Palmblättern, und einige der größeren Schiffe hatten Landkarten und Kompasse. Hier fanden sie alle indischen Producte und Mohammedaner, welche die Waaren von hier nach dem arabischen Meerbusen abholten. Jetzt waren sie gewiß, das Ziel ihrer Reise zu erreichen. Gama schiffte bis Melinda hinauf, dicht unter der Linie. Hier ward er freundlich aufgenommen, erhielt Seemänner, welche den Weg nach Ostindien schon mehrmals gemacht hatten, und segelte so siebenhundert Meilen quer über den Ocean, bis er am 19. Mai 1499 in den Hafen von Calicut auf der malabarischen Küste einlief.

So war das Ziel der kühnen Unternehmung erreicht, der Seeweg nach Ostindien gefunden. Allein die Portugiesen erkannten bald, daß sie mit ihrer geringen Mannschaft hier keine Eroberungen machen, eben so wenig aber auch mit ihren Schellen, Glaskorallen und anderem glänzenden Tande einen Handel anfangen könnten. Denn die Ostindier waren keine rohen Neger, sondern lebten in blühendem Wohlstande, hatten Städte, Manufacturen, Handel und Ackerbau, und ihr König war von einem prächtigen Hofstaat umgeben. Ein Kaufmann aus Tunis, der sich des Handels wegen hier aufhielt, freute sich sehr, hier so unvermuthet Europäer zu finden. Gama ließ sich durch ihn dem Samorin oder König von Calicut vorstellen und hatte schon die Hoffnung ein vortheilhaftes Bündniß zu Stande zu bringen, als die Mohammedaner, welche von einem solchen Verein den größten Nachtheil für ihren indischen Handel fürchten mußten, aus Neid das gute Einvernehmen störten; sie machten die Portugiesen verdächtig, als kämen sie, dem König das Reich zu rauben, so daß Gama am Ende froh war, mit dem Leben und seinen Schiffen entrinnen zu können. Er segelte schnell nach Melinda, von da um das Cap nach Europa zurück und lief den 29. August 1499 in den Tajo ein.

Schon im folgenden Jahre sandte König Emanuel eine Flotte von dreizehn Schiffen aus unter den Befehlen des Admirals C a b r a l, der den Auftrag erhielt, wenn gütliche Unterhandlungen nichts fruchten sollten, durch Waffengewalt festen Fuß in Indien zu fassen, und das Christenthum mit

Güte oder Gewalt auszubreiten. Cabral hielt sich auf dieser Reise westlicher als sein Vorgänger und fand Brasilien in Südamerika. Er nahm das Land mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten für den König von Portugal in Besitz und fertigte eins seiner Schiffe mit der Botschaft nach Lissabon ab.

Mit den übrigen brach er am 15. Mai 1500 von Brasilien auf und wandte sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf diesem Wege ereilte ihn ein entsetzlicher Sturm, und er hatte den Schmerz, mehrere seiner Schiffe und mit diesen den Entdecker des Caps, Bartholomäus Diaz, vor seinen Augen vom Meere verschlungen zu sehen. Nach vielen Gefahren erreichte er endlich mit nur noch sechs Schiffen Melinda, und am 13. September lief er in den Hafen von Calicut ein. Er hatte eine Zusammenkunft mit dem Samorin und erklärte ihm, daß er hergesandt sei, für Gold und Silber indische Waaren einzukaufen und bat um eine Niederlage für diese Waaren. Der Samorin gewährte dies Anfangs, aber durch die Ränke der Mohammedaner entstanden bald wieder Zwistigkeiten. Die Portugiesen wurden in dem eingeräumten Hause angegriffen, und mehrere erschlagen. Cabral nahm dafür blutige Rache, verbrannte den Indern mehrere Schiffe und ließ Calicut beschießen. Hierauf ging er unter Segel, sprach bei den kleinen Königen von Cochin und Cananor ein, die ihn aus Eifersucht und Haß gegen den Samorin, dem sie zinspflichtig waren, freundlich aufnahmen, uud versah sich bei ihnen mit einer reichen Ladung von Pfeffer und Ingwer, mit welcher er am 23. Junius 1501 glücklich in Portugal ankam.

Die Portugiesen erkannten bald, daß, um in Ostindien festen Fuß zu fassen, eine größere Macht erforderlich sei. Daher schiffte Vasco de Gama im Jahre 1502 mit einer großen Flotte ab, der bald mehrere kleinere Geschwader folgten. Er beschoß Calicut einen ganzen Tag lang, machte reiche Beute an Gold, Perlen, Edelsteinen und Gewürzen und legte im Gebiet von Cochin, dessen König mit Calicut im Krieg lebte, eine kleine Festung an. Nachdem die Flotten sich mit indischen Gütern reich beladen hatten, traten sie die Rückfahrt an. Zur Vertheidigung der Festung blieb Pacheco Pereira, ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuthe, mit drei Schiffen und 160 Mann zurück und verrichtete dort

Thaten, die an das Wunderbare grenzen. Kaum waren nämlich die Flotten abgesegelt, so kam der Samorin von Calicut mit seiner ganzen Land- und Seemacht heran, die aus 60,000 Mann bestand und mit Schießgewehr bewaffnet war. Nur die erstaunenswürdige Tapferkeit der Besatzung, der Geist des Führers und die Ueberlegenheit der europäischen Kriegskunst machten die Vertheidigung möglich. Alle Angriffe des Samorin blieben vergeblich. Nach sechs Monaten gab er voll Unmuth nnd Scham einen Krieg auf, der ihm 18,000 Menschen gekostet hatte. Pereiras That fand so allgemeine Bewunderung, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Lissabon unter lautem Jubel in feierlichem Aufzug in die Domkirche führte, wo ihm der Bischof eine herrliche Lobrede hielt. Auch er gehörte zu den uneigennützigen Helden, denen der Ruhm schon allein genügt; er hatte ein ansehnliches Geschenk des Beherrschers von Cochin ausgeschlagen und blos um ein schriftliches Zeugniß seiner dort verrichteten Thaten gebeten. Der König machte ihn nachher zum Oberbefehlshaber in Guinea. Dort aber erlag seine Redlichkeit den Ränken seiner Feinde; er ward auf eine verläumderische Anklage in Ketten auf die Festung geschickt. Die Zeit entdeckte seine Unschuld; man gab ihn frei, dachte aber nicht weiter an seine vormaligen Verdienste und ließ ihn in Armuth sterben.

VI.

Francesco de Almeida, Alfons von Alboquerque, Statthalter in Ostindien.

Im Jahre 1505 wurde eine aus zwei und zwanzig Schiffen bestehende Flotte nach Ostindien geschickt, unter dem Oberbefehl des Francesco de Almeida. Er hatte den Auftrag, an einigen geeigneten Stellen Festungen anzulegen und dann den Titel eines Unterkönigs anzunehmen. Er nöthigte die indischen Fürsten, die Oberhoheit des Königs von Portugal anzuerkennen, Zins zu entrichten, und die Anlage von Factoreien, ja sogar von Citadellen, in ihren eigenen Hauptstädten zu gestatten. Auch zwangen die Portugiesen die Eingeborenen, ihnen zu bestimmten Preisen zu verkaufen, und keine anderen Käufer zuzulassen, bis sie selbst hinlänglich mit

Vorräthen versehen wären. Es war natürlich, daß diese Beschränkungen den größten Unwillen der Inder erregten und in ihnen die Begierde erweckten, das verhaßte Joch der Fremden abzuschütteln. Doch alle ihre Versuche vermochten gegen die unwiderstehliche Tapferkeit Almeidas und seiner Krieger nichts auszurichten. Sein Sohn Lorenzo war der erste Portugiese, der nach Ceylon, dem Vaterlande des Zimmts, kam, und erwarb unsterblichen Heldenruhm. An der Spitze von elf Schiffen trieb er zweihundert feindliche in die Flucht, die der Samorin mit Anstrengung aller seiner Kräfte ihm entgegengestellt hatte. Dieser indische Fürst erwartete jetzt von dem Sultan Aegyptens und Syriens wirksamen Beistand, der durch den Handel der Portugiesen keinen geringen Schaden erlitt. Da auch die Venetianer ihren Handel durch die Portugiesen, welche den persischen und arabischen Meerbusen zu sperren suchten, gefährdet sahen, so unterstützten sie den Sultan von Aegypten durch allerlei Kriegsbedürfnisse. Nun sandte der Sultan eine Flotte in die indischen Gewässer. Lorenzo, Almeidas Sohn, zog ihr an der Spitze einiger Schiffe entgegen. Seine Lage wurde gefährlich, dennoch dachte er nicht an Rückzug, obschon ihm eine feindliche Stückkugel den halben Schenkel wegriß; er verharrte auf dem Verdecke und fuhr fort, seine Befehle zu ertheilen, bis eine zweite Kugel ihn tödtete. Der Rest der Mannschaft vertheidigte sich noch, bis Alle verwundet und die Pulvervorräthe aufgegangen waren. Den heldenmüthig gefallenen Sohn rächte Almeida durch einen glänzenden Sieg. Nachdem er Verstärkungen aus Portugal erhalten hatte, brachte er der Mohamedanischen Flotte eine solche Niederlage bei, daß dieselbe fast gänzlich vernichtet wurde (1509). Noch in demselben Jahre wurde er nach Portugal zurückgerufen und hatte nach so großen Thaten in Indien das Unglück, auf der Rückreise an der afrikanischen Küste von wilden Hottentotten erschlagen zu werden.

Dem Almeida folgte in der Statthalterschaft Alfons von Alboquerque. Schon ehe er diese Würde erhielt, eroberte er die Insel Ormus, am Eingang des persischen Meerbusens, den allgemeinen Stapelplatz der persischen, arabischen und ägyptischen Kaufleute. Der Beherrscher dieser Insel hatte bisher dem Perserkönige Tribut zahlen müssen. Als er fragte,

wie er es von nun an mit diesem Tribut halten sollte, schickte ihm Alboquerque einige Degenspitzen und Kanonenkugeln, mit dem Bedeuten, diese sollte er den persischen Gesandten überreichen und dabei sagen, in solcher Münze bezahlten die Schutzgenossen des Königs von Portugal, wenn ein anderer ihnen Tribut abforderte. Er hatte schon eine Festung erbaut, welche die beiden Häfen der Insel beschützte, als ihn die Eifersucht der Seinigen und die Treulosigkeit des Königs zwang, die Insel wieder den Mohammedanern zu überlassen. Nachdem auch ein zweiter Zug gegen die Insel mißglückt war, schwur er im Weggehen, sich nicht eher den Bart abnehmen zu lassen, als bis er Ormus wieder gewonnen hätte.

Als er Unterkönig geworden war, ging er stets mit dem kühnen Gedanken um, den Portugiesen die Herrschaft an den Küsten und in den Gewässern von Indien zu verschaffen. Mit großer Weisheit wählte er Goa, das auf einer kleinen Insel in der Mitte der malabarischen Küste liegt, zum Mittelpunkt des portugiesischen Handels. Die Stadt ward eingenommen (1510), aber bald erschien ein Vasall des Königs von Decan und belagerte die Portugiesen. Alboquerque mußte die Stadt räumen und sich auf seine Schiffe begeben, bis ihn die Ankunft von Verstärkungen aus Europa in den Stand setzte, einen abermaligen Angriff zu machen. Im November 1510 eroberte er Goa zum zweiten Mal, und traf nun alle Anstalten, um es zu erhalten und zum Hauptsitze der portugiesischen Macht in Ostindien zu erheben.

Im nächsten Jahre (1511) unternahm er einen Zug gegen Malacca. Die Stadt wurde durch zahlloses Geschütz vertheidigt, dennoch gelang es den 800 Portugiesen durch die außerordentlichste Anstrengung sie zu nehmen. Alboquerque machte ungeheure Beute, eröffnete Handelsverbindungen mit Java und Sumatra, und ein Theil der Flotte drang weiter vor und eroberte die Molucken, das Vaterland der feinsten Gewürze. Von allen Seiten erschienen Gesandtschaften, und die Fürsten von nah und fern wetteiferten gleichsam mit einander, sich um die Freundschaft Alboquerques und des Königs von Portugal zu bewerben.

Jetzt erst kam Alboquerque auf seinen alten Plan zurück, Ormus wegzunehmen und dadurch den Mohammedanern den

Weg nach Indien ganz zu verschließen. Sein schneeweißer Bart war indeß so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hinabreichte. Er rückte 1515 vor die Stadt und beschloß mit ihrer Eroberung die lange Reihe seiner glänzenden Thaten. Denn als er nach Goa zurücksegeln wollte, erhielt er vom König seine Entlassung: ein Mensch, den er selbst zur Strafe nach Portugal zurückgeschickt hatte, wurde zu seinem Nachfolger bestimmt. Diese Nachricht kränkte ihn tief, uud schon entkräftet von einer gefährlichen Krankheit, wollte er gern Goa noch einmal sehen. Er sah es und entschlummerte kurz vorher, ehe sein Schiff in den Hafen einlief, den 16. September 1515.

Alboquerque war von schöner Gestalt, seine Züge waren freundlich und einnehmend, im Zorn aber war sein Blick furchtbar. Im Umgang war er munter und angenehm und sehr reich an witzigen Einfällen. Seine Soldaten betrauerten ihn als ihren Vater, die Bewohner der von ihm bezwungenen Städte verdankten ihm die Einführung besserer Gesetze und einer guten Ordnung, die besiegten Völker rühmten dankbar seine Menschlichkeit und Mäßigung, vnd es hat wenig Helden gegeben, in denen so große Kraft mit so vieler Güte vereinigt war. Viele Jahre nach seinem Tode wünschte man seine Gebeine in Lissabon zu haben, aber die Einwohner von Goa konnten nur erst nach langem Streit durch einen päpstlichen Befehl dahin gebracht werden, die theuren Ueberreste ihres großen Statthalters herauszugeben, dessen Schatten noch jetzt von den hartbedrängten Einwohnern mit Wehmuth angerufen wird.

Nach Alboquerques Tode wurden die Entdeckungen und Eroberungen noch weiter ausgedehnt. Der Handel mit China ward 1518 eröffnet, und von hier aus erreichten die Portugiesen Japan. Durch diesen Handel mit indischen, persischen, chinesischen Waaren wurde Portugal eines der reichsten Länder Europas, doch dauerte diese Blüthe des Reichthums und der Macht nicht lange. Der alte Heldengeist erlosch allmählich, und an seine Stelle trat Habsucht, Weichlichkeit und Ueppigkeit, so wie grausame Behandlung der unterworfenen Völker. Im sechszehnten Jahrhundert gingen die ostindischen Besitzungen an die Holländer verloren, denen sie jedoch in der Folge von den Engländern entrissen wurden.

VII.

Ferdinand Cortez, oder die Eroberung von Mexico (1519—1521).

Die Spanier setzten ihre Entdeckungen in Amerika von der Insel Cuba aus weiter fort, wo der einsichtsvolle Velasquez Statthalter war. Sie entdeckten (1517) die Küste von Yucatan, wo sie kriegerische, in baumwollene Gewänder gekleidete Einwohner fanden. Die Spanier wurden nach einem hitzigen Gefechte zum Rückzug genöthigt; bald aber kamen sie wieder, besiegten die Yucataner und segelten weiter an der Küste hin, bis sie auf Gegenden stießen, deren Fruchtbarkeit und höhere Bildung sie in Erstaunen setzte. Sie fanden hier steinerne Häuser und Thürme und glaubten so viel Aehnlichkeit mit ihrem Vaterlande wahrzunehmen, daß sie dem Lande den Namen Neuspanien gaben. Sie erfuhren hier, daß die Gegend zu einem großen Reiche gehöre, dessen mächtiger König Montezuma in der Hauptstadt Mexico seinen Sitz habe. Die Spanier kehrten vorerst nach Cuba zurück, um dem Statthalter Velasquez Bericht zu erstatten.

Dieser war begierig die gemachte Entdeckung weiter zu verfolgen und befahl eine neue Ausrüstung, deren Ausführung er dem Ferdinand Cortez übertrug, der durch Muth, Unerschrockenheit und Geistesgegenwart zu dieser Unternehmung besonders geeignet war. Cortez hatte sich sechs Jahre zuvor in eine Verschwörung gegen Velasquez eingelassen, war aber begnadigt worden und die Sache schien längst vergessen. Jetzt aber reizten die Klugheit und der Eifer, die er bei der Ausrüstung entwickelte, seine Feinde und Neider, den Verdacht gegen ihn in dem Herzen des Velasquez von neuem rege zu machen, so daß diesen die Wahl des Cortez schon zu reuen anfing. Um so mehr beschleunigte letzterer die Ausrüstung und ging den 10. Februar 1519 mit elf kleinen Schiffen unter Segel. Er führte 600 Mann mit sich, von denen nur 16 mit Pferden und 13 mit Flinten versehen waren. Sein Geschütz bestand in 14 kleinen Kanonen.

Cortez landete an der Küste von Neuspanien, da wo jetzt ein Fort Namens St. Juan de Ulloa liegt. Die Einwohner, die auch hier auf einer höhern Stufe der Bildung

standen, ließen sich mit den Spaniern in einen friedlichen Verkehr ein. Beim Anblick der geharnischten Reiter glaubten sie, daß diese Menschen mit ihren Pferden zusammengewachsen seien, und entsetzten sich, als die Reiter abstiegen und so das, was sie für ein Ganzes hielten, sich theilte. Als sie nun gar den Donner der Geschütze vernahmen, bewiesen sie den Spaniern als höheren Wesen die größte Ehrfurcht. Es kam dem Cortez außerordentlich zu Statten, daß er eine Indianerin aus Yucatan mitgebracht hatte, welche die mexicanische Sprache verstand und daher, weil auch einer der Spanier der Sprache Yucatans mächtig war, als Dolmetscherin dienen konnte.

Nachdem Cortez über das Reich und dessen Hauptstadt nähere Erkundigungen eingezogen hatte, gab er den Indianern zu verstehen, daß er nach Mexico aufbrechen wolle, um ihrem Könige Aufträge von seinem Herrn, dem mächtigen Beherrscher der Ostländer, zu überbringen. Dies ward dem König Montezuma, welcher durch seine Statthalter bereits Nachricht, ja sogar Abbildungen von den Fremdlingen erhalten hatte, schnell hinterbracht. Nicht lange darauf erschienen Gesandte bei Cortez und brachten ihm nebst Geschenken den Befehl, das Land zu verlassen. Da sich Cortez nicht dazu verstand, kam ein zweiter Befehl mit noch größeren Geschenken und wiederholte jene Aufforderung, aus dem Lande zu gehen. Doch gerade durch diese Geschenke wurden Cortez und seine Begleiter nur noch mehr gereizt, sich im Lande festzusetzen. Sie bauten vorerst eine Stadt, der sie den Namen Veracruz gaben.

Unter der Mannschaft befanden sich Zaghafte und Mißvergnügte, besonders Anhänger des Velasquez, die auf Rückkehr drangen. Cortez stellte sich, als ob er ihrem Wunsche nachgebe, und ertheilte den Befehl zur Einschiffung. Die meisten aber erhoben ein lautes Murren und bestanden darauf zu bleiben und auf dem begonnenen Wege weiter vorzubringen. Um nicht von Velasquez abzuhängen, sondern selbstständig auftreten zu können, legte er freiwillig seine Befehlshaberstelle nieder und ließ nun seine Leute selbst wählen, wen sie für den Tüchtigsten und Würdigsten zum Befehlshaber und Oberrichter hielten. Es wurde natürlich kein anderer als Cortez gewählt, und so erschien dieser unabhängig

von Velasquez und als ein Mann, der sich die Herrschaft nicht angemaßt habe. Um jedoch die Freunde des Velasquez zu verhindern, diesen von seinen Schritten zu benachrichtigen, wußte er mit seltener Ueberredungskunst seine Leute zu bewegen, sämmtliche Schiffe zu zerstören, so daß ihnen nur die Wahl zwischen Sieg und Untergang blieb.

Cortez verband sich mit zwei Cazikén oder Unterkönigen, denen der lästige Druck des Montezuma unerträglich war, und nun unternahm er mit einem Häuflein von 500 Spaniern den kühnen Zug in das Innere des Landes, um ein großes Reich mit vielen feindlichen und kriegerischen Völkern zu unterwerfen. Zuerst erkämpfte er sich den Durchzug durch das Land der streitbaren Tlascalaner, die, als sie die Waffengewalt und kriegerische Ueberlegenheit der Spanier erkannten, zu ihm übertraten und ihm fortan als treue Verbündete die wesentlichsten Dienste leisteten. Darauf eroberte er die Hauptstadt der Cholulaner und kam beim Weiterrücken durch trefflich angebautes Land und durch so viele feindliche Städte, daß die Verwunderung der Spanier mit jedem Tage wuchs. Endlich zeigte sich ihnen Mexico selbst in seiner ganzen Ausdehnung, mit seinen weißen Häusern und Tempeln. Sie schätzten die Zahl der Häuser auf etwa 60,000. Die Stadt lag auf einer Insel in dem See Tezcuco, die durch drei Dämme mit dem festen Lande verbunden war. Als Cortez auf einem dieser Dämme seine Mannschaft heranführte, kamen ihm tausend angesehene, in feine baumwollene Gewänder gekleidete Männer entgegen, begrüßten ihn ehrerbietig und verkündeten die baldige Ankunft ihres Gebieters. Kurz darauf erschien Montezuma in einem kostbaren Tragsessel mit großem Gefolge und bezeugte zum Erstaunen seines eigenen Volkes dem Cortez, wie einem Höheren, seine Unterwürfigkeit. Dann geleitete er ihn selbst in die Stadt, wo er ihm und allen Spaniern ein großes steinernes Gebäude zur Wohnung anwies und sie mit reichen Vorräthen versehen ließ.

Hier berichtete Montezuma dem Cortez von einer alten Sage, die unter den Mexicanern bestände, daß in der Urzeit einer ihrer Fürsten in die Lande des Sonnenaufgangs gezogen und nicht wieder gekommen wäre, daß aber der Glaube herrsche, er werde einst von dort wiederkehren und sein Recht auf das

mexicanische Reich geltend machen. Dieser Fürst sei wahrscheinlich der mächtige König, dem Cortez diene, und darum wolle er sich und sein Reich diesem großen König des Ostens zinspflichtig machen. Cortez schenkte indeß dieser Aeußerung Montezumas keinen rechten Glauben, zumal da ihn die Tlascalaner vor der Treulosigkeit des Königs warnten. Da jedoch ein Rückzug aus der Stadt nicht mehr möglich war, so richtete er das ihm angewiesene Haus zu einer Art Festung ein, in der er sich durch geladene Kanonen, sowie durch sorgfältig aufgestellte Wachen, vor einem Ueberfall zu sichern suchte. Dennoch schien ihm seine Lage sehr gefährlich; er beschloß daher seine Kühnheit durch eine noch größere zu krönen und sich der Person des Königs zu bemächtigen, theils um ihn als Geißel gegen das Volk zu gebrauchen, theils auch, um durch ihn jede seiner Forderungen durchzusetzen und sich so am leichtesten der Herrschaft zu versichern. Die Veranlassung dazu gab ihm folgender Umstand:

Ein Feldherr Montezumas hatte inzwischen die abtrünnigen Tlascalaner in ihrem Lande angegriffen und einen Spanier der Besatzung von Veracruz, der ihnen zu Hülfe gekommen, gefangen genommen, hingerichtet und seinen Kopf nach der Hauptstadt geschickt, wo er öffentlich ausgesteckt wurde, um dem Volke zu beweisen, daß auch die Spanier sterbliche Menschen seien. Dieser Vorfall veranlaßte Cortez, in Begleitung seiner tapfersten Hauptleute in den Palast des Königs zu gehen und Genugthuung zu verlangen. Als Montezuma die Auslieferung des Feldherrn versprach, stellte sich Cortez, als sei er für seine Person damit zufrieden, aber die übrigen Spanier hegten gegen den König den Verdacht geheimer Feindschaft; er verlangte daher, daß Montezuma zu ihrer Beruhigung mit ihm gehen und eine Zeit lang mitten unter ihnen wohnen sollte. Der König, seiner Würde eingedenk, weigerte sich, bis nach langem Streite einer der spanischen Hauptleute wild auffuhr und rief: „Wozu so viele Zeit verschwenden! wir müssen ihn entweder mit Gewalt fortschleppen oder niederstoßen!“ Der König erschrak über die Stimme und Geberde des Mannes und fragte, was er gesagt habe. Als er erfuhr, daß sein Leben in Gefahr sei, ergab er sich, denn seit der Ankunft der Spanier hatte ihm die Furcht vor

der Erfüllung jener alten Weissagung allen Muth benommen. Als er, von den Spaniern umgeben, nach des Cortez Wohnung ging, und das Volk Miene machte, diese Mißhandlung seines Königs zu rächen, winkte Montezuma mit verstellter Heiterkeit, um sie glauben zu machen, es sei sein freier Wille, daß er mitgehe. Im Palaste der Spanier wurde er nun wohl bewacht, doch durften seine Hofdiener bei ihm bleiben und seine Räthe ein- und ausgehen; auch that Cortez Alles, ihm seine Lage durch höfliche Begegnung erträglich zu machen.

Er ging jedoch nun Schritt für Schritt weiter; der gefangene König wurde genöthigt, seine klügeren Räthe zu entlassen, und unfähigere, die den Spaniern fügsamer waren, anzunehmen, und endlich mußte er sich sogar öffentlich vor allem Volke für einen Vasallen (Lehnsträger) des Königs von Spanien erklären. Nur zur Abschwörung seiner Götzen und zur Annahme des Christenthums war er nicht zu bewegen. Für die Einführung des Christenthums zeigte Cortez stets den rühmlichsten Eifer, um den dort herrschenden abscheulichen Götzendienst abzuschaffen. Dieser heidnische Gräuel war mit schauderhaften Menschenopfern verbunden und es sollen jährlich an 20,000 Menschen, meist Kriegsgefangene, den mexicanischen Götzen, deren oberster Vitzliputzli hieß, geschlachtet worden sein.

Als Cortez Anstalt machte, zur Ausrottung des Götzendienstes den Haupttempel zu zerstören, gerieth das ohnehin schon längst erbitterte Volk in Gährung, und der Adel von Mexico dachte ernstlich auf Mittel, den König zu befreien. Auch Montezuma ermannte sich und befahl den Spaniern das Land zu räumen, denn weder seine Götter noch sein Volk wollten das längere Verbleiben der Fremdlinge dulden. Um Zeit zu gewinnen, gab sich Cortez den Schein, als wollte er dieses Verlangen erfüllen, müsse aber erst Schiffe zur Rückkehr bauen. Inzwischen hoffte er Verstärkung aus Spanien zu erhalten, doch sollte ihm diese schon früher auf eine ganz unerwartete Weise zukommen.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln des Cortez war nämlich Velasquez längst von dessen Abfall benachrichtigt und hatte in seinem Zorn 18 Schiffe mit 800 Mann zu Fuß, 80 Reitern und 12 Kanonen unter der Anführung des Narvaez

nach Mexico abgehen lassen, mit dem Auftrag, den Cortez in Ketten zu legen und die Eroberung fortzusetzen. Als dieser die Ankunft der Flotte erfuhr, ließ er, weit entfernt den Muth zu verlieren, 140 Spanier zur Bewachung Montezumas zurück und rückte mit den übrigen dem Narvaez entgegen. Während seine Vergleichsvorschläge mit Verachtung zurückgewiesen wurden, schlichen seine Boten heimlich im feindlichen Lager umher und gewannen durch Geschenke und Versprechungen einen Theil seiner Truppen. Ja, es gelang ihm sogar, seinen Gegner in einer finstern Nacht in seinem Lager zu überfallen. Narvaez selbst ward tapfer fechtend verwundet und gefangen, und der größte Theil seiner Leute trat in Cortez Dienste.

Durch diesen glücklichen Umstand bedeutend verstärkt, traf er wieder in Mexico ein, wo seine Gegenwart dringend nöthig war. Ein Unterbefehlshaber hatte unkluger Weise viele vornehme Mexicaner bei einem Feste überfallen und getödtet; dadurch ward das Volk zur Wuth gereizt und machte einen furchtbaren Angriff auf den Palast der Spanier, deren Besatzung in große Gefahr gerieth. Die Zahl der Angreifer stieg durch Zuzug aus der Umgegend von Tag zu Tag, und Cortez, der selbst an der linken Hand verwundet ward, vermochte in mehreren Ausfällen nichts auszurichten. Die Mexicaner fochten jetzt für ihre Götter, für Weiber und Kinder und ihren heimischen Heerd den Kampf der Verzweiflung. Da beschloß Montezuma den Streit durch gütliche Erklärung zu beenden; im königlichen Schmuck erschien er auf einer Zinne des Palastes und erklärte, die Fremdlinge würden das Land verlassen, sobald die Mexicaner die Waffen niederlegten; allein das wüthende Volk warf unter Hohn und Verachtung einen Hagel von Steinen und Pfeilen nach ihm. Schwer am Kopfe verwundet sank der Unglückliche nieder und starb nach wenigen Tagen.

Die Mexicaner setzten indeß den Kampf fort und thaten von dem hohen Dache eines nahen Tempels durch Steinwürfe den Spaniern großen Schaden. Vergebens waren alle Versuche, sie von diesem Thurm zu vertreiben, bis Cortez selbst, trotz seiner Wunde, sich den Schild an den linken Arm binden ließ und an der Spitze seiner Tapfersten hinaufdrang. Die adeligen Mexicaner, die den Tempel besetzt hatten, mach-

ten ihm jede Stufe streitig; oben begann ein äußerst hitziges und blutiges Handgemenge; Cortez ermunterte die Seinen durch Wort und Beispiel. Es wird erzählt, zwei mexicanische Jünglinge hätten schon den Cortez, als er nahe am Rande des Daches stand, ergriffen, um ihn mit sich hinab zu reißen, und nur seiner Stärke und Gewandtheit sei es gelungen, sich loszumachen, so daß die beiden Mexicaner allein hinabstürzten.

Zwar steckten die Spanier nach langer Anstrengung den Tempel endlich in Brand, aber den Ort zu behaupten war ihnen nicht möglich. Sie brachen auf, und um Mitternacht trat das ganze Heer in größter Stille den Rückzug an. Plötzlich wurden sie auf dem schmalen Damme von allen Seiten mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen angegriffen, und auf dem See zeigten sich zahllose Canoe's. Die Bemühung der Spanier, ihre Schätze zu retten, vermehrte noch die schreckliche Noth und Verwirrung. Nach dieser entsetzlichen Nacht, deren Andenken noch jetzt in Mexico fortlebt, musterte Cortez am folgenden Morgen seine Leute. Mit Thränen in den Augen erkannte er, daß er mehr als die Hälfte derselben eingebüßt hatte, von denen viele lebendig ergriffen und den mexicanischen Göttern geopfert worden waren. Auch alles Geschütz und Pulver und fast alle Pferde waren verloren, und nur ein Theil der Schätze gerettet. Nun ging unter steten Beschwerden und Entbehrungen der Rückzug weiter in das Gebiet der treuen Tlascalaner. Aber auf diesem Wege wurden sie auf einmal von einer zahllosen Menge von Mexicanern überfallen. Die Spanier waren ganz ermattet, fast alle verwundet und durch Hunger entmuthigt, glaubten sie, ihr jüngster Tag sei gekommen. Cortez führte dennoch die Seinen nach einer kräftigen Anrede ins Treffen, aber ihr kleines Häuflein verlor sich fast in den unzählbaren Schaaren, von denen sie umringt und beinahe erstickt wurden. Da brachte ihnen Cortez Geistesgegenwart Sieg und Rettung. Er hatte gehört, daß nach dem Glauben der Mexicaner von dem Schicksal ihrer Reichsfahne der Ausgang jeder Schlacht abhänge. Im Augenblick der höchsten Gefahr sprengte er mit einigen tapferen Gefährten auf die Reichsfahne los und streckte den Anführer, der sie trug, mit der Lanze zu Boden. Als

die Mexicaner, schon des Sieges gewiß, dies sahen, ergriffen sie, von jähem Schrecken erfaßt, sinnlos die Flucht.

In Tlascala beschäftigte sich Cortez, ungeachtet seiner Wunden, unaufhörlich mit Plänen zur Wiedereroberung des mexicanischen Reiches. Inzwischen kamen von Cuba und Jamaica aus noch öfters Truppen, die zwar gegen ihn gerichtet waren, aber immer wieder von ihm gewonnen wurden. Mit diesen Verstärkungen machte er einige Eroberungen in den nächstgelegenen Landschaften. Dann brach er mit 550 Mann zu Fuß, 40 Reitern und 9 Kanonen zum zweiten Mal gegen Mexico auf, wo inzwischen Guatimozin, Montezumas Neffe, den Thron bestiegen hatte. Der neue König traf die besten Anstalten zur Vertheidigung, und da das Volk mit der Wuth der Verzweiflung erfüllt war, so kostete die Eroberung der Hauptstadt den Spaniern die höchsten Anstrengungen; doch der Muth eines Cortez bebte vor keinem Hinderniß zurück.

Als die Spanier an dem See, der die Stadt umgab, angelangt waren, fanden sie alle Zugänge gesperrt, die Dämme durchbrochen und den See von Canoe's bedeckt. Um die Hauptstadt angreifen zu können, mußte Cortez zunächst Schiffe bauen lassen, ohne die er den See nicht beherrschen konnte. Der Bau dieser Schiffe war mit großen Schwierigkeiten verbunden; die einzelnen Theile mußten in den Wäldern von Tlascala gezimmert werden, eine Arbeit, die unter großer Mühseligkeit langsam von Statten ging. Dann erschienen 8000 tlaskalanische Sklaven, welche die Balken, Bretter und Masten viele Tagereisen weit auf ihren Schultern an Ort und Stelle trugen. Da Cortez inzwischen die Bewohner in der nächsten Umgebung der Stadt theils durch Güte, theils durch Gewalt auf seine Seite gebracht hatte, so wurden nun die fertigen Schiffe unter Jubel und großen Feierlichkeiten vom Stapel gelassen, und ein siegreiches Gefecht machte ihn zum Herrn des See's. Verstärkt durch 200 neu angekommene Spanier, so wie durch mehr als 200,000 Eingeborene des Landes, begann er nun die Bestürmung der Stadt. Dabei konnte er jedoch nur so verfahren, daß er täglich eine Anzahl Häuser erstürmte und niederbrannte, dann Abends sich in sein Lager zurückzog, um am andern Tage dieselbe Arbeit in gleicher Weise fortzusetzen: denn hätte er sein Hauptquartier

in der Stadt selbst aufgeschlagen, so lief er Gefahr, von allen Seiten überfallen zu werden. Dies hatte vier Wochen gedauert, als seine Soldaten ungeduldig auf einen Hauptangriff drangen. Cortez Anordnung, eine große Dammlücke auszufüllen, um im Nothfall den Rückzug zu erleichtern, wurde nicht befolgt, und im Drange des Sturmes rückten die Spanier unbesonnen vor. Anfangs zogen sich die Mexicaner zum Schein zurück, dann aber wandten sie sich, und durch den Schall einer großen, dem Kriegsgott geweihten Trommel mit religiöser Begeisterung erfüllt, drangen sie so muthig vorwärts, daß die Spanier sich zurückziehen mußten. In der Dammlücke geriethen sie in das dichteste Gedränge; Viele stürzten hinein, andere wurden von den verfolgenden Mexicanern gefangen. Cortez selbst wurde nur mit genauer Noth von einem spanischen Hauptmann gerettet. Die Gefangenen aber wurden nach Einbruch der Nacht lebendig in den Tempel geschleppt; hier schlitzten ihnen die Priester den Leib auf, rissen ihnen das Herz aus und opferten es ihren Götzen. Die geretteten Spanier sahen aus der Ferne mit Grausen diesem Opferfeste zu; sie hörten den Jubel der frohlockenden Mexicaner in ihrem hell erleuchteten Tempel und glaubten die Stimmen ihrer bedauernswürdigen Gefährten zu erkennen.

Ungeachtet des Verlustes von sechzig Mann fuhr Cortez fort, eine Straße nach der andern einzunehmen und niederzureißen, bis nur noch das letzte, aber festeste Stadtviertel übrig war. Hier vertheidigten sich die Mexicaner, alle Vergleichsvorschläge verwerfend, mit solcher Hartnäckigkeit, daß einmal an einem Tage ihrer 40,000 niedergemetzelt wurden, und der Pesthauch der Leichen die Spanier in ihr Lager zurücktrieb. Das Geschrei der Weiber und Kinder war so gräßlich, daß, wie Cortez selbst berichtet, kein Spanier war, dem es nicht das Herz durchschnitt. Gern hätte Cortez Einhalt gethan, aber die Wuth und der Blutdurst der mit ihm verbündeten Indianer, die ihre seit Jahrhunderten erlittene Unterdrückung an den herrschenden Mexicanern rächen wollten, war nicht zu stillen: sie verübten selbst an den nicht mehr kampffähigen Feinden die gräßlichsten Grausamkeiten. Endlich, im August 1521, erfolgte der letzte Sturm und die Einnahme des Restes der Stadt. Guatimozin suchte sich durch die Flucht

zu retten, ward aber eingeholt und vor Cortez gebracht. „Ich habe gethan,“ sprach er mit Würde, „was einem König ziemte: ich habe mein Volk aufs Aeußerste vertheidigt. Jetzt bleibt mir nichts übrig als der Tod. Nimm diesen Dolch und stoß ihn mir ins Herz.“

In ihrer Erwartung, in der Hauptstadt viele Schätze zu finden, sahen sich die Spanier sehr getäuscht. Sie vermutheten, die Besiegten hätten sie in den See geworfen und folterten daher, obgleich Cortez dawider war, den Guatimozin und einen seiner Vertrauten auf schreckliche Weise. Aber keine Marter konnte ihnen ein Geständniß erpressen. Der König schwieg, aber sein Unglücksgefährte jammerte und schrie. Da sagte der König tadelnd zu ihm: „Freund sieh! lieg' ich denn hier auf Rosen?“ Endlich gelang es dem Cortez, den König zu befreien, aber sein Freund erlag den Qualen der Folter.

Als Cortez damit umging, die zerstörte Stadt wieder aufzubauen, erschien ein königlicher Bevollmächtigter aus Spanien, um ihm den Oberbefehl abzunehmen. Seine Feinde hatten sein Verderben beschlossen und bei Kaiser Karl V. seine Absetzung bewirkt. Indeß brachte es Cortez doch durch überzeugende Vorstellungen und glänzende Geschenke dahin, daß er Statthalter von Neuspanien blieb. Das Land wurde unter die Spanier vertheilt und jedem eine Anzahl von Eingebornen zugewiesen. Die Folge davon war, daß die Mexicaner bald in noch schlimmere Knechtschaft geriethen, als unter der gewaltthätigen Herrschaft Montezumas. Cortez wälzte indeß die Schuld von sich ab, indem er berichtete, daß ihn die Spanier mit Ungestüm genöthigt hätten, die Mexicaner also zu bedrücken. Diese Bedrückung veranlaßte Empörungen, die nur durch die größte Härte und Grausamkeit gedämpft wurden. Einmal wurden bei der Bestrafung eines solchen Aufstandes vierhundert mexicanische Edle mit einander lebendig verbrannt, ihre Weiber und Kinder aber gezwungen, diesem schauderhaften Auftritt beizuwohnen.

Noch zweimal bewirkten die Neider des Cortez, daß der Hof in Spanien Bevollmächtigte absandte, um die Verwaltung des Statthalters zu untersuchen. Cortez aber, zu stolz, sich gegen sie zu verantworten, begab sich selbst nach Spanien, und hielt, umgeben von einem Gefolge mexicanischer Edlen,

mit der größten Pracht seinen Aufzug am königlichen Hofe (1528). Sein Gebieter, Karl V., überhäufte ihn zwar mit den größten Ehrenbezeugungen, überließ ihm jedoch von nun an nur die Militairgewalt, während er die innere Landesverwaltung einem Anderen übertrug. Aus dieser Theilung der obersten Gewalt in Neuspanien entstanden fortwährende Streitigkeiten zwischen den beiden höchsten Beamten. Theils aus Verdruß darüber, theils von Thatendurst getrieben, ging Cortez auf neue Unternehmungen aus und entdeckte (1536) die Halbinsel Californien.

Seine Feinde ruhten indeß nicht, ihn zu verfolgen. Er ging zum zweiten Mal nach Spanien, fand aber eine sehr kalte Aufnahme. Mißmüthig über den Undank seines Herrn, starb er in einem Alter von zweiundsechzig Jahren (1547). Sein Körper wurde nach Mexico geschafft, wo seine Gebeine noch jetzt gezeigt werden.

VIII.

Franz Pizarro, oder die Eroberung von Peru. — Almagro. — Pedro de la Gasca.

Balboa hatte zuerst die Spur des reichen Peru gefunden; der Ruhm, es völlig zu entdecken und für Spanien zu erobern, war dem Franz Pizarro vorbehalten. Er war der Sohn eines Hauptmanns und soll, von seinem Vater gänzlich vernachläßigt, in seiner Jugend die Schweine gehütet haben. Er war ein Mann von demselben Unternehmungsgeiste, demselben Thatendurst und derselben Ausdauer wie Cortez, dem er aber an Bildung und Adel der Gesinnung weit nachstand. Nachdem er zuerst in Italien Kriegsdienste gethan hatte, ging er nach Amerika, wo er mit Cortez und Balboa bekannt wurde und letzteren auf seinen Zügen begleitete. Schon damals legte er ausgezeichnete Proben von Geist und Tapferkeit ab. Er verband sich später mit Diego de Almagro, der eben so roh aufgewachsen war, wie Pizarro, denn beide konnten weder lesen noch schreiben. Das Geld zu ihrer Unternehmung schoß ihnen ein Priester vor, Hernando de Luque. Die Stelle eines Anführers übernahm Pizarro.

Er steuerte nach Süden und segelte unter den größten Beschwerden die Küste entlang. Die Fahrt ging nur langsam von Statten und viele seiner Leute wurden ein Opfer des ungesunden, feuchtheißen Klimas. Endlich erreichte er die Küste des fruchtbaren und goldreichen Peru (1526). Das Land war gut angebaut und hatte einen überaus großen Reichthum an edlen Metallen. Da aber Pizarro nur noch hundert Mann hatte, so konnte er keine Kolonie anlegen und begnügte sich, goldene und silberne Gefäße und Proben peruanischen Kunstfleißes zu sammeln. Dann kehrte er im dritten Jahre nach seiner Ausfahrt nach Panama zurück. Da er vom dortigen Statthalter keine Unterstützung bekam, schiffte er nach Spanien und machte dem Kaiser Karl V. eine so glänzende und lockende Schilderung von den Reichthümern des neuentdeckten Landes, daß dieser ihm die Statthalterschaft darüber verlieh und ihm die Erlaubniß ertheilte, seine Offiziere und die übrigen Beamten selbst zu wählen, wogegen Pizarro die Kosten der Ausrüstung übernahm (1528). Cortez, der sich damals in Spanien befand, schoß ihm eine Summe Geldes vor.

Mit 180 Mann, unter denen sich 36 Reiter befanden, trat Pizarro auf drei kleinen Schiffen seine Unternehmung an. An der Küste von Peru angelangt, legte er seine Kolonie an, die er St. Michael nannte, und verfuhr überall mit Rohheit und Gewalt, indem er nur darauf ausging, den Einwohnern Gold abzupressen. Diese wurden theils verscheucht, theils fügten sie sich nur mit Widerwillen seiner Gewalt.

Je tiefer Pizarro in das Innere des Landes rückte, desto fruchtbarer zeigte sich der Boden, desto höher die Bildung des Volkes, welche sogar die der Mexicaner noch übertraf. Der Ackerbau blühte, ja man fand zwei Wasserleitungen, um den Boden künstlich zu bewässern. Der Verkehr ward durch zwei Kunststraßen gefördert, welche die Spanier in Staunen versetzten. Das Land hatte zwar nur eine große Stadt, Namens Cusco, während in den übrigen Theilen nur kleine Orte und zerstreut liegende Gebäude zu finden waren, aber diese Stadt war sehr groß und prächtig und wohlbefestigt. Der große Sonnentempel darin war ganz mit Goldplatten gepflastert und über dem Hauptaltar erhob sich

ein so großes Sonnenbild von massivem Golde, daß es fast von einer Mauer zur andern reichte; zu beiden Seiten dieser Sonne saßen der Reihe nach auf goldenen Thronen die wohleinbalsamirten Körper der Yncas oder Könige. Auch die Tempelthüren waren mit Goldplatten belegt. Die Paläste der Stadt waren von ungeheurer Größe und Pracht, die Privathäuser waren zweistöckig und mit röthlichem glänzenden Mörtel bekleidet. Auch fanden sich in Cusco Bildwerke von edlem Metall, sowie Gefäße von Thon, welche von hoher Kunst und einem feinen gebildeten Geschmack zeugten.

Die Peruaner verehrten die Sonne und führten den Stammvater ihrer Könige auf einen Sprößling dieser ihrer obersten Gottheit zurück. Dieser Sohn der Sonne war der Sage nach vor Jahrhunderten in das Land gekommen, hatte die rohen Stämme in nützlichen Kenntnissen unterrichtet, ihnen eine Religion gegeben und sie durch bürgerliche Einrichtungen zu einem Reiche verbunden. Er war zugleich ihr erster Ynca oder Landesfürst. Das Volk theilte sich in Edle, Gemeinfreie und Knechte. Ihre Religion, die von Menschenopfern unbefleckt war, hatte auf die Bewohner wenigstens den Einfluß gehabt, daß sie von Charakter mild und sanft waren.

Kurz vor Pizarros Ankunft war der zwölfte König in der Reihe der Yncas gestorben. Er hatte das benachbarte Königreich Quito erobert und außer einer Gemahlin aus dem Stamme der Yncas eine Tochter des Königs von Quito geheirathet. Von dieser hatte er einen jüngeren Sohn, Namens Atahualpa, von jener einen älteren, der Huascar hieß. Nach des Vaters Willen sollte Atahualpa König in Quito werden, aber dagegen erhob sich Huascar, der in beiden Reichen die Nachfolge in der Herrschaft verlangte. Darüber kam es zwischen beiden Stiefbrüdern zum Krieg, in welchem Atahualpa den Huascar gefangen nahm und alle Sprößlinge aus dem Stamme der Yncas von Cusco umbringen ließ. Diese im Lande herrschende Zerrüttung kam den Spaniern sehr zu Statten. Unaufhaltsam drangen sie vor, und bald erschienen Gesandte des Huascar, die um Hülfe baten. Als dies Atahualpa erfuhr, schickte auch er Gesandte mit reichen Geschenken an Pizarro, um ihn für sich zu gewinnen. Pizarro sagte ihm sogleich Beistand zu und rückte darauf nach

dem Flecken Caxamalca vor, wo ihm der König einen Besuch abstatten wollte. Der spanische Befehlshaber hatte den geheimen Plan, ihn dort gefangen zu nehmen.

Der Ynca erschien auf das reichste und prachtvollste geschmückt, auf einem Tragsessel, begleitet von einem glänzenden Hofstaate, und mit einem Heere von 30,000 Mann. Ein spanischer Geistlicher trat hervor und hielt ihm eine Anrede in spanischer Sprache, welche schlecht gedolmetscht wurde, in der er dem König erklärte, daß Christus, der Erlöser der sündigen Menschheit und Herr der Welt sei, daß er die Herrschaft der Welt dem Papste übertragen und dieser alle Länder der neuen Welt dem Könige von Spanien geschenkt habe, dem folglich auch der Ynca sich unterwerfen müßte. Diese Lehre mußte dem Atahualpa natürlich ganz unverständlich sein. Er berief sich auf sein ererbtes Recht und fragte den Priester, woher er diese Lehren habe. Dieser antwortete, es stehe in dem Buche, das er in Händen habe, worin das Wort Gottes enthalten sei, und reichte ihm sein Gebetbuch hin. Der Ynca nahm das Buch, hielt es — unbekannt mit der Schreibekunst — an's Ohr und sagte: „Es schweigt, es sagt mir nichts", und warf es gleichgültig auf die Erde. „Ha", rief bei diesem Anblick der erzürnte Priester, „das Evangelium ist entweiht, zu den Waffen, Christen! Rächet diese Entheiligung an diesen ruchlosen Hunden!" Pizarro gab das verabredete Zeichen, und der Angriff geschah. Die nächsten Peruaner um den Ynca wurden niedergehauen, er selbst von Pizarro fortgeschleppt, indeß das Einhauen der Reiterei und die Wirkung zweier Kanonen hinreichten, das ganze Heer in verwirrte Flucht zu treiben. Die Spanier setzten den Fliehenden nach und metzelten, so lange der Tag dauerte. An viertausend Peruaner sollen an diesem Tage niedergehauen worden sein. Die Beute an Gold und Silber war unermeßlich. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Spanier ihre Treulosigkeit durch die Behauptung entschuldigen, Atahualpa sei deshalb mit einem so großen Heere gekommen, um unter dem Schein des Friedens die Spanier zu überfallen, worin ihm Pizarro nur zuvorgekommen sei.

Als Atahualpa die Goldgier der Spanier gewahrte, erbot er sich, für seine Freiheit so viel Gold herbeizuschaffen, als

das Zimmer seines Gefängnisses bis zu einer Höhe, die er mit seinen Händen noch erreichen konnte, fassen würde. Pizarro ging darauf ein und zog mit Kohle einen Strich um alle vier Wände des Zimmers, daß zweiundzwanzig Fuß lang und sechszehn Fuß breit war. Der Inca ließ das Gold aus Tempeln und Palästen herbeischaffen. Indeß aber bot Huascar, der sich noch in Atahualpas Gewahrsam befand, dem Pizarro eine noch größere Menge Goldes, wenn er ihm seine Hülfe zuwenden wolle. Davon wurde Atahualpa benachrichtigt, und in der Angst, sein Bruder möchte obsiegen und dann sein Leben verwirkt sein, gab er seinen Leuten den geheimen Befehl, seinen Bruder zu tödten. Der Befehl wurde pünktlich vollzogen; bald aber sollte des Bruder Blut über ihn selbst kommen. Vorher jedoch theilten die habsüchtigen Spanier das herbeigeschaffte Gold. Die Geschichte stellt kein Beispiel einer so großen und plötzlichen Bereicherung von Soldaten auf. Der Reiter bekam 8000 Pesos, der Fußgänger die Hälfte, der Hauptmann 20,000 Pesos in Gold,*) ohne das Silber zu rechnen.

Nun ließ Pizarro, der den Untergang des Atahualpa beschlossen hatte, diesem einen förmlichen Prozeß machen. Er selbst und Almagro saßen zu Gericht. Das Ergebniß war, daß der Inca als Götzendiener, Thronräuber, Brudermörder und Empörer gegen den König von Spanien zum Feuertode verurtheilt wurde. Vergebens bat Atahualpa, man möchte ihn nach Spanien schicken, wo er vom König ein milderes Urtheil hoffte. Pizarro befahl, ihn augenblicklich zum Richtplatz zu führen. Der Geistliche wollte ihn jetzt noch zum Christenthum bekehren und versprach ihm Linderung der Strafe, wenn er sich zum Gott der Christen wende. Der Geängstigte willigte in die Taufe und ward dafür nicht verbrannt, sondern am Pfahle erdrosselt.

Nach der Auflösung der peruanischen Herrschaft geriethen die beiden Eroberer Perus Pizarro und Almagro, über den Besitz Cuscos mit einander in Streit. Vorerst kam jedoch noch eine Versöhnung zu Stande; Almagro sollte Chili er-

*) Der Peso beträgt etwa 1⅓ Thaler. Uebrigens ist zu bemerken, daß das Gold damals einen ungleich höheren Werth hatte, als jetzt.

obern und trat seinen Zug über die wildesten und höchsten Gebirge an. Als er in die fruchtbaren Ebenen Chilis hinabgestiegen war, fand er die Eingeborenen so streitbar, daß er keine Niederlassung gründen konnte. Indessen baute Pizarro die Stadt Lima (1535), hatte aber bald gegen einen furchtbaren Aufstand der Peruaner zu kämpfen und war eben in größter Bedrängniß, als Almagro von Chili zurückkehrte, die Peruaner schlug und sich Cuscos bemächtigte, wobei er sogar zwei Brüder Pizarros, Ferdinand und Gonzalo, gefangen nahm. Gonzalo entkam, und obgleich Almagro vom Pizarro schon mehrmals betrogen worden war, so ging er dennoch jetzt auf dessen Vorschläge ein und gab auch Ferdinand frei. Almagro aber sollte seine Leichtgläubigkeit bald bereuen. Die beiden Brüder Pizarros stellten sich an die Spitze eines Heeres, lieferten dem kranken, fünfundsiebzigjährigen Almagro eine blutige Schlacht und nahmen ihn gefangen. Sie stellten ihn darauf vor Gericht, sprachen über ihn als einen Verräther das Todesurtheil aus und ließen ihn erdrosseln (1538).

Drei Jahre nachher rächte Almagros Sohn seinen Vater. An einem Sonntage (1541) um die Mittagszeit, wo Alles in dem heißen Klima sich der Ruhe überließ, stürzten achtzehn Verschworene auf die Straße und riefen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann sterbe!" Dann drangen sie in den Palast des Statthalters ein. Pizarro war eben vom Tisch aufgestanden und unterredete sich mit einigen Freunden, als ein Edelknabe heraneilte und die Gefahr anzeigte. „Verriegele die Thür!" rief Pizarro einem Officier zu, aber dieser, der schon durch des Pagen Nachricht den Kopf verloren hatte und die Verschworenen kommen hörte, ging ihnen verwirrt entgegen und fragte sie, was sie wollten. Ein Stoß durch den Leib war die Antwort. Als sie hineindrangen, sprangen einige der Anwesenden aus den Fenstern, andere zogen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob sich ein hitziges Gefecht, der alte Pizarro vertheidigte mit Schwert und Schild den Eingang und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getrost, Kameraden!" rief er, „unserer sind noch immer genug, diese Verräther zu züchtigen." Nach langem Kampfe fiel endlich sein Stiefbruder neben ihm, dann

seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er an Kräften erschöpft und fast athemlos, einen tödtlichen Lanzenstoß in die Kehle. Nach vollbrachter That gewann der junge Almagro bald einen ansehnlichen Anhang und ließ sich bereits zum Statthalter erklären, als ein Bevollmächtigter aus Spanien erschien, der die Empörer schlug und den Almagro hinrichten ließ (1542).

Unterdessen waren die Entdeckungen in Südamerika erweitert, namentlich in Chili eine Colonie angelegt. Auch hatte Gonzalo Pizarro, der Statthalter von Quito, das Land jenseits der Anden bis an den Marannon oder Amazonenstrom unterworfen.

In Peru aber, wie in allen neuentdeckten Ländern, herrschte unter den Spaniern die größte Gesetzlosigkeit. Raubgier unterdrückte alle menschlichen Gefühle: man plünderte und ermordete Feinde und Freunde mit empörender Grausamkeit. Da fing endlich der spanische Hof an, darauf zu denken, diese Länder zu ordnen, Gesetzlichkeit einzuführen, die Willkühr der Statthalter zu beschränken und die Freiheit der Indianer durch Gesetze sicher zu stellen. Die spanische Regierung schickte den edlen Pedro de la Gasca nach Peru. Er war ein Geistlicher und ein Mann von der größten Einsicht, Rechtschaffenheit und von beispielloser Uneigennützigkeit. Seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Ansehn und sein entschiedenes, edles Betragen verschafften ihm überall Achtung. Die Soldaten und Offiziere des Gonzalo Pizarro brachte er fast alle durch Milde und Versprechungen auf seine Seite, und noch an demselben Tage, wo die Heere zusammenstießen, liefen ganze Haufen der Widerspenstigen zu Gasca über, so daß der Kampf ohne großes Blutvergießen entschieden ward. Der trotzige Pizarro selbst ward gefangen und enthauptet.

Mit Mäßigung und Vorsicht führte der weise Gasca allmählig eine gleichmäßigere Vertheilung der Güter ein, denn einzelne Offiziere und Soldaten hatten sich alles Eigenthums bemächtigt, und milderte die Sklaverei, unter der die Peruaner seufzten. Die Soldaten murrten anfänglich; aber er wußte sie theils durch Entdeckungsreisen zu zerstreuen, theils durch Ehrenstellen zu gewinnen, und so wurde ein Land der wildesten Empörungen und ungeheuerer Ausschweifungen

durch eines Mannes Klugheit in eine ruhige und gehorsame Provinz verwandelt. Bei allen Belohnungen, die er hatte austheilen müssen, konnte er dennoch dem Könige sechs Millionen Thaler nach unserem Gelde mitbringen. Er sehnte sich nämlich nach Vollendung seines Werkes in den Privatstand zurück, und verließ Peru so arm als er es betreten hatte, aber allbewundert, fast angebetet wegen seiner Weisheit und Rechtschaffenheit. Kaiser Karl V. machte ihn nachher aus Dankbarkeit zum Bischof von Valencia, wo er seine letzten Tage in Ruhe verlebte.

Das Zeitalter der Reformation.

IX.

Wahl Kaiser Karl's V.

(1519—1556.)

Maximilian I. starb im Anfange des Jahres 1519. Sollte der von ihm gebotene Landfrieden nicht wieder in Vergessenheit gerathen, so mußte der deutsche Kaiserthron bald von neuem besetzt werden. Um die römisch-deutsche Kaiserwürde bewarben sich drei der mächtigsten Könige Europas, Heinrich VIII. von England, Franz I. von Frankreich und Karl V. von Spanien. So wenig Macht mit dieser Würde verbunden war, so stand sie doch noch bei den Menschen in hohem Ansehen und ihr Glanz übte einen großen Einfluß auf die Gemüther der Nationen aus. Dies war der Grund, warum sich damals jene drei Könige so eifrig darum bewarben. Heinrich VIII. mußte jedoch bald zurücktreten, und so schwankte die Wahl nur noch zwischen Karl und Franz. Letzterer that alles Mögliche, die deutschen Fürsten für sich zu gewinnen; seine Gesandten zogen, allen guten Deutschen zum Aergerniß, mit Pferden, die mit Goldsäcken beladen waren, bei den Fürsten umher, deren Stimmen zu gewinnen; auch wurden große Versprechungen nicht gespart. Dennoch hatte Karl die meisten Aussichten, da die Deutschen sich lieber einer spanischen, als einer französischen Oberhoheit fügen wollten. Auch war Karl von Geburt ein Deutscher, und eine Reihe seiner Ahnen hatte bereits die Kaiserkrone getragen. Sein Großvater war Maximilian I. der aus seiner Ehe mit Maria,

der Erbtochter des letzten Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, einen Sohn hatte, Philipp, mit dem Beinamen „der Schöne.“ Dieser vermählte sich mit Johanna von Spanien, der Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabellas von Castilien. Von dieser Johanna wurden ihm zwei Söhne, Karl und Ferdinand geboren *).

So ward Karl durch seine Abstammung Beherrscher von Spanien, den Niederlanden, Oestreich, Neapel und Sicilien. Da nun auch die reichen Länder der neuen Welt für ihn entdeckt und erobert wurden, so war er der mächtigste Fürst seiner Zeit, in dessen weitem Reiche, wie man zu sagen pflegte, die Sonne nicht unterging. Dazu kam noch die Hoffnung auf die deutsche Kaiserkrone.

Im Juni 1519 fanden sich die Kurfürsten zur Wahl in Frankfurt ein. Da die Gesandten der fremden Mächte nicht in die Stadt gelassen wurden, so schickten die französischen und spanischen die Reden, die sie hatten halten wollen, schriftlich ein. Die französischen sagten darin, Niemand könne so einfältig, so von allem gesunden Menschenverstande entblößt sein, daß er nicht klar sehe, König Franz überstrahle alle anderen Fürsten, sowohl an Glück, als an hoher Tugend. Ihm müßten die Fürsten die Krone nicht nur darbieten, sondern wenn er sich weigern sollte, sie anzunehmen, ihn dazu nöthigen. Es sei kein Grund, warum die Deutschen einem Bunde mit den Franzosen entgegen sein sollten, den mildesten und sanftesten aller Menschen durch Natur, Gewohnheit und Unterricht.

Bei der Wahl sprach sich zuerst der Kurfürst von Mainz für Karl, dann der Kurfürst von Trier für Franz aus; die meisten Wähler aber gaben ihre Stimme einem Dritten, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der den Beinamen des Weisen führte. Doch dieser treffliche Fürst weigerte sich beharrlich, die dargebotene Krone anzunehmen, da

---

*) Karls Herkunft macht folgende Stammtafel deutlich:

Ferdinand der Katholische ∞ Isabella von Kastilien.
Maximilian I. ∞ Maria v. Burgund.
Johanne vermählt mit Philipp dem Schönen.
Karl V. Ferdinand I.

er wohl fühlte, daß er bei seiner geringen Hausmacht den verwickelten Verhältnissen der Zeit nicht gewachsen sein werde. Er stimmte daher entschieden für Karl, der ja ein Deutscher sei, in Deutschland Länder habe, und als der mächtigste Herrscher am meisten im Stande sei, dem Reiche Schutz und Ansehen zu verleihen. Die Stimme des einflußreichen Kurfürsten überwog, und Karl ward zum Kaiser erhoben. Als die Wahl dem Volke verkündet wurde, freute sich Jedermann, daß die Hoffnungen der Franzosen getäuscht worden seien. Doch mußte Karl zuvor einen besonderen Wahlvertrag eingehen und gewisse Bedingungen beschwören, durch welche die deutschen Fürsten ihre Selbstständigkeit zu wahren suchten.

Ein Jahr nach seiner Wahl wurde Karl mit großer Feierlichkeit und Pracht zu Aachen gekrönt (1520). Dann ging er nach Köln, von wo er seinen ersten Reichstag auf das nächste Jahr nach Worms ausschrieb, indem er die Stände einlud, sich in Person einzufinden. Dies ist der durch Luthers Erscheinung und Aechtung weltberühmt gewordene Reichstag. Ehe jedoch von diesem die Rede sein kann, muß zuvor über Luthers Auftreten das Nöthige vorausgeschickt werden.

X.
Die Reformation in Deutschland durch Doctor Martin Luther.

1. Luthers früheres Leben.

Hans Luther, ein armer ehrlicher Bergmann in einem thüringischen Dorfe Möra, zwischen Eisenach und Salzungen, reiste im November 1483 mit seiner Frau auf den Jahrmarkt nach Eisleben. Hier wurde ihm den 10. November Abends um 11 Uhr ein Sohn geboren, den er gleich den folgenden Tag in der Kirche taufen*), und weil es eben Martinstag war, Martin nennen ließ. Als bald darauf Hans Luther eine bessere Stelle bei den Bergwerken um Mansfeld bekam, schlug er seinen Wohnsitz in diesem Städtchen auf. Hier

*) Man zeigt in Eisleben noch jetzt den Taufstein, an dem er getauft ist, und die Kanzel, von der er in der Folge gepredigt hat.

schickte er seinen Sohn schon frühe zur Schule, und trug ihn Anfangs sogar auf den Armen hin. Vater und Lehrer behandelten aber den Knaben sehr strenge, so daß er ein äußerst schüchternes Wesen annahm, das sich auch in den nächsten Jahren noch nicht verlor. Noch in seinen männlichen Jahren dachte er oft mit Tadel an diese übertriebene Strenge zurück. „Mein Vater," so schreibt er, „stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu ihm gewöhnte. Die lieben Eltern meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafe einzurichten." Eben so streng behandelte ihn der Schulmeister in Mansfeld. Fünfzehnmal hinter einander bekam er einmal an einem Vormittage die Ruthe.

Im vierzehnten Jahre sandte ihn der Vater nach Magdeburg, dort die lateinische Schule zu besuchen Da aber der Knabe in dieser Stadt einen zu kümmerlichen Unterhalt fand, nahm er ihn wieder weg und schickte ihn (1497) nach Eisenach, wo die Mutter Verwandte hatte. Aber auch hier mußte er, wie in Magdeburg, sein Brod mit Singen vor den Häusern verdienen und bekam vor mancher Thür statt des gehofften Brodes nur schnöde Worte. Endlich nahm sich die Frau des Kunz Cotta aus Mitleid seiner an und gab ihm Wohnung und Unterhalt. Nun konnte er, frei von Nahrungssorgen, ungestört lernen und für sich arbeiten. Sein ernster und dabei doch heiterer Sinn, seine leichte Fassungskraft, seine Anlage zur Wohlredenheit und sein unermüdlicher Fleiß erfreuten seine Lehrer. Mit Kenntnissen wohl ausgerüstet, bezog er als achtzehnjähriger Jüngling (1501) die Universität zu Erfurt. Hier studirte er die Weltweisheit der damaligen Zeit, die ihm jedoch bald den tiefsten Widerwillen einflößte, und die Werke der griechischen und lateinischen Schriftsteller. Besonders gern besuchte er die Universitätsbibliothek, und hier war es, wo er zum ersten Male eine vollständige Bibel, doch nur in der lateinischen Uebersetzung, zu Gesichte bekam. Darüber schreibt er selbst: „Da ich zwanzig Jahre alt war, hatte ich noch keine Bibel gesehen, ich meinte, es wären keine Evangelia und Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberei zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung."

Sein angestrengter Fleiß und die ärmliche Kost zerrütteten seine Gesundheit. Dennoch ließ er nicht ab zu studiren, und als er 1515 Doctor wurde, hielt er selbst Vorlesungen. Sein Vater wollte, er sollte ein Rechtsgelehrter werden. Allein dazu fühlte er durchaus keine Neigung: er scheute das unruhige Leben und die Händel der Welt, zu denen ihn die Rechtsgelehrsamkeit zwingen würde. Schüchtern gemacht durch seine harte Erziehung, liebte er die Einsamkeit und nach und nach erwachten in ihm trübe, ängstliche Gedanken. Voll von diesen ging er eines Morgens zu seinem Freunde Alexis und fand diesen von bösen Buben ermordet, in seinem Blute schwimmend. Tief erschüttert trat er die Reise zu seinen Eltern an, die er besuchen wollte. Auf der Rückreise ward er von einem heftigen Gewitter überrascht; ein Blitzstrahl fuhr nicht weit von ihm in die Erde, und raubte ihm alle Besinnung.*) Ein so frommes Gemüth, wie das Luthers, konnte darin nur Gottes Gnade erkennen, der sein Leben so wunderbar erhalten hatte, und wenn schon früher in ihm der Gedanke rege war, sein Leben Gott zu weihen, so ward dieser jetzt zum festen Entschluß. Nachdem er seinen Freunden einen kleinen Abschiedsschmaus gegeben hatte, ging er, ohne Jemanden etwas davon zu sagen, noch in der Nacht nach dem 17. Juli nach dem Augustinerkloster in Erfurt und ließ sich als Mönch aufnehmen. Am anderen Tage nahm er von seinen Freunden schriftlich Abschied und meldete auch seinen Eltern die plötzliche Veränderung seines Standes. Sein alter Vater ward durch diese Nachricht tief gebeugt und entzog ihm von jetzt an alle Unterstützung.

In dem Kloster mußte er alle die niedrigen Dienste verrichten, die jedem Neulinge aufgelegt wurden; man hielt ihn an, den Unflat aus den heimlichen Gemächern der Mönche auszutragen, die Kirche auf- und zuzuschließen, die Klosteruhr zu stellen, und mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, um von den Bürgern Brod, Eier, Fische, Fleisch und Geld einzusammeln; Geschäfte, die sein Inneres tief empörten. Nach fast zweijähriger Probezeit erhielt er die Priesterweihe.

---

*) Nach einer anderen Erzählung wurde Alexis an Luthers Seite vom Blitze erschlagen.

In der Einsamkeit des Klosters versank Luther in immer tiefere Schwermuth. Er war ins Kloster gegangen, um seine sinnliche Natur durch harte Lebensweise, Fasten und Kasteiungen zu bekämpfen, und vermochte dennoch durch alles das die sündlichen Regungen in seinem Innern nicht zu unterdrücken. Er sah in Gott nur den furchtbaren, strengen Richter, den er durch keine Mühe werde versöhnen können, und wurde dadurch mit quälender Angst erfüllt. Die Lehre, daß nicht die eigene Gerechtigkeit, sondern die freie Gnade Gottes der Grund der menschlichen Seligkeit sei, ward ihm erst später zur vollen Klarheit und war ihm damals noch ganz fremd. Vergebens suchten seine Freunde ihn zu zerstreuen und aufzuheitern; ja einmal sperrte er sich mehrere Tage in seine Zelle ein und wäre dort gewiß Hungers gestorben, wenn nicht ein treuer Freund die Thüre mit Gewalt erbrochen und ihn durch Musik, die er über alles liebte,*) aus seiner Ohnmacht erweckt hätte.

Während diese dumpfe Gemüthsstimmung Luthers Kräfte verzehrte, daß er blaß und mager wurde, kam einst der Vorstand des Augustinerordens in Deutschland, Doctor Johann von Staupitz, ein gelehrter trefflicher Mann, nach Erfurt, um den Zustand des Ordens zu untersuchen. Hier zog der junge Luther seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er ermahnte den Prior des Klosters, ihn in Zukunft mit weniger Strenge zu behandeln, und begegnete ihm selbst mit zuvorkommender Freundlichkeit. Als ihm endlich Luther in der Beichte sein ganzes Herz geöffnet hatte, suchte er ihn auf alle Weise zu trösten und zu ermuthigen. „Du weißt nicht, Martin," sprach er zu ihm, „wie nützlich und nothwendig Dir diese Anfechtungen sind. Nicht vergebens versucht Dich Gott, Du wirst inne werden, daß er sich Deiner einst noch zu großen Dingen bedient." So heilsam dieser Trost auf Luther wirkte, so fiel es ihm doch noch schwer, ihn für die Dauer festzuhalten; bald fiel er in eine Krankheit und während derselben wieder in die schwersten Seelenanfechtungen. Da wies ihn ein alter Mönch, der ihn besuchte, auf den

*) Er behauptete, Musik sei nächst der Theologie die herrlichste Kunst und stärke oft mehr als Essen und Trinken. Er hat auch manche geistliche Lieder in Musik gesetzt.

Artikel des apostolischen Bekenntnisses: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden.“ Er erinnerte ihn daran, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben. (Röm. 3. 28.) Diese Worte und die öfteren Belehrungen Staupitzens zerstreuten die Nebel seines umdüsterten Geistes und seines gemarterten Gewissens.

Im Jahre 1508 wurde er aus seinem beschränkten Wirkungskreise herausgerissen, indem ihn Staupitz dem Kurfürsten von Sachsen zum Lehrer der Theologie oder Gottesgelahrtheit an der neuerrichteten Universität Wittenberg empfahl. Luther ging hin, wohnte aber auch hier noch in der Zelle des Augustinerklosters. Er hatte noch nie gepredigt und traute sich bei seiner Schüchternheit auch gar nicht, es zu versuchen. Staupitz ermunterte ihn dazu, aber Luther lehnte es anfänglich ab. „Herr Doctor,“ sagte er einst zu Staupitz, „Ihr bringt mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben.“ Endlich ließ er sich zu einem Versuche bewegen. Er predigte und mit solchem Beifall, daß ihn die Gemeinde zu ihrem bestimmten Prediger erwählte (1509). Alle diese Auszeichnungen änderten indeß seine Bescheidenheit nicht; um so eifriger las er die Bibel, sann nach über die großen Wahrheiten, die darin enthalten sind, und ehrte dankbaren Herzens Gott für den wunderbaren Wechsel seines Schicksals, der ihn aus einem armen unbekannten Mönch in Erfurt zum Professor und Prediger in der (damaligen) Hauptstadt des Kurfürstenthums erhöht habe. Jene schwermüthigen Gedanken verschwanden; ein freudiger Muth trat an ihre Stelle und ein unerschütterliches Vertrauen zu dem Regierer der Welt, der ihn gewiß auch nicht ohne weise Absicht in diese Lage gesetzt habe. Der krankhaft schwermüthige Mann ward der heiterste, angenehmste Gesellschafter, seine Blödigkeit verwandelte sich in Offenheit, und selbst sein äußeres Ansehn gewann an Männlichkeit und Anmuth; doch war er damals vom vielen Studiren noch mager, und seine Wohlbeleibtheit kam erst in späteren Jahren.

Im Jahre 1510 ward er mit einem andern Augustiner in einer Angelegenheit des Ordens nach Rom gesandt. Mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen näherte er sich dem

Wohnsitze des allverehrten Statthalters Christi, und mit der heiligsten Andacht klomm er auf den Knieen die Stufen der Peterskirche hinan. Aber zu seiner größten Verwunderung fand er in Italien unter den Geistlichen die größte Sittenlosigkeit und hörte in Rom unglaubliche Erzählungen von dem ärgerlichen Leben des Papstes. Ihn empörte der Leichtsinn, mit dem die italienischen Priester ihre Gebete herplappperten. „Kaum," erzählt er, „hatte ich eine Messe gelesen, so fehlte bei ihnen schon keine an der Mandel. Ists doch, als ob man um's Lohn bete." Er sagte oft nachher, er wolle nicht tausend Goldgülden dafür nehmen, daß er diese Reise nicht solle gethan haben.

Einige Zeit nach seiner Rückkehr ward er auf Anrathen seines Gönners Staupitz Doctor der Theologie, und sein Kurfürst, Friedrich der Weise, der ihn schon als trefflichen Prediger kennen gelernt hatte, zahlte die Gebühren für ihn, denn sein Gehalt war so gering, daß er eben nur für die dringendsten Bedürfnisse hinreichte. Dennoch war seine Uneigennützigkeit so groß, daß er alle seine Schriften den Buchdruckern unentgeltlich gab, und eben so seine Vorlesungen umsonst hielt. Sein Gewand war eine grobe Mönchskutte, die er so lange trug, als möglich. Zuweilen schenkte ihm der Kurfürst Tuch zu einer neuen. Auf eine Gabe dieser Art erwiederte er einst, es sei viel besseres Tuch, als sich für eine Kutte schicke; wenn es nicht eines Fürsten Geschenk wäre, würde er es nicht tragen. Erst in seinen späteren Jahren dachte er darauf, seiner Familie ein kleines Eigenthum hinterlassen zu können.

Als Doctor der Theologie legte er sich mit allem Eifer auf die alten Sprachen, in denen die Bibel ursprünglich geschrieben ist, um diese richtiger zu verstehen. Auch erklärte er in seinen Vorlesungen einzelne Bücher derselben, und machte in seinen Predigten das Volk damit bekannt.

---

2. Luthers Kampf gegen den Ablaß. — Anfang der Reformation. — Verbrennung der Bannbulle.

Schon längst war in der gesammten Christenheit die Sehnsucht rege geworden nach einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern. Zu diesem Zwecke war außer an-

deren besonders die berühmte Kirchenversammlung zu Costnitz berufen worden. Der Schlauheit der Päpste war es jedoch bis dahin immer gelungen, die Bestrebungen solcher Versammlungen zu hemmen und die gerechten Wünsche der christlichen Völker zu täuschen. Eine Folge davon war, daß die Mißbräuche in der Kirche nicht nur nicht gehoben wurden, sondern sich sogar noch mehr steigerten. Die Päpste waren nicht selten die lasterhaftesten Menschen, und ihrem Beispiel folgte die hohe und niedere Geistlichkeit, von deren Stolz, Geiz, Pracht, Ueppigkeit und fleischlichen Sünden die Geschichtsbücher jener Zeit ein abschreckendes Bild entwerfen. Auch die Klöster, ursprünglich bestimmt, Stätten christlicher Zucht und Frömmigkeit zu sein, waren in Sitze der Unzucht und Gottlosigkeit ausgeartet. Ein arger Mißbrauch ward in der Kirche auch mit dem Ablaß getrieben. Man hatte die Lehre erfunden, Christus und die Heiligen hätten unendlich mehr gethan, als sie nach dem göttlichen Gesetze schuldig gewesen, daher käme der Ueberfluß ihrer guten Werke allen Christen zu Gute und bilde einen Schatz für die Kirche, über welchem dem Papst, als Statthalter Christi, die Verfügung zum Besten aller Sünder zustehe. Diese Lehre benutzten denn die Päpste, um ihrer Habsucht und Geldgier zu fröhnen. Sie erließen allen Christen die Sünden für Geld, wobei es ihnen völlig gleichgültig war, ob die Menschen vor der Vergebung der Sünden auch wahre Reue zeigten, Buße thaten und Besserung gelobten oder nicht: es war ihnen nur um das Geld zu thun. Auf diese Weise flossen große Reichthümer, besonders aus Deutschland, nach Rom in die päpstliche Schatzkammer.

Im Jahre 1517 brauchte der verschwenderische Papst Leo X. viele Geldsummen, angeblich zum Bau der prächtigen Peterskirche zu Rom, in Wahrheit aber, um seiner Schwester eine Ausstattung zu verschaffen. Er beschloß daher, die Deutschen durch Ausschreibung eines Ablasses dazu steuern zu lassen. So zogen denn im Auftrage des Papstes Bevollmächtigte umher und trieben Handel mit dem Ablaß. Am unverschämtesten machte es der Dominicanermönch Johann Tezel. Er durchreiste ganz Sachsen mit zwei großen Kisten, in deren einer er päpstliche Ablaßbriefe für alle mögliche, begangene und noch zu begehende Sünden umhertrug, indem

er das Geld, welches er in diesem bösen Handel den Leuten abnahm, in die andere steckte. In allen Städten und Dörfern, durch die er kam, bot er seine Waare feil, und ließ gewöhnlich neben sich ein großes Feuer anzünden, oder ein Kreuz aufrichten. Er zeigte auch die päpstliche Bulle vor und war unverschämt genug zu behaupten, er habe vom heiligen Vater selbst die Macht, Sünden zu vergeben, und sein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen sei eben so kräftig als das Kreuz Christi; er habe mit seinem Ablasse mehr Seelen erlöst, als Petrus mit seinem Evangelium. Um die Leute recht anzulocken, sagte er ihnen vor, daß „wenn das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe.“ Alles lief nun herbei, um die Gelegenheit solcher Sündenvergebung zu benutzen, und mancher arme Mensch gab seinen letzten Heller hin für einen Zettel, auf dem ihm die Erlösung seines Vaters oder seines Kindes aus dem Fegfeuer, oder die Vergebung seiner eigenen Sünden verheißen ward. Er hatte auch Milch- und Butterbriefe feil, und wer sich einen solchen löste, konnte in den Fasten Milch und Butter genießen, ohne eine Sünde dadurch zu begehen. Die Preise seiner Zettel waren verschieden, je nachdem die Sünden oder die verlangten Wohlthaten waren. Eine Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, kostete nach unserem Gelde etwa vier Groschen. Dieser Ablaßkram war keineswegs neu, aber nie war er mit solcher Unverschämtheit getrieben worden. Die Fürsten beklagten sich voll Unwillens darüber, daß man ihre Unterthanen ausplündere, und die Zahl derjenigen war nicht klein, die das Unsinnige und Heillose dieses Ablaßkrams einsahen; nur wollte es keiner wagen, gegen einen so verjährten Aberglauben seine Stimme zu erheben. Diesmal aber erweckte Gott einen Mann, der den Ablaßhandel scharf und schonungslos bekämpfte. Dies war Martin Luther.

Als Luther den Ablaßunfug gewahrte, glaubte er sich dazu berufen, diesem Mißbrauche, der dem Seelenheil der Menschen so tiefen Schaden schlug, entgegen zu treten. Er predigte dagegen und schrieb an die benachbarten Bischöfe und ersuchte sie, sich diesem groben Betruge zu widersetzen. Da dies aber nicht fruchtete, so schlug er am Abend des 31. October 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg fünf-

undneunzig Sätze an, worin er den Ablaß für einen Unfug erklärte, der dem wahren Seelenheil der Christen höchst gefährlich und des Papstes unwürdig sei; zugleich erbot er sich, diese Sätze gegen jeden, der sie bestreiten wollte, zu vertheidigen. Es trat Niemand dagegen auf; die fünfundneunzig Sätze aber verbreiteten sich mit unglaublicher Schnelligkeit durch ganz Deutschland, wurden unzähliche Male gedruckt, abgeschrieben und übersetzt, denn sie waren ursprünglich lateinisch, und jeder bewunderte den Mann, der den Muth gehabt hatte, so etwas öffentlich zu sagen; viele aber, die es mit Luther gut meinten, wünschten, er möge schweigen, indem sie ihm keinen guten Ausgang prophezeiten. Doch er selbst war voll Freudigkeit, für seine Ueberzeugung Alles zu wagen, wofür folgende Stelle aus seinen Schriften einen Beweis giebt: „Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfange, und wage es auf Gottes Güte und bei Leibe ja nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe, fürchte sich auch nicht vor Menschen noch vor der ganzen Welt. Denn dieser Vers wird nicht lügen: Es ist gut auf den Herrn trauen. Jesus Sirach spricht im zweiten Kapitel: Schauet, liebe Kinder, unter alle Geschlechter der Menschen, so werdet ihr erfahren, daß je keiner zu Schanden geworden ist, der auf den Herrn vertrauet. Und im 25. Psalm: Alle, die auf dich harren, deren wird keiner zu Schanden. — Wer aber nicht will, noch auf Gott sich wagen oder trauen kann, der lasse es lieber anstehen und fange ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost. Da ich zum ersten den Ablaß angriff, und alle Welt die Augen aufsperrte, und sich dünken ließ, es wäre zu hoch angehoben, kam mein Prior und Superior zu mir, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich sehr und baten mich sehr, ich sollte den Orden (der Augustiner) nicht zu Schanden führen. Da antwortete ich: liebe Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten. Da schwiegen sie, und gehet noch bisher, wird auch, ob Gott will, noch baß gehen bis an's Ende. Amen!"

Die Ablaßkrämer wurden nun ohne Scheu verhöhnt und beschimpft. Als Tezel aus Jüterbogk zog, wo er sich

lange aufgehalten hatte, ritt ihm ein Edelmann mit einigen Knechten nach, holte ihn im Walde ein, und bat ihn um einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde. Als er den Zettel erhalten hatte, nahm er ihm seinen vollen Geldkasten weg, rief lachend, dies sei die Sünde, die er habe begehen wollen, und brachte den Kasten im Triumph nach Jüterbogk, wo er noch bis auf diesen Tag zum Andenken aufbewahrt wird.

Uebrigens war Luther damals noch weit entfernt von dem Gedanken, den Papst selbst anzugreifen und die ganze katholische Kirche zu erschüttern; vielmehr sagt er selbst, er sei damals dem Papste und seinen Lehren durchaus treu ergeben gewesen; auch schrieb er im Jahre 1518 einen Brief an Papst Leo X., in dem sich die größte Demuth und Ergebenheit gegen diesen Statthalter Christi ausspricht. Inzwischen ließ sich Tezel Gegensätze wider Luthers Sätze schreiben, und auch andere Schriften erschienen, welche Luthers Beginnen als eine Verletzung der Majestät des Papstes verschrieen. Leo ließ indeß Luther nach Rom vorladen, von seinem Unternehmen Rede und Antwort zu geben. Zugleich erhielt der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, Befehl, ihn gefangen nach Rom zu schicken. Aber der Kurfürst liebte Luther, und die ganze Universität, Lehrer und Studirende, verwendeten sich für ihn. Der Papst ward also ersucht, die Sache in Deutschland auszumachen; und Luther erhielt den Befehl, sich vor den päpstlichen Gesandten, den Cardinal Thomas de Vio aus Gaëta (daher gewöhnlich Cajetanus genannt), in Augsburg zu stellen. Schwerlich wäre auch Luther, wäre er nach Rom gereist, dem Tode entgangen. Er erhielt zwar manche Warnungen, auch nicht einmal nach Augsburg zu gehen, er aber ging festen Muthes, jedoch nicht unbeschützt von einer zahlreichen Begleitung, für die der Kurfürst weislich gesorgt hatte.

Im Anfange des Octobers 1518 erschien er zu Augsburg, und erst hier erhielt er sicheres Geleit vom Kaiser. Als er vor dem Kardinal erschien, hoffte dieser ihn mit leichter Mühe wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Er verlangte, daß er widerrufen und von der ferneren Verbreitung seiner Meinungen abstehen sollte. Luther dagegen forderte, daß ihm seine Irrthümer nachgewiesen werden möchten, und berief sich

auf die heilige Schrift, während der Kardinal Verordnungen der Päpste anführte. Endlich entließ Cajetan Luther mit den Worten: „Geh hin und komm nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun.“ — Auf diese Abweisung sandte Luther eine Appellation (Berufung) an den Papst selbst, reiste aber in aller Eile von Augsburg ab, da der Cardinal nicht undeutlich Anstalten machte, ihn gefangen nach Rom bringen zu lassen. Seine Freunde ließen ihn nach Mitternacht aus einem kleinen Pförtchen zur Stadt hinaus, setzten ihn ohne Reithosen, Stiefeln oder Sporen auf ein gutes Pferd, und gaben ihm einen Reiter mit, der die Wege wußte, und der mit ihm in einem Tage acht Meilen, auf Nürnberg zu, ritt. Am 30. October kam er glücklich in Wittenberg an.

Cajetan war über Luthers Entweichung so entrüstet, daß er sogleich an den Kurfürsten schrieb und ihn bei seinem Gewissen und der Ehre seiner Vorfahren aufforderte, den Ketzer auszuliefern oder wenigstens aus dem Lande zu jagen. Der Kurfürst zeigte das Schreiben Luthern, der eine höchst beredte Verantwortung dagegen aufsetzte. Da man jedoch in Rom mit dem Verfahren Cajetans unzufrieden war, wurde der päpstliche Kammerherr von Miltiz, von Geburt ein meißnischer Edelmann, an den Kurfürsten gesandt, um ihm eine vom Papste geweihte goldene Rose zu überbringen und ihn dadurch für die päpstliche Sache zu gewinnen. Zugleich hatte Miltiz den Auftrag, den durch Luther angeregten Streit zu schlichten (1519). Er benahm sich allerdings geschickter und freundlicher gegen Luther, so daß dieser ihm erklärte, daß er die Obergewalt der Kirche und des Papstes anerkenne und empfehlen wolle, daß er auch bereit sei, den Ablaß nicht weiter anzufechten, wenn man auch seinen Widersachern Schweigen auferlege.

Dies war jedoch nicht mehr möglich. Die Priester lehrten, einen Ketzer, wie Luther, dürfe man ungestraft todtschlagen, und auch der Papst machte noch immer heimliche Anstalten, ihn gefangen nach Rom zu führen. So wurde auch Luther genöthigt, sich ferner zu vertheidigen. Er forschte jetzt immer weiter nach über den Ursprung und den Umfang der päpstlichen Gewalt und fand sie weder in der Bibel noch in den Schriften der Kirchenväter gegründet. Damals erhob

sich gegen ihn der berühmte Doctor Eck, Professor der Universität zu Ingolstadt, einer der rüstigsten Kämpfer der katholischen Kirche, welcher schon in mancher gelehrten Streitsache (Disputation) den Sieg davon getragen hatte. Er war gerade mit dem Wittenbergschen Professor Bodenstein, der von seinem Geburtsort gewöhnlich Karlstadt genannt wird, in einen heftigen Streit gerathen, zu dessen Entscheidung eine öffentliche Disputation zu Leipzig verabredet war. Aber Eck wollte nicht blos Karlstadt, er wollte Luther selbst besiegen. Er gab daher dreizehn Sätze heraus, deren Inhalt gegen Luther gerichtet war. Dadurch wurde dieser genöthigt, Gegensätze herauszugeben und sich an der Leipziger Disputation zu betheiligen.

Diese nahm am 27. Juni 1519 ihren Anfang und dauerte bis zum 13. Juli. Jedesmal war der Saal gedrängt voll von Zuhörern, unter welchen sich immer Vor- und Nachmittags auch der Herzog Georg selbst befand und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. Man stritt heftig über den freien Willen des Menschen, über die Hoheit des römischen Stuhles, über Ablaß und Fegefeuer, und beide Theile eigneten sich den Sieg zu. Die Zahl der Freunde Luthers wuchs durch diese Disputation ansehnlich, aber auch die seiner Feinde. Sehr zu Statten kam ihm und seiner Sache das nach dem Tode Maximilians eingetretene Zwischenreich, wo Kurfürst Friedrich von Sachsen die Reichsverwaltung im nördlichen Deutschland führte. Im folgenden Jahre reiste Eck persönlich nach Rom, um dort einen entscheidenden Schritt gegen Luther zu bewirken. Wirklich wurde im Juni 1520 eine Verdammungsbulle ausgefertigt, in welcher einundvierzig Artikel aus Luthers Schriften als ketzerisch bezeichnet wurden. Ihm selbst und seinen Anhängern wurde noch eine Frist von sechszig Tagen zugestanden, nach deren Verlauf sie in den Bann verfallen sollten, wenn sie nicht innerhalb dieses Zeitraums ihre Irrthümer widerrufen würden. Mit dieser Bulle kam Eck triumphirend nach Deutschland.

Er hatte jedoch mit der Bekanntmachung derselben kein Glück. In Leipzig, wo er die Bulle anschlagen ließ, wurde sie mit Koth beworfen, und ihn selbst hätten die Studenten beinahe todtgeschlagen. An anderen Orten wurde sie gleich-

falls abgerissen, oder die Bekanntmachung gänzlich gehindert. Der Kurfürst Friedrich blieb fortwährend Luthers Beschützer und wies alle Zumuthungen, dessen Schriften zu verbrennen, ihn selbst zu bestrafen oder nach Rom zu schicken, standhaft von sich ab.

In anderen Städten, in Antwerpen, Löwen, Mainz, Köln, Ingolstadt wurden inzwischen Luthers Schriften verbrannt, wie es die Bulle vorschrieb, doch äußerte das Volk dabei seinen Unwillen. Dadurch ließ sich denn auch Luther zu einem kühnen Schritt verleiten. Er beschied die Mitglieder der Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag auf den 10. December 1520 Vormittags um 9 Uhr vor das Elsterthor. Daselbst errichtete ein angesehener Magister einen Scheiterhaufen und legte die Bücher des päpstlichen oder canonischen Rechtes, die Verordnungen der Päpste und Ecks Schriften darauf; dann ward er angezündet, und Luther, der selbst hinzutrat, warf die Bannbulle in die Flammen mit den biblischen Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer."

---

3. Luther auf dem Reichstage zu Worms. Sein Aufenthalt auf der Wartburg und seine Rückkehr nach Wittenberg.

Die Verbrennung der Bannbulle war eine That, welche allgemeines Aufsehen erregte*). Vergebens schrieen die päpst-

*) Luthers Unternehmen gewann immer mehr Theilnahme im deutschen Volke, besonders unter dem Adel. Franz von Sickingen und Sylvester von Schaumburg, zwei mächtige oberdeutsche Reichsritter, boten ihm, wenn er in Wittenberg nicht sicher sei, ihre Burgen an, wo sie ihn ritterlich gegen alle seine Feinde beschützen wollten, und wohl hundert vom Adel waren bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. Eben so bot ihm Ulrich von Hutten, einer der eifrigsten Kämpfer in jener bewegten Zeit, mit dem Schwert und besonders mit der Feder seinen Beistand an. Sickingen stand später an der Spitze einer Adelsverbindung gegen die geistlichen Fürstenthümer. Er belagerte vergeblich Trier und wurde von den Kurfürsten von Trier und der Pfalz und dem Landgrafen Philipp von Hessen in Landstuhl eingeschlossen. Ein Kanonenschuß traf einen Balken mit solcher Gewalt, daß ein Stück davon in Sickingens Seite fuhr und ihn lebensgefährlich verwundete. Er starb 1523. — Ulrich von Hutten, von eigener Unruhe und durch Verfolgungen rastlos umhergetrieben, starb, da er sonst keinen Zufluchtsort

lichen Gesandten; vergebens boten sie Luthern Geld über Geld, wenn er widerriefe und schwiege; die deutsche Bestie, schrieben sie nach Rom zurück, sieht weder auf Geld noch auf Ehrenämter. Eben so scheiterte der Anschlag ihn zu vergiften an seiner guten Natur.

Kurze Zeit nach der Verbrennung der Bulle kam der von Kaiser Karl V. nach Worms ausgeschriebene Reichstag zusammen (1521). Auf dieser zahlreichen und glänzenden Versammlung erschien auch ein päpstlicher Gesandter, um die Lutherischen Ketzereien zur Sprache zu bringen. Mit Erstaunen hatte er die Begeisterung bemerkt, welche überall für Luther herrschte, und dagegen die ungewöhnlich feindselige Stimmung wider Papst und Geistlichkeit. Er sprach daher mit lebhafter Erbitterung gegen die neue Lehre, und es ward der Beschluß gefaßt, Luther selbst nach Worms zu berufen, um ihn öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen. Der Kaiser willigte ein und ließ ihm einen Geleitsbrief ausfertigen, der ihm völlige Sicherheit für seine Person gewährte. Freudig trat Luther die Reise an, obwohl von einem Fieber so entkräftet, daß er fast unterwegs liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge, so sehr drängte sich das Volk, ihn zu sehen. Doch warnten ihn schreckende Gerüchte und der Rath treuer Freunde, nicht in die Stadt zu kommen. Er aber antwortete: „Und wären so viel Teufel in der Stadt als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch kommen."

Der Auflauf des Volkes bei seiner Ankunft in Worms, am 16. April 1521, war ungeheuer, und als er am folgenden Tage in die Reichsversammlung abgeholt wurde, mußte man ihn durch Gärten und Hinterhäuser fahren, um ihn nur durchzubringen. In dem Gedränge draußen vor der offenen Thür des Saales befand sich unter andern ein wackerer Ritter und berühmter Feldhauptmann, Georg von Frundsberg. Dieser klopfte Luthern, als derselbe sich neben ihm hindrängte,

---

mehr fand, auf der Insel Ufnau im Züricher See (1523). In seinen Schriften verficht er die Sache der Geistesfreiheit und bekämpft die Mißbräuche der Kirche, die Unwissenheit und Beschränktheit der Mönche, bald mit gründlichem Ernst, bald mit Hohn und Spott.

auf die Schulter und sagte theilnehmend zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“ Bleich und abgemattet von der Krankheit, machte Luther Anfangs keinen günstigen Eindruck auf die Versammlung, und Kaiser Karl soll zu seinem Nachbar gesagt haben: „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde.“ Er ward gefragt, ob er seine Lehre widerrufen wolle. Schüchtern durch die große und glänzende Versammlung, antwortete er, darüber bitte er sich Bedenkzeit aus. Man beschied ihn auf den folgenden Tag. An diesem erschien er ohne alle Befangenheit und zeigte die größte Ruhe und Geistesgegenwart. Er beantwortete die vorgelegten Fragen mit der größten Fassung, und da man eine runde und einfältige Antwort von ihm verlangte, so sagte er zum Schluß: „Wohl, weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich euch eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papste noch den Concilien allein, weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben), so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“

Der würdevolle Ton, in dem Luther diese Worte sprach, machte auf viele der Anwesenden einen freudigen Eindruck. Am meisten freute sich der Kurfürst Friedrich über seine Fassung und sagte, als er aus der Versammlung kam; „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig.“ — Man machte indessen noch einen Versuch, um Luther auf andere Gedanken zu bringen. Er aber beharrte bei seiner Erklärung und schloß mit den Worten*): „Ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es

---

*) Worte Gamaliel's, Apostelgesch. V., V. 38 und 39.

nicht dämpfen.“ Man deutete ihm hierauf an, daß er wieder abreisen könne. Zwar suchten mehrere Fürsten den Kaiser zu bewegen, Luthern das freie Geleit zu brechen, doch Karl verabscheute eine Treulosigkeit, wie sie einst Sigismund gegen Huß begangen hatte. Aber vier Wochen nach Luthers Abreise erfolgte die Reichsacht, die ihn als Ketzer mit allen seinen Anhängern der bürgerlichen Rechte für verlustig erklärte und jeden, der ihn beherberge, mit gleicher Strafe bedrohte.

Indessen war Luther schon in Sicherheit gebracht. Als er im Mai von Möra, wo er seine Verwandten besucht hatte, abreiste, um nach Wittenberg zurückzukehren, ward in der Nähe des Schlosses Altenstein der Wagen plötzlich von fünf verkappten Reitern angehalten, welche Luthern herausrissen, mit ihm in den Wald jagten, und die übrige erschrockene Reisegesellschaft weiter ziehen ließen. Nachdem er eine Weile neben ihren Pferden hatte mitlaufen müssen, setzten sie auch ihn auf ein Pferd und trabten mehrere Stunden lang im Wald mit ihm umher, bis sie an das feste Bergschloß Wartburg bei Eisenach kamen. Hier erhielt er ein Zimmer mit allen Bequemlichkeiten, auch mit Büchern und Schreibmaterialien versehen, und in der Nachbarschaft galt er für einen staatsgefangenen Junker unter dem Namen George. Darum mußte er auch ritterliche Kleidung tragen und sich, wie es unter Kriegsmännern Sitte war, den Bart wachsen lassen. Alles dieses hatte sein Beschützer, der Kurfürst Friedrich von Sachsen, veranstaltet, um ihn den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen. Niemand ahnte, daß er der berühmte Doctor Luther sei, und unter seinen Freunden und Feinden verbreitete sich der Glaube, er sei gestorben. Bald aber sollten sie durch neue Schriften, die von ihm ausgingen, erfahren, daß er noch lebe, aber wo er lebe, konnte Niemand erfahren.

In seiner Einsamkeit auf der Wartburg tauchten in Luther wieder, wie in früheren Jahren, schwermüthige Gedanken und mancherlei Anfechtungen auf, die er durch häufiges Beten zu bekämpfen suchte. Er bildete sich ein, der Teufel verfolge ihn für seine treuen Arbeiten am Worte Gottes. Diese Einbildung machte ihn so unruhig, daß er bei dem kleinsten Rasseln, das er hörte, sich schon gefaßt hielt,

vom Teufel geholt zu werden. Einst, heißt es, habe er den Teufel an der Fensterwand zu sehen vermeint und mit dem Dintenfaß nach ihm geworfen. Noch jetzt zeigt man den Reisenden die Spuren dieser Dinte an der Wand des Zimmers, in dem Luther sich aufhielt. Von seinen Anfechtungen durch den Teufel erzählte er später selbst noch folgende Geschichte als sichere Thatsache: „Als ich Anno 1521 auf dem Schlosse Wartburg saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stube, und konnte Niemand zu mir kommen, als zween Edelknaben, so mir täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in meinen Kasten verschlossen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer und legte mich zu Bette. Da kömmt mir's über die Haselnüsse, hebet an und knicket eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebts an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu und sprach: „Bist du es, so sei es!" — befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: Alles hast du unter seine Füße gethan; wie der achte Psalm sagte, und legte mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn man ihn verachtet und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden."

Als Luther etwa ein Jahr auf der Wartburg gewesen war, erhielt er die Kunde, daß man zu Wittenberg unter Karlsstadts Leitung allerlei verderbliche Neuerungen anfange. Man schaffte alle feierlichen Gebräuche des römischen Gottesdienstes ab, warf die Bilder der Heiligen aus den Kirchen, zerschlug die Altäre, und erlaubte sich gegen Mönche thätliche Beleidigungen. Auf die Nachricht von diesem Unfug hielt es Luthern nicht länger mehr auf der Wartburg, und er beschloß, trotz der Abmahnungen und Verbote des Kurfürsten, seinen stillen Aufenthaltsort zu verlassen. Nachdem er sich in einem Briefe an seinen Landesherrn über diesen Schritt gerechtfertigt hatte, erschien er im März 1522 wieder in Wittenberg. Hier bestieg er sogleich die Kanzel und predigte acht Tage hintereinander gegen die in seiner Abwesenheit eingerissenen

Unordnungen mit solcher Kraft und solchem Erfolge, daß die Ruhe in kurzer Zeit wieder hergestellt ward.

Kaiser Karl war nach dem Reichstage zu Worms nach den Niederlanden und von da nach Spanien gereist, wo er fast acht Jahre blieb. Während dieser Zeit verbreitete sich die Reformation immer mehr, und die gegen Luther ausgesprochene Reichsacht gerieth in Vergessenheit.

XI.

Philipp Melanchthon.

Luthers Freund und treuer Gehülfe am Werke der Reformation war Philipp Melanchthon. Er war 1497 zu Bretten, einem Städtchen in der Unterpfalz, geboren. Schon als Knabe zeichnete er sich durch bedeutende geistige Anlagen aus, mit denen sich eine liebenswürdige Bescheidenheit und äußere Anmuth verband. Seine Bildung erhielt er auf der Schule zu Pforzheim, wo der berühmte Reuchlin, ein großer Gelehrter der damaligen Zeit, sich namentlich seiner annahm und ihn bestimmte, seinen eigentlichen Namen Schwarzerd in den griechischen Melanchthon zu verwandeln, was eine wörtliche Uebersetzung von Schwarzerd ist. Die Sitte, die deutschen Namen in griechische oder lateinische zu übersetzen, war damals unter den Gelehrten sehr gewöhnlich.

Schon in seinem dreizehnten Jahre hatte Melanchthon die erforderliche Reife erlangt, um die Universität besuchen zu können. In den griechischen und lateinischen Wissenschaften, in der Geschichte und Philosophie besaß er so umfassende Kenntnisse, daß er den Ruf eines der ausgezeichnetsten Gelehrten erlangte. In einem Alter von einundzwanzig Jahren wurde er dem Kurfürsten von Sachsen als Professor der griechischen Sprache an der Universität Wittenberg empfohlen, und erhielt die Anstellung. Seine Vorlesungen wurden von den Studenten mit solchem Eifer besucht, daß oft zweitausend Zuhörer sich in seinem Hörsaale einfanden, denn er besaß die Gabe eines faßlichen und angenehmen Vortrages in hohem Maße. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beigewohnt hatte, versichert, die Apostel könnten Jesu nicht auf-

merksamer zugehört haben, als die Studenten dem Melanchthon.

In Wittenberg machte er bald Luthers Bekanntschaft; und beide wurden Freunde. Die Gaben und Fähigkeiten, welche ihnen die Natur verliehen hatte, schienen sich gegenseitig zu ergänzen. Wenn Melanchthon Luthern an Gelehrsamkeit und Einsicht übertraf, so übertraf ihn dieser an Entschlossenheit und Thatkraft. Auch ehrte ein jeder von ihnen des anderen große Eigenschaften. So schreibt Luther von Melanchthon: „Ich danke es meinem guten Philipp, daß er uns Griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Auch die Bestimmung, welche jedem von beiden nach seinen Gaben zu Theil geworden, weiß Luther treffend zu bezeichnen: „Ich bin dazu geboren", sagte er, „daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und ich bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philippus fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich." Dagegen bewies auch Melanchthon Luthern die größte Hochachtung und Verehrung. Er nannte ihn gewöhnlich den Doctor und beobachtete gegen ihn ein sehr vorsichtiges Benehmen. „Luther", sagt er in einem Briefe, „war bei seinen großen Tugenden von Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte ich ihm eine sklavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte, und weniger auf seine Person und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner Meinung abwich." — Melanchthon hätte trotz seiner Gelehrsamkeit das große Werk der Reformation nicht zu Stande gebracht, dazu war er viel zu sanft, zu weich und zu ängstlich. Dies fühlte er auch selbst. „Ach", schreibt er einmal, „wenn man mich doch nicht aus meinem Hörsaale abriefe, und mich nur zum Besten der Jugend ungestört arbeiten ließe! Das ist meine Ruhe und Freude. Für

andere Dinge bin ich zu weich und ungeschickt.“ Und in der That leistete er für die Wissenschaften Außerordentliches. Besonders machte er sich dadurch verdient, daß er zweckmäßigere Lesebücher für dieselben schrieb und die Erlernung der alten Sprachen sehr beförderte.

XII.

Der Bauernkrieg. — Thomas Münzer.
(1525.)

Auf dem Stande der Bauern lastete damals ein unerträgliches Joch. Durch schwere Abgaben, übertriebene Frohndienste, ungerechte Behandlung und strenge Strafen auch für den kleinsten Ungehorsam wurden sie auf das furchtbarste gedrückt und zum Aeußersten gebracht. Fürsten, Adel und Geistlichkeit betrachteten die Bauern wie leibeigene Knechte, mit denen sie nach Gefallen schalten und walten konnten. Am meisten empörte die Bauern die Ueppigkeit und Schwelgerei der geistlichen Herren. So waren denn bereits im Mittelalter, und im sechszehnten Jahrhundert schon vor Luthers Auftreten Empörungen der hart gedrückten Bauern ausgebrochen und jetzt, im Jahre 1525, entbrannte abermals ein furchtbarer Aufstand, der ganz Deutschland mit der größten Gefahr bedrohte. Die Katholiken glaubten, die Ursache dieses verheerenden Aufstandes in der Reformation zu finden und suchten sie Luthern aufzubürden, was jedoch schon durch die angegebene Thatsache widerlegt wird, daß bereits vor Luther solche Aufstände vorgekommen waren. So viel aber ist wahr, daß die armen und rohen Bauern das, was Luther von christlicher Freiheit lehrte, aus Unverstand auf ihre traurigen bürgerlichen Verhältnisse übertrugen und von der Einführung der neuen Lehre Erleichterung von hartem Drucke hofften.

Am Neujahrstage 1525 erhoben sich zuerst die Bauern des Abtes von Kempten, und die anderer geistlicher Fürsten folgten ihrem Beispiele. Ihre kleinen Rotten schwollen zu ganzen Heeren an und bekamen ordentliche Anführer. Doch bestanden diese Schaaren nur aus rohen, zuchtlosen Bauern,

die einem wohlgeübten Heere nicht gewachsen waren. Zuerst brachte der schwäbische Bund ein geregeltes Kriegsheer gegen sie auf, das unter der Anführung des tapferen, aber strengen und grausamen Georg Truchseß von Waldburg stand. Nachdem er ihnen mehrere Niederlagen beigebracht hatte, kam es zu einem Vertrage, wonach die Bauern versprachen auseinander zu gehen und ihre Beschwerden durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen. Sie ließen sich zu dem Ende die „zwölf Artikel der Bauernschaft" aufsetzen, in denen ihre Forderungen enthalten waren. Ja sie erboten sich darin, von allen den Forderungen abzustehen, deren Ungerechtigkeit ihnen aus der heiligen Schrift nachgewiesen würde. Leider hatten diese Artikel keinen Erfolg. Auch Luther war von den Bauern aufgefordert worden, sich über diese Angelegenheit zu erklären, und gab eine Ermahnung zum Frieden heraus, in welcher er keine von beiden Parteien schonte, sondern jeder ihr Unrecht vorhielt. Doch auch seine Worte fanden kein Gehör.

Der Aufruhr entbrannte von neuem mit gesteigerter Wuth. In Schwaben und in Franken, im Mainzischen, in der Pfalz, im Bisthum Speier, im Elsaß bis nach Lothringen hin, in Salzburg, Tyrol, Steiermark, im Norden in Fulda, Hessen, Thüringen, im Münsterschen: allenthalben loderte die Flamme der Empörung, und weit und breit bezeichneten brennende Burgen, Klöster und Stifte ihre verheerende Bahn. Ein Schenkwirth, Namens Georg Metzler, ein verruchter Mensch, stand an der Spitze der Bauern im Odenwald. Sie nahmen Weinsberg und übten an der Besatzung von siebzig Rittern, die hier unter der Anführung eines Grafen von Helfenstein standen, eine grausame Rache für die Gefangenen, welche Truchseß nach seinen Siegen hatte hinrichten lassen. Der Graf und die Ritter wurden in einen Kreis geführt, welchen die Bauern mit gezückten Spießen umstanden; wohin sich die Unglücklichen wandten, fielen sie in die Spieße, bis sie von tausend Stichen durchbohrt, sanken. Vergebens warf sich die Gemahlin des Grafen Helfenstein den Unmenschen zu Füßen, vergebens suchte sie dieselben durch das Emporhalten ihres zweijährigen Kindes zu rühren; sie und ihr Kind wurden gleichfalls auf das ärgste mißhandelt.

Durch solche Gräuel wurde auch Luthers Meinung über

die Händel der Bauern durchaus geändert. Er gab jetzt eine Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern heraus, worin er den Fürsten den Rath gab, die Bauern zu strafen und die Meuterer wie tolle Hunde todt zu schlagen. Inzwischen verbreitete sich der Aufstand immer mehr, auch der Adel mußte die Flucht ergreifen und manche traten sogar auf Seiten der Bauern. Auch der berühmte Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand ward wider seinen Willen gezwungen, auf vier Wochen Anführer der Bauern zu werden; doch mißfiel ihm ihr gottloses Treiben und nach Ablauf der vier Wochen trennte er sich von ihnen. Endlich rüsteten sich der schwäbische Bund und die Fürsten. Georg Truchseß hatte die Bauern mehrmals geschlagen, und auch den geordneten Heeren der Fürsten mußten diese Feinde überall erliegen, an denen jetzt die Sieger die grausamste und blutigste Rache ausübten. Die Geldbußen und Brandschatzungen, die man in Franken erhob, zerrütteten den Wohlstand des Volkes und auch die Fürsten wußten in ihren Ländern der Grausamkeit kein Ziel. Der Markgraf Kasimir von Brandenburg-Kulmbach ließ unter andern neunundfünfzig Einwohnern des Fleckens Kissingen die Augen ausstechen. Der Kurfürst von Trier und der Bischof von Würzburg fanden eine Lust daran, ihre Rache im Anblicke des Menschenbluts zu sättigen; sie durchzogen mit Schaaren von Scharfrichtern und Knechten ihre Länder, da schon Alles wieder beruhigt war, und ließen noch viele hundert Köpfe abschlagen; der erstere soll mit eigener Hand Viele hingerichtet haben. Die Zahl der durch den Aufstand in Deutschland Umgekommenen wird mindestens auf 50,000 angegeben. Der Zustand der Bauern aber ward nicht besser, sondern sogar noch schlimmer, denn von Abschaffung der Uebelstände war meist keine Rede.

Mit dem Bauernkriege in Süddeutschland hing ein Volksaufstand in Thüringen zusammen, der von einem Geistlichen, Thomas Münzer, geleitet ward. Diesem Schwärmer und Verführer des großen Haufens erschien die Reformation Luthers, den er mit den größten Schmähungen überhäufte, als ungenügend. Er rühmte sich göttlicher Offenbarungen und glaubte sich berufen, das weltliche Regiment zu ändern. Der ganzen

Gemeine gehöre die Gewalt des Schwertes, die Hoheit der Fürsten wollte er erniedrigen und Gemeinschaft der Güter einführen. Nachdem er aus mehreren Städten vertrieben war, fand er in der Reichsstadt Mühlhausen großen Anhang. Seine aufrührerischen Lehren verbreitete er mit feuriger Beredsamkeit, und die Aussicht auf Gütergemeinschaft verführte den gemeinen Haufen. Sein Anhang war bald so mächtig, daß er den Stadtrath absetzen konnte und einen neuen aus seinen Anhängern bildete. Mönche und Geistliche wurden aus der Stadt vertrieben. Die Armen arbeiteten nicht mehr, sondern forderten ihre Bedürfnisse von den Reichen und nahmen mit Gewalt, was ihnen abgeschlagen wurde. In kurzer Zeit verbreitete sich der Aufstand im ganzen Lande, auch die Bauern anderer Länder ließen sich durch das gottlose Beispiel zu gleichem Unfug verleiten, und eine Menge Kirchen, Klöster und Schlösser wurden geplündert und verwüstet. Der junge, thatkräftige Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, der, ohne sich mit Grausamkeit zu beflecken, den Aufstand in seinem Lande zuerst gedämpft hatte, zog jetzt den benachbarten Fürsten zu Hülfe. Ihre vereinigte Macht traf bei Frankenhausen auf das Lager der Bauern, die etwa 8000 Mann stark waren (1525). Als sie das wohlgeordnete mit Geschütz versehene Heer der Fürsten sahen, entfiel ihnen der Muth, und sie hatten nicht übel Lust, dem Verlangen der Fürsten zu willfahren und Münzer auszuliefern. Um so mehr suchte dieser ihren Muth zu befeuern und sagte, sie sollten sich nicht vor dem Geschütz fürchten, er werde alle Kugeln mit seinem Rockärmel auffangen. Zugleich benutzte er einen zufällig am Himmel erscheinenden Regenbogen und erhob zu einer feurigen Anrede seine Stimme: „Hebt die Augen auf," rief er, „und seht, wie günstig uns Gott ist, blickt auf das Zeichen seiner ewig dauernden Huld zu uns. Seht den Himmelsbogen; und da in unseren Fahnen dasselbe Zeichen gemalt ist, so zeigt uns Gott dadurch deutlich an, er werde uns beschützen und den Tyrannen Untergang bereiten. Es ist Gottes Wille, daß wir keinen Frieden mit unseren gottlosen Widersachern machen." Um ihnen alle Aussicht auf Gnade zu nehmen, ließ er einen Gesandten der Fürsten vor ihren Augen niederstechen. Die Schlacht begann;

die Wagenburg der Bauern war bald erobert, und auf der Flucht wurden an 5000 derselben niedergemacht. In Frankenhausen, das sich sogleich ergab, wurden dreihundert Bürger hingerichtet. Münzer selbst hatte sich in den Speicher eines Hauses gerettet, aber ein Knecht entdeckte ihn und zog ihn aus dem Bette; er gab sich für einen Kranken aus, doch seine daneben liegende Brieftasche verrieth ihn. Er ward vor die Fürsten gebracht, gefoltert und enthauptet.

XIII.

Philipp der Großmüthige und Johann der Standhafte. — Befestigung und Ausbildung der neuen Kirche.

Da die katholischen Fürsten Deutschlands in Bündnisse gegen die Evangelischen zusammentraten, und auch der Kaiser die neue Lehre zu unterdrücken drohte, so drang Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen darauf, daß sich die evangelischen Fürsten gleichfalls zu einem Sicherheitsbündnisse vereinigten. Luther war zwar damit nicht einverstanden, indem er den festen Glauben hatte, Gott werde seine Sache schon allein ohne alle Menschenhülfe durchsetzen, und auch Melanchthon war dem Bündnisse abgeneigt. Dennoch ging der neue Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte, denn Friedrich der Weise war (1525) gestorben, auf den Vorschlag des Landgrafen ein. Beide Fürsten schlossen 1526 zu Torgau ein Bündniß, sich wider jeden Angriff gegen die neue Lehre treuen Beistand zu leisten, und mehrere andere Fürsten traten dem Bunde bei.

Nun ward ein Reichstag zu Speier gehalten (1526), auf welchem der Kaiser die Vollziehung des Wormser Edictes, die Achtserklärung gegen Luther durchzusetzen suchte. Aber das Vertrauen auf ihr Bündniß gab den evangelischen Fürsten den Muth, sich diesem Ansinnen des Kaisers zu widersetzen, und es gelang ihnen, einen milden Beschluß des Reichstages auszuwirken, demzufolge sich Alle in Bezug auf das Wormser Edict so verhalten sollten, wie sie es vor Gott und dem Kaiser verantworten könnten. Dieser Beschluß beförderte die Ausbreitung der Reformation und die Befestigung der neuen Kirche außerordentlich.

In den Landen, wo die neue Lehre bereits Eingang gefunden hatte, wurde die Messe abgeschafft, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Anbetung der Bilder verboten und die Muttersprache beim Gottesdienst eingeführt. Den Geistlichen ward die Ehe gestattet, die Klöster wurden aufgehoben und Mönche und Nonnen ihrer Gelübde entbunden. Dagegen legte man auf die Predigt des göttlichen Wortes und auf den Volksunterricht, der bis dahin gänzlich vernachlässigt war, das größte Gewicht. In Sachsen wurden diese Einrichtungen durch Johann den Standhaften, in Hessen durch Philipp den Großmüthigen eingeführt; letzterer stiftete im Jahre 1527 zu Marburg die erste evangelische Universität. Auch in Braunschweig-Lüneburg, in Mecklenburg, in Anhalt und im Mansfeldschen traten die neuen Kircheneinrichtungen in's Leben, ja sogar Preußen, bis dahin ein geistlicher Staat, der dem deutschen Orden angehörte, wurde in einen weltlichen verwandelt und durch den Markgrafen Albrecht, der sich zuerst zum weltlichen Herzog machte, für die Reformation gewonnen (1525).

Unter den Mitteln zur Ausbreitung der Reformation wirkte keins so allgemein, so dauernd und so gewaltig, als die Bibelübersetzung, welche Luther auf der Wartburg begonnen hatte, und die im Jahre 1532 vollendet ward. Die schlichte Einfalt, die Tiefe und Erhabenheit des Ausdruckes sind darin gleich bewundernswürdig. Kein anderes Buch ist bei Hohen und Niedern ein so allgemein verbreitetes Volksbuch geworden, weshalb auch durch diese Uebersetzung die Mundart, in der sie abgefaßt ist, die hochdeutsche, Schrift- und Umgangssprache aller Gebildeten geworden ist. Die heilige Schrift, in solcher Uebersetzung dem Volke in die Hände gegeben, entschied in Verbindung mit Luthers Erklärung derselben, Unzählige für die neue Lehre.*) Denn Luther fuhr unermüdlich fort, trotz der beständigen Kränklichkeit seines Körpers, durch Predigten, durch Erklärung biblischer Schriften, die er herausgab, für das Werk der Reformation zu wirken.

---

*) Jedoch fehlte es bei einem großen Theile der Nation, die nun einmal gegen die alte Kirche gestimmt war, auch nicht an rein weltlichen Beweggründen, die zur neuen Lehre hinzogen.

Schon im Jahre 1524 hatte er seine Augustinerkutte abgelegt und trug von da an einen bürgerlichen Rock. Gewöhnlich schenkte ihm sein Kurfürst das Tuch dazu, und zwar schwarzes, welches damals die Hoffarbe war, woher es denn kommt, daß diese Farbe in der Amtstracht der evangelischen Geistlichen herrschend geblieben ist. Noch entschiedener aber sagte sich Luther vom Mönchthum los, als er im Jahre 1525 in den Ehestand trat. Er heirathete eine frühere Klosterjungfrau, Fräulein Katharina von Bora, die mit acht anderen Nonnen aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma nach Wittenberg gekommen war.

Im Jahre 1527 unternahm er mit Melanchthon eine Reise durch Sachsen, um die Kirchen und Schulen zu untersuchen. Hier fanden sie die Lehrer eben so unwissend, als das Volk: der ganze Gottesdienst bestand in dem Herplappern unverstandener Gebetsformeln. „Es ist unverantwortlich," schreibt Melanchthon, „daß man die armen Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat! Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jammer erblicke. Ich gehe oft bei Seite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Ortes fertig sind. Und wer wollte nicht jammern, der da sieht, wie die Anlagen des Menschen so ganz vernachlässigt werden, und der Geist, der so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von seinem Herrn und Schöpfer etwas weiß." Als dieses mühsame Geschäft beendigt war, brachte Luther (1528) die Hauptsätze seiner Lehre in Fragen und Antworten, um den Lehrern die Sache leicht zu machen. Dies ist der berühmte Katechismus Lutheri. Einen kurzen Auszug daraus, den er den kleinen Katechismus nannte, bestimmte er für die Kinder. Melanchthon aber setzte einen höheren Unterricht an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen auf.

XIV.

Die Protestation zu Speier (1529). Ulrich Zwingli, der Schweizer Reformator.

Inzwischen überzeugten sich die Evangelischen immer mehr von dem Widerwillen des Kaisers gegen ihre Lehre, und die

Eifersucht und Spannung beider Religionsparteien trat immer offener hervor. Unter solchen Umständen kam im Jahre 1529 ein Reichstag zu Speier zu Stande. Hier wußten die Katholischen durch Mehrheit der Stimmen den Beschluß zu erwirken, daß die Evangelischen sich in Religionssachen aller Neuerungen enthalten, keine neuen Anhänger aufnehmen und die Messe, so wie die alte Abendmahlslehre beibehalten sollten. In diesem Beschlusse konnten die Evangelischen nur eine Unterdrückung der Lutherischen Lehre erkennen und fanden sich daher bewogen, eine Erklärung dagegen oder Protestation einzureichen, von welcher sie seitdem den Namen der Protestanten erhalten haben. Der Kaiser nahm diese Protestation höchst ungnädig auf und drohte mit ernstlicher Strafe, wenn die Evangelischen nicht davon abstehen würden.

Leider hatte sich aber im Schooße der neuen Kirche selbst eine Meinungsverschiedenheit entwickelt, welche die Lehre vom heiligen Abendmahl betraf. Luther behauptete, daß der wahre Leib und das wahre Blut Christi unter Gestalt des Brodes und Weines im Abendmahl gegenwärtig sei; Andere dagegen lehrten, daß die Bedeutung der Abendmahlsfeier keine andere sei, als Erinnerung an den Tod des Erlösers. Die letztere Meinung fand besonders in Oberdeutschland viele Anhänger, außerdem in der Schweiz, wo sie durch Ulrich Zwingli verfochten wurde.

Auch in der Schweiz war 1519 ein Ablaßkrämer, mit Namen Bernhard Samson, erschienen. Er kam nach Zürich, wo Ulrich Zwingli Pfarrer war. Dieser vermochte durch seine Predigten, daß Samson mit seinen Ablaßbriefen nicht den geringsten Abgang fand, und Papst Leo X. auf allgemeine Bitten der Schweizer seinen Abgesandten zurückberufen mußte. Nun wurden mehrere Gebräuche der katholischen Kirche abgestellt, die Messe aufgehoben, die Bilderverehrung abgeschafft. Man fing an deutsch zu predigen und erlaubte den Geistlichen und Klosterbewohnern die Ehe. Die Reformation verbreitete sich rasch in der Schweiz und erregte natürlich auch den Widerstand der Katholiken, jedoch ohne Erfolg, da man endlich zugeben mußte, daß ein jeder sich zu der Religion bekennen dürfte, die er für die wahre hielt. Während Zwingli mit Luther in vielen Punkten übereinstimmte,

waren sie über die Bedeutung des Abendmahls ganz verschiedener Ansicht.

Der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, hätte gern beide Reformatoren mit einander verglichen und eine Uebereinstimmung zu Stande gebracht, um die Anhänger beider Ansichten zu einer gemeinsamen Verbindung gegen die katholische Partei zu bewegen. Er veranstaltete daher ein Religionsgespräch auf dem Schlosse zu Marburg (1529). Luther erschien mit Melanchthon und mehreren anderen seiner ausgezeichneten Anhänger; auch Zwingli kam in Begleitung einiger seiner Freunde. Die Verhandlungen hatten jedoch keinen Erfolg, indem jeder der beiden Gegner bei seiner Meinung beharrte. Man versprach jedoch, die Streitschriften einzustellen und gelobte sich gegenseitige Freundschaft. Luther hielt indessen das Versprechen wenig und fuhr fort, bitter gegen Zwingli*) zu schreiben. So trennten sich die Anhänger Zwinglis von den Lutheranern und bildeten eine eigene Religionsgesellschaft unter dem Namen der Reformirten.

XV.

Die Augsburgische Confession (1530). Der Schmalkaldische Bund.

Kaiser Karl hatte ein Ausschreiben an die deutschen Stände erlassen, in dem er sie zu einem Reichstag einlud, der im April 1530 zu Augsburg gehalten werden sollte. In dieser Stadt fand sich daher eine große Anzahl von Fürsten, Rittern und Geistlichen ein, die wegen ihres zahlreichen Trosses von Dienern und Pferden die Preise der gemeinsten Lebensbedürfnisse ins Ungeheuere erhöhten. Karl ließ lange auf sich warten, indem er sich nur langsam und in kurzen Tagereisen näherte. Er traf gerade am Tage vor dem Frohnleichnamsfeste in Augsburg ein und forderte die evangelischen Fürsten auf, an der feierlichen Procession des morgenden Tages Theil zu nehmen. Dazu waren diese jedoch nicht zu bewegen, und einer von ihnen erklärte sogar in Gegenwart

*) Bei dem Kampfe der Parteien in der Schweiz fand Zwingli in der Schlacht bei Kappel unweit Zürich (1531) seinen Tod.

des Kaisers: ehe er so Gott und sein Evangelium verläugnen sollte, wolle er lieber den Kopf verlieren. Lächelnd erwiederte darauf Karl in seiner niederdeutschen Mundart: „Löwer Fürst, nitt Kopp ab, nitt Kopp ab“

Nach Eröffnung des Reichstages ließen die Evangelischen Stände ein Bekenntniß ihrer Lehre und ihres Glaubens vorlesen und überreichen, das von Melanchthon mit großer Klarheit und Milde abgefaßt war. Diese Schrift ist unter dem Namen der Augsburgischen Confession bekannt. Der Kaiser übergab sie einigen katholischen Theologen, um eine Widerlegung derselben aufzusetzen, die jedoch sehr ungründlich ausfiel. Dennoch ließ er den Protestanten erklären, er hoffe, daß sie zur katholischen Kirche zurückkehren würden, sonst sehe er sich genöthigt, andere Maßregeln zu ergreifen. Die Protestanten ließen sich jedoch nicht schrecken, und Melanchthon setzte eine Schrift auf, welche den Titel: Apologie (Vertheidigung) der Confession führt. Ein Versuch, eine Ausgleichung zwischen den beiden Parteien zu bewirken, scheiterte, und endlich erfolgte die Bekanntmachung des Reichsabschiedes, worin die Lutherische Ketzerei verdammt und deren Ausbreitung bei den härtesten Strafen verboten ward.

In Folge dieses Beschlusses lud der Kurfürst von Sachsen seine Glaubensgenossen unter den Fürsten zu einer Unterredung nach Schmalkalden ein (December 1530), um gemeinschaftlich zu berathen, wie man sich in so drohender Gefahr zu verhalten habe. Zwar kam damals noch kein eigentlicher Bund zu Stande, aber die Fürsten gingen mit dem Versprechen auseinander, sich im Februar 1531 abermals hier zu versammeln. Auf dieser zweiten Versammlung wurde dann ein förmliches Bündniß zwischen dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen und anderen Fürsten und Grafen, so wie elf Reichsstädten geschlossen, zu denen später noch viele andere hinzukamen. Durch dieses Bündniß verpflichteten sie sich, einander nach ihrem höchsten Vermögen und aus allen ihren Kräften beizustehen, wenn sie wegen der Religion angegriffen werden sollten. Da Kaiser Karl, so wie sein Bruder Ferdinand, der zum römischen König gewählt worden war, von den Einfällen der Türken in Ungarn und Oestreich litten, die einmal sogar bis Wien vorgedrungen

waren, und Karl zugleich im steten Kriege mit Franz I. von Frankreich lebte, so sah er sich genöthigt, den Protestanten den Religionsfrieden zu Nürnberg zu bewilligen (1532), der ihnen bis zur Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung (Concils) völlige Gewissensfreiheit gestattete *). Doch beschwichtigte dies die innere Gährung der Parteien nur auf kurze Zeit. Der Schmalkaldische Bund wurde mehrmals erneuert, und ein heiliger Bund der Katholiken trat ihm (1538) gegenüber. Mehrere Religionsgespräche zwischen den streitenden Parteien waren vergeblich, und als endlich das vielbesprochene, lange ersehnte Concilium zu Trident (1545) zusammen kam, wurde es von den Protestanten nicht beschickt, weil sie vom Papste, der hier als Richter auftrete, doch keinen gerechten Spruch erwarteten. So scheiterte des Kaisers letzte Hoffnung, der von diesem Concil Ausgleichung der religiösen Wirren

---

*) Im Jahre 1534 wurde Herzog Ulrich von Würtemberg, der wegen Vergewaltigung an der Stadt Reutlingen vom Schwäbischen Bunde (1519) vertrieben war, durch Landgraf Philipp von Hessen nach einem Siege über die Kaiserlichen bei Lauffen am Neckar wieder in sein Land eingesetzt, worauf die Reformation in Würtemberg eingeführt wurde. Im Frieden zu Kadan in Böhmen, in dem sich Ferdinand, Karls V. Bruder, zur Abtretung des bisher von ihm regierten Würtembergs verstand, verpflichtete sich Landgraf Philipp, einen Theil seiner Truppen zur Bekämpfung der Wiedertäufer in Münster zu verwenden.

Diese schwärmerische Secte, welche die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören drohte, hatte die Stadt Münster zum Schauplatz der schrecklichsten Frevel gemacht. Ein Prophet derselben, der Bäcker Johann Matthys aus Haarlem, und der Schneider Jan Bockelsohn aus Leyden, hatten sich daselbst nach Vertreibung der Behörden der unumschränkten Herrschaft bemächtigt (1535). Matthys fiel bei einem Ausfall gegen den die Stadt belagernden Bischof, worauf Bockelsohn zum König des „neuen Zion“ ausgerufen ward. Er sandte Apostel nach allen Weltgegenden aus und führte außer Gütergemeinschaft auch Vielweiberei ein. In der Stadt erreichte die Hungersnoth den höchsten Grad, während Bockelsohn schwelgte und die ärgste Tyrannei ausübte. Der Bischof, von anderen Fürsten unterstützt, eroberte die Stadt. Bockelsohn nebst seinem Kanzler Knipperdolling und seinem Scharfrichter Krechting wurden nach schrecklichen Martern hingerichtet (1536). Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gethan, und diese an dem höchsten Thurm in der Stadt aufgehängt. Die katholische Religion ward in Münster hergestellt.

gewünscht hatte.*) Da nun die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes nicht einmal den Reichstag besuchten, den Karl 1546 zu Regensburg hielt, so verzweifelte dieser, auf friedlichem Wege eine Vereinigung zu erzielen, und beschloß Gewalt zu brauchen. Seine Werbungen und Rüstungen erregten die Besorgniß der Evangelischen; auf ihre Anfrage an den Kaiser, wem die Rüstungen gälten, erhielten sie die Antwort, daß er nur einige widerspenstige Stände züchtigen wolle. Nun rüstete sich auch der Schmalkaldische Bund und erließ eine Kriegserklärung „an den durchlauchtigsten Fürsten Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt.“ Der Kaiser antwortete mit der Achtserklärung.

XVII.

Luthers Tod.

(18. Februar 1546.)

Luther erlebte jedoch den Ausbruch des Krieges nicht mehr. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens litt er an Steinschmerzen und an Schwindel. Doch arbeitete er mit gleichem Eifen oft über seine Kräfte, und mußte manchmal nach halbvollendeter Predigt fast ohnmächtig die Kanzel verlassen. Er hielt diese Leiden für Wirkungen des Teufels und bekämpfte sie durch Gebet und festes Vertrauen auf Gott. Hatte sich auf sein anhaltendes Beten ein Uebel einmal gelegt, so konnte er in seiner Freudigkeit wohl gar zuweilen darauf pochen, daß er mit seinem Gott gut stehe. So erzählte er einmal selbst, wie er seinen Freund Melanchthon, der an einer schweren Krankheit darnieder lag, durch sein Gebet gerettet habe. „Da wandte ich mich,“ sagte er, „nach dem Fenster, und unser Herr Gott mußte mir herhalten; denn ich warf

*) Auch der Versuch des Kaisers auf einem Reichstage zu Augsburg 1547 einen einstweiligen Vergleich, das Interim genannt, zu Stande zu bringen, in welchem den Protestanten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, den verheiratheten Geistlichen die Beibehaltung ihrer Weiber gestattet und der Besitz der eingezogenen Kirchengüter stillschweigend zugestanden ward, schlug fehl und fand weder bei den Katholiken noch bei den Protestanten Beifall.

ihm den Sack vor die Thür, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, da ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je seinen Verheißungen trauen sollte."

Aus diesem starken Vertrauen zu Gott floß die herrliche Laune, mit welcher der so hart geplagte Mann doch Alles um sich her erheiterte. Er war unerschöpflich an drolligen Einfällen, und so aufgelegt zum Scherz, daß er sich oft selbst Vorwürfe darüber machte. Sogar über seine Krankheiten konnte er scherzen. Außer den freundlichen Gesprächen bei einer mäßigen Mahlzeit, in denen seine Freunde seine Unbefangenheit und seinen Mutterwitz nicht genug bewundern konnten*), mußte oft die Musik sein Herz erheitern. Er behauptete, die Menschen, die von dieser Kunst nicht gerührt würden, seien den Klötzen und Steinen gleich; auch hätte er gefunden, daß der Teufel die Musik nicht leiden könne, da er es oft an sich erfahren hatte, daß bei ihrem Klange alle Sorgen und Bekümmernisse aus der Brust nicht anders als wie vor Gottes Wort entflohen waren.

Im Januar 1546, also mitten im Winter, reiste Luther, wiewohl krank, nach Eisleben, um eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten. So schwach er sich fühlte, predigte er doch viermal dort, zuletzt den 14. Februar, und

*) Ein Hamburger Kaufmann brachte seinen Sohn, welcher studiren sollte, nach Wittenberg, und empfahl ihn Luthers näherer Aufsicht. Luther lud beide zu Tische, und hier beging der junge Mensch die Ungeschliffenheit, in aller Stille einem Gänsebraten, der eben aufgetragen war, die Haut abzuziehen und sie zu verzehren, während sein Vater mit dem Doctor im Gespräch begriffen war. Einige Tischgenossen stießen Luther heimlich an, er aber winkte ihnen, daß sie still sein sollten. Als der junge Mann fertig war, fragte Luther den Vater ganz gleichgültig: „Lieber Herr, wenn er seinen Sohn nicht wollte studiren lassen, welches Gewerbe hätte er ihm dann wohl erwählt?" Die „Handlung," erwiederte der Kaufmann. — „Hm," sagte Luther, „ich wüßte wohl noch etwas Besseres für ihn. Er hat viel Anlage zum Gerber; sehe er nur, wie gut er sich auf die Häute versteht." — Der Kaufmann, erschrocken, erzürnt und beschämt zugleich, schalt, bat um Verzeihung, und glaubte die Ungezogenheit dadurch wieder gut zu machen, daß er einige Flaschen des besten Weins für sein Geld zu holen befahl, was Luther natürlich verhinderte.

wohnte alle Tage der Sitzung bei, die wegen jener Streitigkeit von den Grafen gehalten ward. Dies that er bis zum Dienstag, den 16. Februar. Am Abend dieses Tages sagte er mit matter Stimme: „Wenn ich meine liebe Landesherren, die Grafen hie zu Eisleben, vertragen habe, so will ich heimziehen und mich in meinen Sarg legen, und den Würmern meinen Leib zu essen geben.“

Am folgenden Morgen war es merklich schlechter mit ihm geworden. Die Grafen selber ersuchten ihn daher, heut zu Hause zu bleiben und nicht in die Sitzung zu kommen. So blieb er denn, ging langsam in seinem Stübchen auf und nieder, und ruhte abwechselnd auf einem ledernen Sitzbett aus. Er betete viel und unterhielt sich mit seinen Freunden. Einmal trat er nachdenkend an's Fenster und sagte: „Ich bin hier zu Eisleben getauft, wie, wenn ich hier bleiben sollte?“ — Zum Abendessen ging er noch hinunter in die große Stube, und sprach viel vom Tode und vom Wiedersehen und Wiedererkennen der Freunde im ewigen Leben. Er stand aber bald auf, ging wieder auf sein Zimmer, trat an's offene Fenster und sprach den gestirnten Himmel betrachtend, sein gewöhnliches Gebet. Dann fing er an zu klagen, daß es ihm um die Brust so bange werde. Sogleich ward nach Hülfe geschickt, der Graf Albrecht kam selbst und brachte geschabtes Einhorn; auch andere Freunde kamen herbei und erboten sich, die Nacht bei ihm zu wachen. Darauf nach neun Uhr sprach er: „Wenn ich ein halbes Stündlein könnte schlummern, hoffe ich, es sollte besser werden.“ Wirklich schlummerte er auf dem Polsterbett ein, indem die Freunde und seine zwei Knaben ängstlich schweigend um ihn saßen. Um zehn Uhr erwachte er wieder und sagte gerührt: „Siehe, sitzet Ihr noch? Möcht Ihr Euch nicht zu Bette legen?“ Sie verneinten es und führten ihn in seine Kammer, wo sein Bett schon gewärmt war. Indem er sich hineinlegte, gab er Allen die Hand, wünschte ihnen gute Nacht und sagte: „Betet zu unserm Herrn Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn das Concilium zu Trident und der leidige Papst zürnet hart mit ihm.“ Schwerathmend schlief er ein, war aber um ein Uhr nach Mitternacht schon wieder wach, und trug seinem Diener auf, das Zimmer zu heizen. Es war schon geschehen. Da ging er noch ohne

Hülfe aus der Kammer hinein, klagte über Beklommenheit und betete viel. Noch ging er einige Male auf und ab, dann setzte er sich auf das Polsterbett und ließ sich den Leib mit warmen Tüchern reiben. Sein Diener setzte in der Angst die ganze Nachbarschaft mitten in der Nacht in Bewegung. Der Wirth und seine Frau kamen herauf; auch Graf Albrecht und seine Gemahlin kamen und brachten stärkende Tropfen mit. Der Kranke klagte aber immer heftiger über Brustschmerzen und große Angst, betete dreimal hinter einander: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott!" und dann schloß er die Augen und ward stille. Die Gräfin fuhr noch immer fort, ihm den Puls mit balsamischen Wassern zu bestreichen und die anderen Freunde wärmten und rieben ihn noch. Zuletzt rief ihm Einer von ihnen zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre von Christo, wie Ihr sie gepredigt, sterben?" Mit vernehmlicher Stimme sprach der Sterbende: „Ja", wendete sich dann auf die rechte Seite und entschlief, so sanft, daß die Umstehenden glaubten, er schlummere nur. Erst da man ihm unter das Gesicht leuchtete, und Hände und Füße anfühlte, auch vergebens seinen Namen rief, merkte man, daß der Geist dem Leibe entflohen sei. Es war zwischen zwei und drei Uhr Morgens. Noch in derselben Nacht ward ein reitender Bote mit der Nachricht an den Kurfürsten gesandt, der ihn mit dem Befehl zurückschickte, den Leichnam nach Wittenberg zu bringen.

Es ward sogleich ein zinnerner Sarg gegossen, und der Körper im Sterbekleide hineingelegt. Freitags, den 19. Februar, Nachmittags um zwei Uhr, ward der Sarg, in Begleitung aller anwesenden Grafen, vieler Edelleute, und fast des ganzen Volkes in Eisleben aus dem Hause des Stadtschreibers Drachstedt, wo Luther gewohnt, nach der Kirche getragen, wo ihm eine Leichenrede gehalten ward. Die Leiche blieb hierauf über Nacht in der Kirche stehen, bis sie am folgenden Tage auf einen Wagen gehoben und unter großer Begleitung nach Halle abgeführt ward. Auf dem Wege dahin wurden in allen Dörfern die Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder schlossen sich wehklagend an den Zug an. Abends nach fünf Uhr näherte sich derselbe der Stadt Halle, deren Einwohner ihm schon von Weitem entgegenströmten, indeß

der Magistrat, die Geistlichkeit und die Schule ihn in einer förmlichen Procession einzuholen kamen. Unter dem entsetzlichsten Gedränge ging der Zug über die Hohebrücke und Schieferbrücke, durch das Moritzthor, über den alten Markt und so durch die Schmeerstraße nach der Marktkirche hin. Weil aber das zuströmende Volk die Brücken und Straßen fast verstopfte, so daß der Leichenwagen alle Augenblicke still halten mußte, so brachte man auf diesem kurzen Wege durch die Stadt fast zwei Stunden zu, und erst gegen sieben Uhr ward der Sarg in der Sacristei der Marktkirche niedergesetzt, wo er die Nacht hindurch unter der Aufsicht einer Bürgerwache stehen blieb. Ein Künstler benutzte diese nächtlichen Stunden, einen Wachsabdruck von dem Gesichte des Todten zu nehmen. Das nach dieser Maske verfertigte Bildniß ist noch jetzt auf der Marienbibliothek in Halle zu sehen. Am folgenden Morgen ganz frühe ging die Reise weiter über Bitterfeld nach Wittenberg, wo der Zug am 22. Februar ankam. Der Eingang durch das Elsterthor war eben so feierlich als rührend. Eine große Anzahl von Grafen und Herren zu Pferde, dann die ganze Universität und der Magistrat, zogen vor und hinter dem Leichenwagen her, welchem sich auch der ganze Haufe der um ihren großen Lehrer trauernden Bürger mit Weibern und Kindern anschloß. Kein Auge blieb trocken, und nach einer langen Leichenpredigt ward der Sarg von einigen Wittenberger Magistern in die vom Kurfürsten angewiesene Gruft in der Schloßkirche gesenkt, über welcher noch jetzt seine Grabschrift auf einer messingenen Tafel zu lesen ist.

Luther starb im 63sten Jahre seines Lebens. Er hinterließ eine Wittwe und drei Söhne, die aber weiter nicht berühmt geworden sind. Sein letzter männlicher Nachkomme ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Dresden gestorben.

XVII.

Moritz von Sachsen. — Der Schmalkaldische Krieg.

(1546—1547.)

Zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges war Herzog Moritz von Sachsen, aus der Albertinischen Linie, ein Fürst von bedeutendem Einfluß. Er war dem Lutherischen Glauben zugethan, den er in seinem Lande befördert hatte, ohne jedoch dem Schmalkaldischen Bunde beizutreten, was um so auffallender war, da Landgraf Philipp sein Schwiegervater, und der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich*), sein Vetter war. Schon frühe hatte er Spuren von einem feinen Verstande, großer Geistesgegenwart und feurigem Ehrgeiz gezeigt und eine Bildung erlangt, die ihn den ersten Männern seiner Zeit würdig zur Seite stellt. Mit seinem Vetter, dem Kurfürsten, lebte er in keinem guten Vernehmen; schon frühzeitig faßte er einen Widerwillen gegen diesen zwar frommen und edlen, aber beschränkten Mann, der seinerseits den jungen, kühn aufstrebenden Moritz mit Eifersucht und Mißtrauen betrachtete.

Um sich Gelegenheit zu großen Thaten zu verschaffen, führte Moritz (1542) ein Geschwader nach Ungarn gegen die Türken. Hier zeigte er sich so klug und entschlossen, daß Jeder den Wunsch hegte, er möchte Feldherr sein, ein Anerbieten, das er jedoch ablehnte. Bald wurde der Kaiser auf ihn aufmerksam und behandelte den jungen Herzog mit großer Auszeichnung, so daß man ihn allgemein als des Kaisers Liebling betrachtete. Als nun Karl gegen die Schmalkaldischen Bundesgenossen rüstete, schloß Moritz, dessen geringer Landbesitz seinem Ehrgeize nicht genügte, ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser, worin ihm wahrscheinlich Aussichten zur Vergrößerung auf Kosten seines Vetters eröffnet wurden. Dennoch übernahm er, als der Kurfürst bei seinem Feldzug ihm die Aufsicht über sein Land anvertraute, zum Schein die ihm lästige Bürgschaft.

Das Aeußere dieses geistvollen Mannes entsprach seinen inneren glänzenden Eigenschaften. Er hatte den Blick, die Brust und den Gang des Helden; sein kräftiger und doch

---

*) Johann der Standhafte war 1532 gestorben.

geschmeidiger Gliederbau und sein braunes Gesicht verkündeten den Freund des Krieges und der Jagd; in seinen Mienen lag ein schönes Gemisch von Würde und Freundlichkeit, und seine Rede war kurz, kräftig und sinnreich. Er wußte so sehr die Herzen zu gewinnen, daß Karl, der keinen Deutschen achtete, doch ihn zu seinem Lieblinge erkor.

Schon setzten sich von allen Seiten die Truppen der Protestanten in Bewegung, als der Kaiser noch in Regensburg war und wenig über 8000 Mann beisammen hatte. Ehe seine übrigen Truppen ankommen konnten, hätte er von den Feinden längst erdrückt werden können. Die Kriegsmacht der Oberländischen Städte war einem entschlossenen und umsichtigen Führer anvertraut. Er hieß Sebastian Schärtlin, war aus ritterlichem Geschlecht und besaß ein Familienschloß, Burtenbach, im Augsburger Gebiet. Gegen Türken und Franzosen hatte er rühmlich gefochten, hatte ein Fähnlein deutscher Landsknechte in der Schlacht bei Pavia (vergl. XIX.) angeführt und war unter dem Bourbonischen Heer gewesen, als Rom gestürmt und geplündert ward. Er hatte einen so hellen Blick und wußte so schnell den rechten Punkt zu treffen, daß er den Oberbefehl am besten geführt haben würde. Aber zum Unglück für die Protestanten war er von den Bundeshäuptern abhängig, und diese wiederum so uneinig unter sich, daß dadurch in alle Maßregeln eine unselige Zaghaftigkeit und Verkehrtheit kam.

Im Juli 1546 erließen der Kurfürst und der Landgraf noch ein Schreiben an den Kaiser, um alle Schuld des bevorstehenden Krieges von sich abzuwenden; Karl beantwortete diese Schrift dadurch, daß er über beide als Meineidige, Ruhestörer, Aufrührer und Hochverräther die Acht aussprach. Die Heere beider Theile trafen sich zuerst bei Ingolstadt, wo die Verbündeten vergebens das Kaiserliche Lager beschossen, denn Uneinigkeit und Unentschlossenheit hinderten jeden Erfolg. Als nun gar die Nachricht kam, daß Moritz von Sachsen in des Kurfürsten Lande eingefallen sei, um die gegen diesen ausgesprochene Acht zu vollziehen, da befiel die Bundeshäupter solche Muthlosigkeit, daß sie trotz des trefflichen Heeres sich gänzlich zurückzogen und auseinander gingen.

Desto kräftiger und entschlossener ging Karl zu Werke. Die Reichsstädte in Baiern und Schwaben öffneten, ohne an Vertheidigung zu denken, ihm ihre Thore, und selbst der Pfalzgraf am Rhein und der Herzog von Würtemberg suchten die Gnade des Siegers, der sich damit begnügte, den Unterworfenen bedeutende Geldsummen aufzulegen. In Sachsen dagegen hatte zwar Moritz die Kurlande großentheils erobert, bald aber gewann der Kurfürst wieder die Oberhand, so daß sich Moritz zurückziehen mußte und in kurzer Zeit sein eigenes Land im Besitz des Kurfürsten sah. Karl eilte daher im nächsten Jahre nach Sachsen, wo es bei Mühlberg (April 1547) zur entscheidenden Schlacht kam.

Den Kaiserlichen zeigte ein junger Bauer, dem die Kurfürstlichen zwei Pferde mitgenommen hatten, eine Furth durch die Elbe, wo ein Pferd hindurchgehen konnte. Unter einem dichten Nebel versuchten die Spanischen Hakenschützen sich dem rechten Ufer zu nähern, aber die Sachsen hielten gerade an dieser Furth das Ufer gut besetzt und schossen tapfer hinüber. Vergebens erwiderten jene, im Wasser stehend, das Feuer, sie konnten nicht eher etwas ausrichten, als bis Schiffe herbeigeschafft waren. Da äußerte der Kaiser, wenn man nur die Nachen des Feindes wegnehmen könne, das wäre ein großer Vortheil. Sogleich sprang ein Haufe Spanier, ohne Harnisch, den Säbel im Munde, in's Wasser, schwamm hinüber und fiel die in den Kähnen befindlichen Sachsen an. Nach einem mörderischen Gefechte eroberten sie wirklich die Fahrzeuge und brachten sie herüber. Sogleich wurden diese mit tüchtigen Schützen bemannt, die nun die feindlichen gehörig beschäftigen konnten, indeß die Reiterei ihren Zug durch das Wasser antrat und dadurch, daß jeder Reiter noch einen Fußknecht hinter sich auf's Pferd nahm, eine beträchtliche Anzahl von Spaniern übersetzte. Nun setzten auch Karl, Ferdinand, Moritz und der spanische Herzog Alba durch das Wasser, wobei der mitgenommene Bauer des Kaisers Pferd am Zügel führte. Hintennach folgte noch der Rest der Reiterei und zuletzt schlug man aus den erbeuteten Kähnen eine Schiffbrücke zusammen, auf welcher auch das Fußvolk und der Schießbedarf nachkam. Den letzteren wartete der Kaiser gar nicht ab, sondern eilte, sein Heer in Schlacht-

ordnung zu stellen. Freudig ritt er die Reihen auf und nieder, prächtig und wie zum Siege geschmückt. Sein vergoldeter Helm und Panzer, seine reichgestickte Feldbinde und seine karmoisin rothe Roßdecke strahlten herrlich von Weitem; in der rechten Hand hielt er eine Lanze, und mit der linken tummelte er sein wildes andalusisches Roß. Seine Siegeslust schien aller Krankheit zu spotten.

Es war ein Sonntagsmorgen. Der Kurfürst, welcher darauf bestand, daß dies nicht das kaiserliche Heer sein könne, hatte sich in die Kirche begeben, um die Predigt zu hören. Vergebens meldete man ihm, der Feind sei schon ganz nahe; er blieb dabei, es sei der Kaiser nicht, er müsse den Gottesdienst erst abwarten. Nach der Predigt blieb ihm dann freilich nichts Anderes übrig, als einen Wagen zu besteigen, denn wegen seiner Schwere konnte er zu Pferde nicht gut fortkommen, um mit seinem Heere Wittenberg so schnell als möglich zu erreichen.

Alba und Moritz führten die spanischen und neapolitanischen Reiter, und waren den Sachsen dicht auf der Ferse. Drei Stunden von dem Uebergangsorte auf der Lochauer Haide, brachten sie dieselben zum Stehen. Der Kurfürst ordnete seine ungleich schwächeren Schaaren, die Feinde zu empfangen. Sie zu besiegen hoffte er gar nicht; er wollte sie nur bis zum Abend aufhalten, um in der Dunkelheit desto sicherer nach Wittenberg entkommen zu können. Aber ehe die Sonne unterging, war sein Schicksal schon entschieden. Die kaiserliche Reiterei, welche der seinigen weit überlegen war, hieb fürchterlich ein; Moritz selber focht unter den Vordersten und warf mehrere Adelige nieder, und die Verwirrung ward allgemein, als die zurückgeschlagenen sächsischen Reiter sich auf ihr eigenes Fußvolk stürzten. „Hispania, Hispania!“ riefen die Kaiserlichen; bald sah man nichts als Bestürzung und Flucht, und unendlich mehr, als fechtend gefallen waren, wurden im Fliehen getödtet. So weit sich die Wahlstadt erstreckte, war sie mit Leichen bedeckt, wohl 3000 an der Zahl. Viele ergaben sich auch, und diese waren so verschüchtert, daß mancher einzelne kaiserliche Reiter bis auf fünfzehn Gefangene um sich her hatte.

Der Kurfürst hatte den Wagen verlassen und einen

starken friesischen Hengst bestiegen, um rascher zu entfliehen, aber ein Schwarm leichter Reiterei holte ihn ein. Einige Ungarn drängten sich an ihn, indeß die anderen sein Gefolge angriffen. Er wehrte sich verzweifelt, erhielt aber einen Hieb in die linke Wange, und in dem Augenblick rief ihn ein deutscher Edelmann, ein Vertrauter von Moritz, in deutscher Sprache an, ob er sich nicht ergeben wolle. Ja, sagte der Kurfürst, einem Deutschen wolle er sich ergeben, und darauf zog er zwei Ringe vom Finger und gab sie ihm zum Wahrzeichen, daß er sein Gefangener sei.

Er ward zum Herzog von Alba, dann vor den Kaiser geführt. Dieser hielt zu Pferde mitten in der Haide und hatte eben den Befehl ertheilt, die zerstreuten Schaaren zu sammeln. Da kam Alba langsam mit dem Kurfürsten heran. Der Anblick des Letzteren erregte allgemeine Rührung. Sein Gesicht blutete stark, sein ganzes Panzerhemd war mit Blut befleckt. Als er den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und seufzte: „Herr Gott, erbarme dich meiner! nun bin ich hier!“ Alba half ihm vom Pferde und führte ihn an seiner Rechten vor den Kaiser. Er wollte auf sein Knie sinken und seinen Blechhandschuh abziehen, um dem Kaiser nach deutscher Sitte die Hand zu geben. Aber Karl litt keins von beiden, und wandte sich mit einer bittern Miene ab. Da sagte der Kurfürst: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ — „So?“ fiel ihm dieser in die Rede, „bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen.“ Worauf der Kurfürst fortfuhr: „Ich bin Ew. Kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß.“ — „Wohl,“ war die Antwort, „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt.“

Karl ließ, wahrscheinlich jedoch nur, um zu zeigen, wie ernstlich er seine Widersacher zu strafen entschlossen sei, nach einem kurzen Kriegsgerichte das Todesurtheil über den Gefangenen aussprechen. Der Kurfürst saß gerade mit seinem Mitgefangenen Herzog Ernst von Braunschweig, am Schachbrett, als ihm das Todesurtheil verkündigt ward. Mit der Fassung und Ergebung, die er seinem Glauben verdankte, erwiederte er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln sollte; ist es aber gänzlich also bei

der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge.“ Der Kaiser nahm jedoch das Todesurtheil zurück, und der Kurfürst verstand sich zu der sogenannten Wittenberger Capitulation, der zufolge er seine Kurlande abtrat, sich dem Kaiser unterwarf und diesem nach Gutdünken zu fernerer Gefangenschaft überließ. Karl verlieh nun die sächsischen Kurlande, wahrscheinlich einem früheren geheimen Versprechen gemäß, dem Herzoge Moritz, der dieselben sofort in Besitz nahm. So ging die Kurwürde in Sachsen von der Ernestinischen Linie auf die Albertinische über.

Uebrigens benahm sich der Kaiser gegen die Familie des unglücklichen Kurfürsten, wie überhaupt gegen die Protestanten, mit großer Milde. Er duldete den evangelischen Gottesdienst, und als ihm Alba den Rath gab, die Gebeine Luthers, dieses Erzketzers, ausgraben und verbrennen zu lassen, erwiderte er: „Lasset ihn ruhen, er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten.“

Mit Schrecken betrachtete der Landgraf von Hessen das Schicksal seines früheren Bundesgenossen, des Kurfürsten von Sachsen. So feurig und entschieden er sonst aufgetreten war, so kleinmüthig war er jetzt im Unglück. Sein Schwiegersohn Moritz und der Markgraf von Brandenburg thaten nun Schritte, um ihn mit dem Kaiser auszusöhnen, allein dieser verlangte unbedingte Unterwerfung. Endlich kam jedoch ein Vertrag zu Stande, in welchem dem Landgrafen seine Besitzungen zugesichert wurden. Auch setzten die beiden Vermittler, wie man später behauptete, ohne des Kaisers Wissen das Versprechen hinzu, daß er nicht gefangen gehalten werden sollte. Uebrigens mußte er allen Bündnissen entsagen, eine bedeutende Geldsumme zahlen und seine Festungen bis auf Kassel oder Ziegenhain schleifen.

Zu Halle unterwarf sich der Landgraf öffentlich dem Kaiser (Juni 1547). In einem großen Saale saß dieser auf einem Throne und rings um ihn standen viele deutsche,

spanische und italienische Fürsten und Edelleute. Mit niedergeschlagenen Blicken kniete der Landgraf am Fuße des Thrones nieder, und sein Kanzler, der hinter ihm knieete, las die Abbitte in seinem Namen ab. Philipp soll während des Vorlesens einige Male höhnisch gelacht, und der Kaiser ihm mit drohend aufgehobenem Finger in seiner niederländischen Mundart zugerufen haben: „Wöll, ick soll di lachen lehren."

Als der Kanzler fertig war, wurde die kaiserliche Antwort vorgelesen, der zufolge die Achtserklärung aufgehoben ward. Hierauf las der knieende hessische Kanzler noch eine kurze Danksagung her, und nun erwartete der Landgraf des Kaisers Wink, um aufzustehen. Aber es erfolgte nichts, und als er von selbst aufstand, um dem Kaiser die Hand zu reichen, hielt dieser die seinige zurück. So entfernte sich denn Philipp mit Moritz und dem Markgrafen von Brandenburg. Am Abend speiste er bei dem Herzog von Alba. Als er jedoch aufbrechen wollte, wurde ihm eröffnet, daß er verhaftet bleiben solle. Seinen Freunden, die das Versprechen gegeben hatten, daß er nicht gefangen gehalten werden solle, war dieser Befehl höchst unangenehm, aber der Kaiser erklärte, daß er niemals versprochen habe, den Landgrafen gar nicht gefangen zu halten, sondern nur, ihn nicht mit ewigem Gefängniß zu belegen. So mußte denn Philipp, eben so wie sein Bundesgenosse, dem kaiserlichen Hoflager als Gefangener folgen, nur daß sein Land seinen Söhnen blieb. In der Behandlung der beiden Fürsten fand ein großer Unterschied Statt. Dem Kurfürsten begegnete man ehrerbietig und hielt ihn wohl; dagegen mußte der Landgraf die lästigsten Beschränkungen der Gefangenschaft und rohe Geringschätzung von seinen Hütern erfahren.

XVIII.

Moritzens fernere Thaten und Tod. — Der Passauer Vertrag (1552). — Der Augsburger Religionsfriede (1555).

Schon vier Jahre schmachtete der Landgraf in der Gefangenschaft des Kaisers, und da er einen Versuch zur Flucht

gemacht hatte, wurde seine Lage immer peinlicher. Sein Gefängniß war ein noch nicht zehn Fuß langes Kämmerlein in der Citadelle von Mecheln, dessen Fenster man sogar vernagelt hatte. Moritz, der mit dem Kurfürstenthum Sachsen feierlich belehnt worden war, versuchte mehrmals, die Freilassung seines Schwiegervaters beim Kaiser zu erwirken, doch dieser blieb unerbittlich. Das traurige Schicksal dieses unglücklichen Fürsten mußte Moritzen um so mehr zu Herzen gehen, als er seine Ehre und Freiheit für die seines Schwiegervaters verpfändet hatte. Zudem lastete auf ihm der Vorwurf, seinen eigenen Vetter seiner Länder beraubt zu haben, und er sehnte sich danach, durch die Befreiung des Landgrafen in den Augen seiner Glaubensgenossen seinen alten Ruhm wieder herzustellen. Da nun alle gütlichen Mittel beim Kaiser fruchtlos geblieben waren, so beschloß er jetzt, sein Ziel mit Gewalt zu erreichen und die Waffen, die er für den Kaiser geführt, jetzt wider ihn zu kehren.

Zu diesem Zwecke scheute sich Moritz nicht, mit dem König Heinrich II. von Frankreich ein förmliches Bündniß zu schließen (1551). Nichts konnte ihm bei seinem Vorhaben willkommener sein, als daß ihm vom Reichstag aufgetragen ward, die Acht gegen Magdeburg zu vollstrecken, denn unter diesem Vorwande stand ihm nun ein bedeutendes Heer zu Gebote. Mit dem Kriege gegen Magdeburg war es ihm natürlich kein Ernst, und auch, als sich diese Stadt nach langer Belagerung auf sehr billige Bedingungen ergab, dankte Moritz sein Heer noch keinesweges ab. Der arglose Karl wurde mehrmals vor den Anschlägen des Kurfürsten gewarnt, und sogar die geistlichen Kurfürsten auf dem Concil zu Trident wollten dieses verlassen und meldeten ihre Besorgnisse dem Kaiser. Doch dieser antwortete ihnen, sie möchten sich doch nicht durch jedes flüchtige Gerücht in Furcht setzen lassen; er habe dem Kurfürsten keine Veranlassung zum Verrath gegeben, und traue auch solchen einem deutschen Fürsten nicht zu.

Um den Kaiser recht sicher zu machen, versprach Moritz zu diesem nach Insbruck zu kommen, machte scheinbar Zurüstungen zur Reise und ließ sogar dort schon eine Wohnung für sich miethen. Ja, er trat seine Reise an, stellte sich aber

dann krank, und ließ dem Kaiser seinen Unfall berichten. Alle diese Ränke wiegten Karl in völlige Sorglosigkeit und schlugen ihn gänzlich mit Blindheit. Endlich aber warf Moritz die Maske ab und rückte mit seinem und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Baireut Heere nach Franken vor. In öffentlichen Schriften erklärte er, daß er diesen Schritt zur Rettung der Freiheit des evangelischen Glaubens und des deutschen Vaterlandes gegen des Kaisers Gewaltthaten zu thun genöthigt sei. Auffallend genug trat auch Heinrich II. als Vertheidiger der deutschen Freiheit, wie er sagte, gegen den Kaiser auf. Das verbündete Heer begann nun, sich in Schwaben und Franken auszubreiten. Moritz aber begab sich nach Linz, wo er mit Karls Bruder Ferdinand, der wegen des Türkenkrieges an keine Vertheidigung denken konnte, eine Zusammenkunft in Passau verabredete.

Zuvor aber beschloß Moritz, auf Insbruck loszugehen und den Kaiser zu überfallen. Die Verbündeten drangen also in Tyrol ein und zogen auf die Ehrenberger Klause los. Ein Schäfer zeigte einen geheimen Pfad, durch welchen der Felsen mitten in der Nacht bestiegen ward, ehe die kaiserliche Besatzung etwas von des Feindes Ankunft gewahr geworden war; ein gewaltsamer Sturm eröffnete die Pforten, und die Kaiserlichen ergaben sich. Als Moritz bald darauf in Insbruck ankam, fand er den Kaiser nicht mehr, er war bereits einige Tage zuvor Nachts bei schrecklichem Regenwetter in der Eile nach Trident zu entflohen. Sein ganzer Hofstaat und sein Bruder waren mitgezogen, der Kaiser wegen seiner Krankheit in seiner Sänfte, die Uebrigen zu Pferde, mehrere sogar in der Eile zu Fuß. Diener mit Fackeln hatten ihnen durch die engen Pässe in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten müssen. In Trident war das Concil schon beim Ausbruch des Krieges auseinander gegangen. Karl kam nicht nach Trident, sondern wandte sich noch unterwegs nach Villach in Kärnthen, wohin er auf ungebahnten, rauhen Pfaden gelangte. Wie verschieden waren diese Tage von jenem, wo er zu Halle auf dem Throne den knieenden Landgrafen empfing, oder von jenem, wo nach der Schlacht bei Mühlberg der blutende Kurfürst zu ihm geführt ward! Letzterer ward jetzt seiner Haft entledigt, mußte aber ver-

sprechen, dem kaiserlichen Hoflager freiwillig bis auf Weiteres zu folgen.

Moritz zog sich wieder nach Schwaben zurück und begab sich dann nach Passau, wo sich indeß Ferdinand und mehrere Fürsten eingefunden hatten. Nach langen Unterhandlungen kam der berühmte Passauer Vertrag zu Stande (Juli 1552,) in dem bestimmt ward, daß Landgraf Philipp freigelassen werden, der Krieg alsbald aufhören, die Protestanten Theil am Reichskammergericht haben und innerhalb eines Jahres ein Reichstag zur Beilegung der religiösen Streitigkeiten gehalten werden sollte. Dieser den Protestanten so günstige Vertrag war Moritzens Werk, und dieses sein Verdienst gleicht einigermaßen die Zweideutigkeit aus, die er sich in seinem früheren Leben gegen seinen unglücklichen Vetter und gegen seine protestantischen Glaubensgenossen hat zu Schulden kommen lassen.

Doch dem Markgrafen Albrecht kam der Friede sehr unerwünscht. Dieser Fürst lebte nur für den Krieg und konnte keine Ruhe halten. Nachdem er das Würzburgsche und Bambergsche schrecklich mitgenommen hatte, zog er in die Rheingegenden und hauste dort mit Feuer und Schwert. Dann ging er wieder nach Franken und setzte auch die übrigen Fürsten in Schrecken, bis dann sein früherer Bundesgenosse, Moritz, gegen ihn auftrat und ihn in's Lüneburgsche trieb, wo es bei Sievershausen zu einem blutigen Treffen kam (1553). Albrecht wurde zwar völlig geschlagen, aber auch Moritz ward tödtlich verwundet und hauchte zwei Tage darauf seine Seele aus, im zweiunddreißigsten Lebensjahre. Bei der Nachricht von seinem Tode soll Karl mit Davids Worten ausgerufen haben: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn.“

Der im Passauer Vertrage ausbedungene Reichstag wurde durch diese Unruhen verzögert; erst im Jahre 1555 kam er zu Augsburg zu Stande. Die Religionssachen bildeten natürlich den Hauptgegenstand, und hier erhoben sich wieder gewaltige Schwierigkeiten. Doch gelang es, den sogenannten Augsburger Religionsfrieden zum Abschluß zu bringen, der jedoch nur auf die Anhänger des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses beschränkt wurde. Demnach blieben

die Protestanten im Besitze aller bereits von ihnen eingenommenen Stifter, die Anhänger des alten wie des neuen Glaubens sollten völlig gleiche und ungestörte Freiheit genießen. Weder katholische noch protestantische Stände sollten einander zum Uebertritt zu verleiten suchen, oder fremde Unterthanen wider ihre Obrigkeit in Schutz nehmen. Aber über einen Punkt konnte man sich nicht einigen. Es entstand nämlich die Frage, ob die Bischöfe und andere Prälaten, welche zur lutherischen Lehre übergingen, ihre Stifter und Pfründen behalten sollten oder nicht. Die Protestanten verlangten das Erstere, die Katholiken das Letztere. Dieser Punkt, der sogenannte geistliche Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), wurde daher in den Friedensvertrag aufgenommen mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß sich die Stände darüber nicht hätten vergleichen können. Obschon in diesem Punkte der Keim zu neuen Streitigkeiten für die Folge verborgen lag, so war doch vorläufig durch diesen Religionsfrieden die Ruhe Deutschlands und der Friede zwischen den beiden Religionsparteien festgestellt.

XIX.

Karl's V. übrige Kriege.

Während die Reformation in Deutschland die Aufmerksamkeit Karls in hohem Grade in Anspruch nahm, wurde seine Thätigkeit durch viele Kriege zersplittert, die er theils gegen Franz I., König von Frankreich, theils gegen die Ungläubigen zu führen hatte. Und gerade diese Kriege, die des Kaisers Thätigkeit so oft von den deutschen Verhältnissen ablenkten, waren es, welche die Entwickelung und den Fortschritt der Reformation ungemein begünstigten.

Schon die französischen Könige Karl VIII. und Ludwig XII. hatten Ansprüche auf Mailand, das ein deutsches Reichslehen war, so wie auf Neapel erhoben. Als Franz I. (1515—1547) den Thron bestieg, war er entschlossen, die Ansprüche seiner Vorgänger auf Mailand geltend zu machen, und verband sich zu diesem Zwecke mit Venedig, während die Schweizer die Vertheidigung Mailands übernahmen, wo damals Maxi-

milian Sforza als Herzog regierte. Im Jahre 1515 brach Franz der I. mit einem Heere von 60,000 Mann, dessen Kern 22,000 deutsche Landsknechte bildeten, in's Mailändische ein. Die Schweizer waren zwar nur halb so stark, traten aber dennoch dem französischen Heere entgegen, und es kam bei dem Städtchen Marignano zu einer Schlacht, von welcher einer der Theilnehmer nachher zu sagen pflegte, alle vorigen Treffen seien gegen diese Schlacht nur Kinderspiel gewesen. Sie dauerte zwei Tage. Die Schweizer fochten wie Löwen und waren, trotz des mörderischen Kanonenfeuers, welches ihre Reihen lichtete, am ersten Tage, als erst gegen Mitternacht Stillstand in dem wüthendsten Gefecht eintrat, völlig im Siege. Freunde und Feinde blieben während des Restes der Nacht durcheinander stehen; König Franz, der im größten Gedränge ritterlich gefochten hatte, schlief auf einem Geschütz-Wagen. Mit dem Anbruch des folgenden Tages begannen die Schweizer von neuem den Angriff; um die Mittagsstunde war der Ausgang zweifelhaft. Da erschien das venetianische Heer auf dem Schlachtfelde und griff sie im Rücken an. Einer solchen Feindesmasse mußten sie endlich weichen und den Rückzug nach Mailand antreten. Der junge König, der nach einer feierlichen Anerkennung seiner Siegesehre verlangte, ließ sich auf dem Schlachtfelde von Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, zum Ritter schlagen. In Folge dieses Sieges mußte Maximilian Sforza Mailand an Franz I. abtreten. Mit Karl, der nach dem Tode Ferdinands des Katholischen (1516) König von Spanien ward, schloß Franz einen Vertrag, worin ihm der Besitz von Mailand als rechtmäßig zugesprochen wurde. Als aber Karl die deutsche Kaiserwürde erlangt hatte, wurden von beiden Seiten Klagen über die Verletzung dieses Vertrages erhoben, die den Ausbruch des ersten Krieges (1521—1526) zwischen Karl und Franz zur Folge hatten.

Das kaiserliche Heer eroberte fast ganz Mailand; Franz, dessen Verschwendung am Hofe keine Grenzen kannte, so daß die Truppen nicht besoldet werden konnten, hatte diese Verluste herbeigeführt. Dennoch sammelte er ein neues Heer, als plötzlich der Connetable, Herzog Karl von Bourbon, der sich in einem Erbschaftsstreite vom König ungerecht behandelt

glaubte, heimlich nach Italien entfloh und in kaiserliche Dienste trat. So unangenehm der Verlust dieses tapfern Feldherrn für Franz war, so hielt ihn dieser Vorfall dennoch nicht ab, in Italien einzudringen, und das Glück begünstigte ihn so sehr, daß fast ganz Mailand wieder unterworfen ward. Aber im folgenden Jahre (1524), wo Bourbon und Pescara an die Spitze der kaiserlichen Truppen traten, erlitten die Franzosen einen schweren Verlust. Auch der tapfere Bayard fiel. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Rückgrad. Man trug ihn aus dem Getümmel und setzte ihn unter einem Baume nieder. Die Sieger zogen vorüber, unter ihnen auch der Herzog von Bourbon. Tief erschüttert von dem Anblick des Sterbenden ging er auf ihn zu und sagte mit Thränen in den Augen: „O edler Bayard, wie bedaure ich Euch." — „Nicht ich bin zu bedauern," erwiederte der Ritter, „ich sterbe als rechtschaffener Mann im Dienste meines Königs. Aber Ihr, ein Prinz von französischem Blut, habt Euch gegen Eure Landsleute und gegen Euren König bewaffnet." Dann kam auch Pescara und als er sah, daß Bayard nicht mehr fortgetragen werden konnte, ließ er ein Zelt holen und über ihm aufschlagen. Bald entsank dem Scheidenden das Schwert, dessen Gefäß er still betend wie ein Krucifix vor sich gehalten hatte. Pescara sorgte für die ehrenvollste Bestattung des edlen Helden, der die Bewunderung beider Heere mit in das Grab nahm. Durch das Savoyische begleitete der Landesadel die Leiche des Ritters, die zu Grenoble mit großem Pompe in die Gruft der Ahnen gesenkt ward.

Die Franzosen mußten Italien räumen, worauf Karl einen Einfall in Frankreich selbst unternahm. Doch dieser mißglückte gänzlich, so daß das Heer, von dem Nothwendigsten entblößt, den Rückzug nach Italien antreten und in den unwegsamsten Gebirgen nur auf seine Sicherheit bedacht sein mußte. Rasch brach Franz wieder in Italien ein, eroberte Mailand und belagerte Pavia. Er wollte seine Abhärtung zeigen und sich durch einen Winterfeldzug hervorthun, darum beschoß er die Stadt den ganzen November, December und Januar hindurch, ohne sie jedoch zum Wanken zu bringen. Nun aber rückte das kaiserliche Heer, verstärkt durch 15,000 Landsknechte, die der berühmte Georg von Frundsberg führte,

zum Entsatze der Stadt heran. Es kam (1525) zur berühmten Schlacht bei Pavia. Die Franzosen griffen Anfangs mit einer solchen Hitze an, daß die Kaiserlichen wankten. Aber Pescara an der Spitze der Spanier und Frundsberg mit den Deutschen machten Alles wieder gut, und da zu gleicher Zeit die Besatzung der Stadt einen Ausfall machte, ward die Verwirrung allgemein, und die Kaiserlichen erfochten einen vollkommenen Sieg. Selbst die Schweizer in dem französischen Heere behaupteten an diesem Tage ihren alten Waffenruhm nicht und wurden schnell über den Haufen geworfen. Die ganze französische Artillerie ging verloren, gegen 8000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Der König selbst bewies viele persönliche Tapferkeit, und gegen das Ende des Treffens, da Alles floh, vergaß er sich so sehr, daß er noch immer um sich hieb, als wollte er allein die Schlacht gewinnen. Endlich, da er schon eine Wunde an der Stirn, eine andere an dem Arm, und noch eine in die Hand bekommen hatte, und vom Fechten ganz ermattet war, wollte er seinem Pferde die Sporen geben, aber in diesem Augenblicke ward es unter ihm erschossen. Er fiel zur Erde: zwei Spanier, die ihn nicht kannten, sprangen zu, setzten ihm den Degen auf die Brust und rissen ihm die goldene Ordenskette ab. Da ergab er sich dem Vice-König von Neapel, der herbeigekommen war, und reichte ihm seinen Degen. Dieser empfing ihn knieend und überreichte ihm dafür den seinigen, weil es, wie er sagte, unschicklich sei, daß ein König vor einem Unterthan unbewaffnet stehe. Dann ward er in sein Lager geführt, wo man ihm die Wunden verband. Seiner Mutter schrieb Franz nichts als die Worte: „Madame, Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.“

Franz wurde nach Madrid in Spanien geführt. Der Kaiser ließ ihm unter freilich schweren Bedingungen die Freiheit anbieten, doch Franz verwarf sie. Der Gram warf ihn auf das Krankenlager, worauf Karl ihn zu besuchen eilte und ihn durch höfliche Versicherungen einer baldigen Ausgleichung zu trösten suchte. Franz erlangte seine Gesundheit bald wieder, aber nicht sobald die Freiheit. Endlich kam (Januar 1526) der Friede zu Madrid zu Stande, in dem Franz außer anderen ihm lästigen Bedingungen auf Mailand, Neapel und Genua

Verzicht leisten mußte. Zugleich versprach er, im Falle, daß der Vertrag nicht erfüllt werde, sich wieder als Gefangener zu stellen. Aber Franz fand diese Bedingungen so hart, daß er schon im Voraus entschlossen war, sie nicht zu halten, und so viel Rühmens er auch von seiner Ehre machte, wußte er doch sein Gewissen zu beschwichtigen. Im Geheimen berief er seine Räthe und erklärte, daß der Friede, den man ihm abdringe, ungerecht sei, und daß unter solchen Umständen Schwur und Unterschrift ihn nicht verpflichteten. Ueber diese Erklärung ließ er eine förmliche Urkunde ausstellen und nun unterschrieb und beschwor er den Vertrag.

Kurze Zeit darauf, als Franz wieder in Freiheit war, schloß er mit dem Papste Clemens VII. und Venedig die sogenannte heilige Liga, wodurch Karl in große Verlegenheit gerieth. Seine Truppen in Mailand waren unbezahlt, und die Noth zwang seinen Feldherrn Bourbon zu den grausamsten Mitteln, um Geld herbeizuschaffen; er griff die Kirchengeräthe an und preßte den reichen Bürgern in Mailand ihr Geld mit Härte, ja mit der Folter ab. Endlich, da er die Menge durchaus nicht mehr auf mailändischem Boden erhalten konnte, beschloß er, sie in Feindesland zu führen. Mitten im Winter (Januar 1527) trat er seinen Marsch nach dem Kirchenstaate an, und unter den größten Beschwerden gelangte sein aus Italienern, Spaniern und Deutschen bestehendes Heer vor Rom. Bourbon zeigte den Soldaten die strahlenden Kuppeln und Zinnen der prächtigen Tempel und Paläste von ferne und versprach ihnen alle Schätze derselben, wenn sie die Stadt erobert hätten. Gleich am folgenden Tage ward ein Hauptsturm unternommen. Unter fürchterlichem Geschrei wurden die Leitern angelegt und erstiegen; ein schreckliches Gemetzel begann, die Schweizer im Solde des Papstes wehrten sich auf das tapferste, und hier und da wichen die Stürmenden zurück. Bourbon durcheilte die Haufen, alle durch Wort und That ermunternd. Eben ergriff er selbst eine Leiter, und hatte schon einige Stufen erstiegen, als ihn ein Musketenschuß tödtlich verwundete. Er hatte aber noch Fassung genug, herabzusteigen und die Umstehenden zu bitten, ihn mit einem Mantel zu bedecken. Gleich darauf verschied er. Jetzt feuerte die Begierde den Tod ihres Führers zu rächen,

die Stürmenden zu desto größerer Tapferkeit an. Die Schweizer wichen und die Kaiserlichen drangen in die Stadt. Nun ließen sie allen Leidenschaften die Zügel schießen. Von Rachsucht und Habgier getrieben, plünderten sie von Haus zu Haus, von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche, und was sie nicht wegbringen konnten, zerstörten sie mit barbarischem Muthwillen. Weder Alter noch Geschlecht noch Stand schützten vor den ärgsten Mißhandlungen. Die vornehmsten Geistlichen wurden von den Spaniern gebunden und geknebelt durch die Straßen geschleppt. Sieben Tage dauerte die Lust am Zerstören, Rauben und Morden, und als sich endlich die erste Wuth ein wenig abgekühlt hatte, trieb der Muthwille der Soldaten mit allem Heiligen sein freches Spiel. Die päpstliche Sacristei ward zum Pferdestall entweiht, und die Deutschen, meist Lutheraner, äfften spottend das Papstthum nach: Landsknechte zogen vermummt auf Eseln in der Stadt umher, und einer von ihnen, mit einer dreifachen Krone geziert, spielte den Papst, vor dem die anderen niederknieten.

Der wirkliche Papst sah diesem Hohne von der Engelsburg aus zu. Hier ward der Mangel zuletzt so groß, daß der Papst schon Eselsfleisch essen mußte. Doch kam ein Vertrag zu Stande, Clemens mußte versprechen 400,000 Ducaten für das Heer zu bezahlen, den kaiserlichen Truppen einige feste Plätze einzuräumen und bis zur Abtragung eines Theiles der Summe Gefangener zu bleiben. So erwünscht dem Kaiser die Demüthigung des Papstes war, so mußte ihm doch ein Sieg dieser Art eben so viel Betrübniß als Freude erregen. Die Plünderung Roms, die Gefangenhaltung des Papstes mußte namentlich in der katholischen Christenheit den übelsten Eindruck machen, und Karl schrieb Briefe an alle Höfe und betheuerte, daß der Zug nach Rom, die Plünderung der Stadt und alles Unglück des Papstes wider sein Wissen und Willen geschehen sei.

Jetzt ließ Franz, der sich mit Heinrich VIII. von England verbunden hatte, ein Heer in Neapel, einrücken, welches das Land bis auf die Hauptstadt eroberte. Allein bald sah sich Franz von Heinrich verlassen und von Venedig schlecht unterstützt, als eine schreckliche Seuche ausbrach, die sein Heer hinraffte (1528). Auch Mailand war von Karl wieder erobert,

In dieser bedrängten Lage Franzens kam auf Veranstaltung der Statthalterin Magarethe von Oestreich und der Königin Mutter von Frankreich der Friede zu Cambray zu Stande (1529), der, weil ihn zwei Frauen schlossen, auch der Damenfriede genannt wird. Die wichtigste Bedingung war, daß Franz auf Italien verzichtete. Heimlich verwahrte er sich jedoch auch gegen diesen Frieden.

Im Jahre 1536 begann der dritte Krieg, indem Franz Ansprüche auf einen Theil von Savoyen, dann auch wieder auf Mailand erhob. Karl vertrieb die Franzosen bis über die Grenze, aber sein Einfall in die Provence mißglückte, da die Gegend auf den Rath des Connetable von Montmorency verwüstet war. Der Krieg ward von beiden Seiten ohne Nachdruck geführt; Franz war in Italien verhaßt, da er sogar die Türken zu einem Einfall in dieses Land zu veranlassen suchte. Endlich brachte der Papst den Waffenstillstand zu Nizza zu Wege (1538), dem zufolge jeder der beiden Theile eine Hälfte von Savoyen besetzt hielt.

Doch Franz ruhte nicht. Er verlangte von neuem den Besitz Mailands. Karl schlug die Forderung ab und gab Mailand seinem Sohne Philipp als deutsches Reichslehen. Als nun der Kaiser (1541) seinen unglücklichen Zug gegen Algier unternahm, benutzte Franz diese Gelegenheit, ihn an den Pyrenäen und in den Niederlanden zugleich anzugreifen; ja er unterstützte sogar den türkischen Seeräuber Barbarossa in der furchtbaren Verwüstung der italienischen Küsten. Doch kam er auch in diesem vierten Kriege nicht zum Ziel. Heinrich VIII., mit Karl verbunden, fiel in Frankreich ein und machte solche Fortschritte, daß sich Franz zum Frieden von Crespy bequemen mußte (1544), in dem der Herzog von Savoyen sein Land wieder erhielt.

Während dieser Kämpfe mit den Franzosen hatten die östlichen Länder des östreichischen Hauses viel von den Türken zu leiden. Diese Feinde der Christenheit überschwemmten Ungarn und drangen sogar bis Wien vor, das sie hart bedrängten.

Nachdem Ludwig II., König von Ungarn, in der unglücklichen Schlacht bei Mohacs (1526) gegen die Türken das

Leben verloren hatte, wählte die eine Partei den Woywoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, die andere den Erzherzog Ferdinand zum König von Ungarn. Da letzterer die Oberhand bekam, wandte sich Zapolya an den türkischen Sultan Soliman den Prächtigen, der 1529 mit großer Heeresmacht in das Land eindrang und Zapolya als König einsetzte. Hierauf erschien der Sieger im Herbste desselben Jahres vor Wien mit mächtiger Rüstung und zahlreichem Geschütze. Nie war die Gefahr, welche dem Abendlande von diesen barbarischen Eroberern drohte, so groß gewesen; denn wäre Oestreichs Hauptstadt gefallen, so würde sich der verheerende Strom über Deutschlands Fluren ergossen haben. Schon waren weite Breschen in den Mauern eröffnet, und zu verschiedenen Malen stürmten die türkischen Schaaren, entflammt von Blutdurst und Beutegier; aber alle ihre Anstrengungen wurden durch den Heldenmuth der Besatzung zu Schanden. Mangel an Lebensmitteln und das Murren der Truppen bewogen Soliman die Belagerung aufzuheben, nachdem in der Gegend von Wien die Dörfer und Kirchen weit und breit verbrannt und 10,000 zusammengeschleppte Gefangene mehrentheils ermordet worden waren. Die Türken zogen wieder in ihr Land zurück; in Ungarn führten die beiden Gegenkönige einen für das Land höchst verderblichen Krieg.

Aber im Jahre 1532 fiel Soliman von neuem mit einem Heere von 200,000 Mann in Ungarn ein und bedrohte Deutschland. Karl verlangte Hülfe von den deutschen Ständen, welche diesmal auch mit größter Bereitwilligkeit geleistet ward. Der Kaiser begab sich nach Wien, wo spanische italienische und niederländische Truppen zusammenkamen, zu denen auch 24,000 Mann Reichsvölker stießen, so daß sich das ganze auf 76,000 Mann belief. Der Großvezier befand sich nur noch einige Tagereisen von Wien; da leistete ihm der unbedeutende, schlecht befestigte Ort Güns einen solchen Widerstand, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Darüber verlor Soliman den Muth, zumal er den Kaiser in der Nähe wußte, und zog mit dem Hauptheer aus Ungarn, ehe er den Feind noch gesehen hatte.

Hatte Karl durch diesen Kriegszug Deutschland vor der Gefahr, die von den Türken drohte, geschützt, so erwarb er

sich durch seinen glänzenden Zug gegen Tunis ein neues Verdienst um die Christenheit.

Zwei Brüder, Horuk und Schereddin (oder Heyradin) Barbarossa, Söhne eines Töpfers aus Lesbos, waren zum Islam übergegangen und hatten das Seeräuberhandwerk ergriffen. Durch Kraft und Kühnheit machten sie in diesem schändlichen Gewerbe bald große Fortschritte. Horuk kam (1504) nach Tunis und seine Räubereien thaten den Christen empfindlichen Schaden. In der Folge gelang es ihm, sich in Algier festzusetzen und hier einen Seeräuberstaat zu gründen. Nach seinem Tode befestigte sich Schereddin in den Eroberungen seines Bruders und stellte sich unter den Schutz des türkischen Sultans. Von diesem unterstützt, wußte er sich in den Besitz von Tunis zu setzen, aber der vertriebene Beherrscher rief Karls Hülfe an.

Der Kaiser war schon längst von der Nothwendigkeit überzeugt, den Fortschritten Barbarossas Grenzen zu setzen. Er stellte sich an die Spitze eines Zuges, der auch von dem Papst, von Portugal, Genua und dem Johanniterorden, welchem Karl die Insel Malta angewiesen, trefflich unterstützt ward. Eine Macht von 30,000 Mann auf fünfhundert Schiffen ging von Sardinien aus unter Segel (1535). Der Erfolg war glänzend. Eine Festung, welche den Schlüssel von Tunis bildete, ward mit Sturm genommen; Barbarossa, im offenen Felde geschlagen, fand, als er nach Tunis kam, die Citadelle schon in den Händen der Christensclaven, die sich mittlerweile derselben bemächtigt hatten, suchte sein Heil in schleuniger Flucht und überließ Tunis den Siegern. Zwanzigtausend Christensclaven von allen Nationen wurden jetzt ihrer Banden entledigt und in Freiheit gesetzt und Karl hatte die Freude, sie in ihre Heimath zurücksenden zu können.

Einige Jahre darauf begannen jedoch die Raubzüge von neuem und veranlaßten laute Klagen. Karl wollte daher die Barbaren aus Algier treiben, dem Mittelpunkte ihrer Macht. Leider wählte er die ungünstigste Jahreszeit zu seinem Zuge, und der erfahrenste Seemann seiner Zeit, A n d r e a s D o r i a, Doge von Genua, weissagte ihm einen schlimmen Ausgang; aber Karl ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Ein auserlesenes Heer fand sich in Afrika zusammen (1541),

die Blüthe des spanischen und italienischen Adels, hundert Malteserritter und etwa 20,000 Fußgänger. Das Heer landete glücklich; Karl marschirte sogleich auf die Stadt Algier los und forderte sie zur Uebergabe auf, erhielt aber eine stolze Antwort. Jetzt aber trafen Dorias Besorgnisse wirklich ein. Ein fürchterlicher Sturm mit entsetzlichem Platzregen lockerte den Boden so auf, daß die Soldaten, um nicht vom Winde umgeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen und sich dagegen stämmen mußten. Am folgenden Morgen machte die türkische Reiterei mörderische Angriffe auf die entkräfteten kaiserlichen Truppen. Da der Sturm viele Schiffe von den Ankern gerissen und auf das hohe Meer geschleudert hatte, so konnte man keine Lebensmittel von den Schiffen haben, und die Hungersnoth ward so groß, daß man die Pferde schlachtete. Nun folgte ein dreitägiger Marsch durch grundlose Wege mit angeschwollenen Bächen, wobei Viele umkamen, zumal da die Feinde unaufhörlich nachsetzten. Der Kaiser selbst zeigte während des ganzen Unglücks die schönsten Eigenschaften eines Helden und Heerführers: Unerschrockenheit, Muth, Menschlichkeit und Mitgefühl zeichneten ihn auf gleiche Weise aus. Er theilte mit den geringsten Kriegern alle Beschwerden, setzte seine Person überall aus, wo Gefahr drohte, ermuthigte die Verzweifelnden, sprach den Kranken Trost zu, beseelte Alle durch Wort und Beispiel. An einen weiteren Feldzug war nicht mehr zu denken. Als man endlich einen sicheren Ankerplatz erreicht hatte, wurde das Heer eingeschifft, das auch auf der Heimkehr mit Stürmen zu kämpfen hatte. So war aller Erfolg der herrlichen Ausrüstung vereitelt *).

---

*) In einem Kriege, den Karl mit Heinrich II. von Frankreich führte (1552), der als Moritzens Verbündeter Metz, Toul und Verdun besetzt hatte, belagerte der Kaiser vergeblich Metz. Der Krieg wurde bis 1556 fortgeführt und endete mit dem Waffenstillstand von Vaucelles (in Lothringen), der Frankreich im Besitze der genannten Plätze ließ. Dies war der erste Schritt zur Schwächung Deutschlands.

XX.

Karls V. Abdankung und Tod.

In dem Gemüthe des Kaisers nahmen in den letzten Jahren Schwermuth und Ueberdruß an den Welthändeln immer mehr zu. Die Gicht, mit der er schon lange behaftet war, hatte ihm seit den Anstrengungen der letzten Feldzüge so zugesetzt, daß er den Geschäften nur mit großer Mühe obliegen konnte. Er wurde so schwermüthig, daß er fast nicht aus dem Zimmer kam, sich außer seinen Vertrauten von Niemanden sehen und sprechen ließ, und einmal neun Monate lang weder einen Brief noch einen Befehl unterschreiben mochte. So reifte denn in den letzten Jahren der Gedanke in ihm, aller irdischen Hoheit zu entsagen, und sich, wie einst der römische Kaiser Diocletian, an dessen Abdankung er immer gern gedacht hatte, in die Stille des Privatlebens zurückzuziehen. Nach langen Kämpfen führte er im Herbste 1555 diesen Entschluß aus. Er ließ seinen einzigen Sohn Philipp aus England nach Brüssel kommen und bestimmte den Tag zur feierlichen Abtretung der Niederlande. In einem großen Saale, wo die niederländischen Stände und viele Personen vom höchsten Adel versammelt waren, saß Karl auf einem Lehnstuhle, neben ihm stand seine Schwester Maria, die Statthalterin der Niederlande, und sein Sohn Philipp, dem sein Vater bereits das Königreich Neapel überlassen hatte. Einer von Karls Räthen verlas eine Urkunde, kraft deren der Kaiser die Niederlande seinem Sohne feierlichst abtrat. Dann erhob sich der kranke Monarch selbst von seinem Sessel, und hielt, gestützt auf die Schultern des Prinzen von Oranien, folgende Rede, bei deren Anhörung die ganze Versammlung in Thränen schmolz:

„Seit meinem siebzehnten Jahre war es stets mein eifrigstes Bestreben, die mir anvertrauten Länder zu beglücken. Gott hat mir ein saures Tagewerk angewiesen, bei welchem mir zur Erholung und zum Vergnügen nur wenig Zeit gelassen wurde; und da ich stets mit eigenen Augen sehen wollte, so ist meine Regierung fast eine ununterbrochene Pilgerfahrt gewesen. Neunmal bin ich nach Deutschland, sechsmal nach Spanien, viermal nach Frankreich, siebenmal

nach Italien, zehnmal nach den Niederlanden, zweimal nach England, zweimal nach Afrika gekommen, und elf Seereisen habe ich unternommen. Alles was ich gethan, habe ich der Religion und des Staates wegen gethan und würde es noch ferner thun, wenn es meine Kräfte gestatteten. Aber Krankheit hat meinen Körper aufgerieben und ich sehe mich genöthigt, die Last der Regierung auf jüngere Schultern zu wälzen. Habe ich während meiner Herrscherlaufbahn irgend etwas versäumt oder nicht mit dem gehörigen Eifer ausgeführt, so bitte ich Alle, welchen dadurch Kummer oder Schaden verursacht wurde, von ganzem Herzen um Verzeihung. So lange mir Gott das Leben fristet, werde ich nie aufhören, für das Wohl meiner treuen Niederländer zu ihm zu beten."

Hier wandte er sich an seinen Sohn, der auf ein Knie niedersank und seine Hand küßte. Er erinnerte ihn, wie würdig er schon seines kindlichen Dankes sein müßte, wenn er ihm so viele blühende Länder nach seinem Tode hinterließe, wie sehr aber die väterliche Wohlthat noch dadurch an Werth gewinne, daß er ihm das Alles schon jetzt bei seinen Lebzeiten freiwillig abtrete. Er ermahnte ihn dringend, gerecht und ruhmwürdig zu regieren, und sank dann erschöpft in den Sessel zurück.

Im folgenden Jahre (1556) trat Karl auch Spanien und die in Amerika neu entdeckten Länder seinem Sohne ab, und überließ einige Zeit darauf das deutsche Reich an seinen Bruder Ferdinand.

Im September 1556 schiffte er sich nach Spanien ein. Als er den spanischen Boden bestieg, fiel er auf die Knie und küßte die Erde. In Burgos entließ er sein Gefolge, und in Valladolid trennte er sich auch von seinen Schwestern. Er hatte sich schon vorher zu seinem künftigen Ruheplatz neben dem Hieronymitenkloster San Justo in Estremadura, in einer wegen ihrer Schönheit und gesunden Luft berühmten Gegend, ein kleines Haus erbauen lassen. In dieser Einsamkeit verlebte er den Rest seiner Tage, und theilte seine Zeit zwischen Gartenbau, der Beschäftigung mit allerlei mechanischen Arbeiten*) und Andachtsübungen. Letztere hatte er auch in

*) Einst, so erzählt man, hatte er zwei Uhren, sehr kunstreich und sorgfältig gearbeitet, zusammengestellt und versuchte, sie ganz gleich

seinem geschäftigen Leben so wenig vernachlässigt, daß man schon in seinem dreißigsten Jahre von ihm zu sagen pflegte: der Kaiser rede mehr mit dem lieben Gott, als mit Menschen. Daß Gott ihn die Nichtigkeit der irdischen Größe habe einsehen lassen, erklärte er für eine größere Wohlthat, als daß er dieselbe jemals besessen. Sechs Monate vor seinem Tode entsagte er, von Gewissenszweifeln geängstigt, jeder Erheiterung und Erholung, und lebte mit mönchischer Strenge unter harten Bußübungen. Ja, er kam in dieser düstern Stimmung, nach der Erzählung einiger Schriftsteller, kurz vor seinem Ende auf den seltsamen Gedanken, sein eigenes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ in der Klosterkirche ein prächtiges Trauergerüst aufrichten, und für die Ruhe seiner Seele ein feierliches Todtenamt halten, dem er selbst beiwohnte. Der heftigen Bewegung, die ein so erschütternder Auftritt in Karls Gemüth bewirken mußte, erlag sein siecher Körper. Er wurde am folgenden Tage von einem Fieber ergriffen, welches in einigen Wochen seinem Leben ein Ende machte (1558).

In seiner Jugend war Karl ein schöner Mann von starkem Gliederbau; er liebte die Jagd und ritterliche Uebungen und hatte sich so abgehärtet, daß er große Beschwerden ertragen konnte, bis ihn die Gicht übermannte, und auch dieser trotzte er so lange als möglich. Nach seinem Beispiel wurde in Europa der Titel M a j e s t ä t für Kaiser und Könige allgemein, da man sie bis auf seine Zeiten in der Regel Hoheit oder Gnaden genannt hatte.

---

gehen zu machen. Oft glaubte er das Ziel erreicht zu haben, aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu spät. Da rief er endlich aus: „Nicht einmal zwei Uhren, die meiner Hände Werke sind, kann ich zur völligen Uebereinstimmung nach Einem Gesetz bringen, und ich Thor wähnte, so viele Völker, die unter einem anderen Himmel wohnten und andere Sprachen redeten, wie ein Uhrwerk regieren zu können.“

XXI.

Der dreißigjährige Krieg.

(1618—1648.)

1. Rudolf II. Die böhmischen Unruhen. Graf Matthias v. Thurn.

Unter Karls V. nächsten Nachfolgern, Ferdinand I. (1556—1564) und Maximilian II. (1564—1576)*) wurde die äußere Ruhe in Deutschland nicht gestört, obschon der Haß zwischen Katholiken und Protestanten an allen Orten, wo die Anhänger der verschiedenen Glaubensbekenntnisse zusammenlebten, mit voller Stärke fortdauerte. Als aber der unfähige Rudolf II. (1576—1612) zur Regierung kam, der, statt sich um die Reichsangelegenheiten zu bekümmern, lieber Sternkunde und Scheidekunst betrieb, da entspannen sich die religiösen Streitigkeiten von neuem, zu welchen der sogenannte geistliche Vorbehalt (vergl. XVIII. am Schluß) die Veranlassung darbot. Bei mehreren solcher Vorfälle zogen die Protestanten den Kürzeren, und so schlossen denn die evangelischen Fürsten eine Verbindung, die unter dem Namen Union 1608 zu Stande kam. Diesem protestantischen Bunde stellte sich schon im nächsten Jahre (1609) von katholischer Seite die heilige Liga entgegen, die an dem Herzog Maximilian von Baiern ein kräftiges und einsichtsvolles Haupt hatte, während die Union durch Schwäche und Planlosigkeit ihren Zweck ganz verfehlte.

---

*) Unter Maximilians Regierung rückte der greise Sultan Soliman mit Heeresmacht in Ungarn ein (1566). Die Türken belagerten Sigeth, welches Graf Zriny mit ungemeiner Tapferkeit vertheidigte. Nach mehreren abgeschlagenen Stürmen gelang es ihnen, die Häuser in Brand zu stecken. Dennoch warf Zriny die eindringenden Türken noch zweimal hinaus, bis er sich endlich in das innere Schloß zurückziehen mußte. Dort hielt er sich noch drei Tage; nun fehlte es an Lebensmitteln und die Türken warfen Feuer hinein. Da ließ sich Zriny festlich schmücken, stürzte mit den Seinen unter die Feinde und starb den schönsten Heldentod (6. Sept. 1566). Soliman hatte den Fall Sigeths nicht erlebt; er war einige Tage vorher an Krankheit oder Altersschwäche gestorben. Unter seinen Nachfolgern gerieth das Reich in Verfall, und Don Juan d'Austria vernichtete die türkische Flotte bei Lepanto (1571).

Um dieselbe Zeit, wo die Liga sich erhob, gelang es den Böhmen, dem schwachen Rudolf II. den sogenannten Majestätsbrief abzuzwingen, der ihnen die freie Ausübung der Lutherischen Religion, so wie das Recht, Kirchen und Schulen zu haben, einräumte. Der unthätige Rudolf erlebte noch die Schmach, daß ihm sein Bruder Matthias alle seine Länder abnöthigte, so daß Rudolf die deutschen Stände um Hülfe ansprechen mußte. Der Tod befreite ihn von seiner Bedrängniß (1612). Nun folgte Matthias (1612—1619), unter welchem der verderbliche dreißigjährige Krieg ausbrach, der Deutschland auf das furchtbarste verheerte und zum Schauplatz des grenzenlosesten Elends machte.

In Böhmen erhoben sich Streitigkeiten über den Majestätsbrief. Während derselbe die freie Religionsübung nur den (reichsunmittelbaren) evangelischen Ständen, keineswegs aber den protestantischen Unterthanen katholischer Stände gestattete, machten dennoch auch solche protestantische Unterthanen Anspruch auf dieselbe Berechtigung. Nun ließ der Abt zu Braunau eine protestantische Kirche schließen, und die Kirche zu Klostergrab (bei Teplitz) ward auf Befehl des Erzbischofs von Prag geschlossen und zerstört (1618).

Die Böhmen sandten darauf eine Vorstellung an den Kaiser Matthias, worin sie sich über das Verfahren zu Braunau und Klostergrab beschwerten. Ueber diese Beschwerde äußerte sich der Kaiser an seine Statthalter höchst ungünstig, und verbot den Böhmen weitere Versammlungen zu halten. In Prag verbreitete sich jetzt das Gerücht, das kaiserliche Schreiben sei von den Statthaltern selbst abgefaßt und dem Kaiser nur zur Unterschrift zugeschickt worden. Man beschloß, sie darüber zur Rede zu stellen. Die böhmischen Stände zogen bewaffnet auf das Schloß; an ihrer Spitze stand der kühne Graf Matthias von Thurn, der sich vom Kaiser persönlich beleidigt glaubte. Hier fragte man die Statthalter, ob sie das kaiserliche Schreiben veranlaßt hätten. Da sie keine entschiedene Antwort gaben, wurden die beiden verhaßtesten von ihnen, Martinitz und Slavata, ergriffen und zum Fenster hinausgeworfen; auch der Schreiber Fabricius ward ihnen nachgeschickt. Sie fielen auf einen Schutthaufen und kamen,

wenn auch mehr oder weniger verletzt, mit dem Leben davon *).

Jetzt wählten die Böhmen dreißig Directoren zur Verwaltung des Königreichs und jagten die Jesuiten **) aus dem Lande. Das Volk trat unter die Waffen, und Graf Thurn ward zum Generallieutenant der Kriegsmacht ernannt, die man anzuwerben beabsichtigte.

Matthias war zur Nachgiebigkeit geneigt, wurde aber durch Ferdinand von Steiermark, der bereits zum böhmischen König gekrönt war, zu strengeren Maßregeln gegen die Böhmen bestimmt ***). Zwei kaiserliche Feldherren rückten in Böhmen

---

*) Nach anderer Ansicht erscheint der dreißigjährige Krieg gar nicht als Religionskrieg, sondern politischer Natur. Der böhmische Aufstand habe seine Ursachen in dem Streben der adligen Großen dieses Landes, sich durch Empörung gegen den Kaiser von diesem loszureißen und eine Adelsrepublik nach Art der polnischen zu errichten. Die Religion habe nur als Vorwand gedient und die oben erzählten Vorfälle von Braunau und Klostergrab hätten eine willkommene Veranlassung zur Empörung geboten.

**) Der Orden der Jesuiten, durch den Spanier Ignaz Loyola gestiftet, war im Jahre 1540 durch den Papst bestätigt worden und hatte sich mit außerordentlicher Schnelligkeit über alle Länder Europas ausgebreitet, so daß er schon im Jahre 1608 über 10,000 Mitglieder zählte. Die Jesuiten zeichneten sich durch große Gelehrsamkeit aus und suchten überall den Unterricht der Jugend an sich zu reißen. Ihr ganzes Streben war gegen die evangelische Lehre gerichtet, der sie als Beichtväter und Erzieher der Fürsten wie des Volkes nicht ohne Erfolg entgegenarbeiteten. Im 17. Jahrhundert erwarben sie sogar weltliche Herrschaft, indem sie in Paraguay, in Südamerika, einen Priesterstaat gründeten, dessen Dasein den Kronen Spanien und Portugal lange ein Geheimniß blieb. Nach geschehener Erklärung wichen sie nur der Gewalt, und dieser Vorfall trug nicht wenig zu dem Mißtrauen der katholischen Regenten bei, so daß sich Papst Clemens XIV. genöthigt sah, den Orden im Jahre 1773 aufzuheben. Aber schon Pius VII. stellte ihn im Jahre 1814 wieder her und nicht nur in Italien, sondern auch in vielen anderen Ländern Europas fanden die Jesuiten seitdem wieder Eingang. Durch die Stürme des Jahres 1848 aus Deutschland und Italien vertrieben, von Gregor IX. sogar aus dem Kirchenstaate verbannt, wußten sie dennoch fast überall von neuem Eingang zu finden.

***) Nach Andern bot Ferdinand noch im Jahre 1609 alle Mittel auf, den Frieden wieder herzustellen, und wollte alle Privilegien (Vorrechte nebst dem Majestätsbrief den Böhmen bestätigen, aber die böhmischen Großen wollten von keinem Frieden wissen, da sie auf Zertrümmerung der östreichischen Macht ausgingen.

ein und schon begannen die Feindseligkeiten, als Matthias starb (1619).

Es folgte ihm Ferdinand II. (1619—1637). Er befand sich in der schwierigsten Lage. Die protestantische Union sandte den Böhmen unter dem Grafen Ernst von Mansfeld eine Hülfe von 4000 Mann, und nun unternahm Thurn einen Zug nach Mähren, das sich dem Aufstand anschloß und gleichfalls die Jesuiten verjagte. Dann brach er in Oestreich ein und drang bis Wien, vor dessen Thoren er sein Lager aufschlug. Der Kaiser, dessen Hofburg schon von den feindlichen Kugeln bedroht wurde, zeigte in dieser Bedrängniß die größte Entschlossenheit und unerschütterlichen Muth. Die Böhmen sandten Abgeordnete an ihn, um ihm die Einwilligung in ihre Bewaffnung und den Beitritt zu ihrem Bunde abzubringen. Schon ging einer dieser Abgeordneten in seiner Frechheit so weit, den Kaiser bei den Knöpfen seines Wammses zu fassen und drohend zu fragen: „Nandel, willst du bald unterschreiben oder nicht?" — da schmetterten auf einmal Trompeten, ein kaiserlicher Oberst sprengte mit 500 Cürassieren in den Burghof und erlöste den Kaiser von seinen ungestümen Drängern. Von dieser Gefahr befreit, reiste Ferdinand nach Frankfurt, wo er zum deutschen Kaiser gewählt ward (1619).

---

2. Friedrich V. von der Pfalz, König von Böhmen. Schlacht am weißen Berge (1620).

Die Böhmen erklärten Ferdinand als den Erbfeind des evangelischen Glaubens der Krone verlustig und schritten zur Wahl eines neuen Königs. Die meisten Aussichten hatte Friedrich V., der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz. Er galt für einen edlen und freigebigen Fürsten; sein Sinn strebte hoch und wie sein Haus schon lange die Stütze der deutschen Protestanten gewesen war, so leitete er auch jetzt die Union. Seine Gemahlin war die Tochter Jacobs von England, die Nichte des Königs von Dänemark; sein Oheim war Moritz von Oranien. Friedrich schwankte einige Zeit, ob er die dargebotene Krone annehmen sollte. Viele Fürsten riethen ihm ab, aber seine Gemahlin bestürmte ihn zur Annahme: sie wollte, sagte sie, lieber Brod essen an seiner königs

lichen Tafel als an seinem kurfürstlichen Tische schwelgen. Auch sein Hofprediger soll ihm die Annahme der Krone als eine Pflicht gegen seine Glaubensgenossen dargestellt haben. So erschien denn der Kurfürst in Böhmen und ward zu Prag gekrönt (1619), worauf auch Mähren und Schlesien ihm huldigten.

Ferdinand II. verband sich mit Maximilian von Baiern, und dieser bot die Macht der Liga auf zum Schutze des Kaisers und des Katholicismus *). Auch Philipp III., König von Spanien, sagte Hülfe zu. Während so die katholische Partei alle ihre Kräfte zum Widerstande zusammennahm, bemühte sich Friedrich nach seiner Thronbesteigung vergebens, die Fürsten der Union zu seiner Unterstützung zu bewegen.

Im folgenden Jahre (1620) führte Maximilian das ligistische Heer nach Oberöstreich. Es stand unter der Anführung des Grafen Tscherklas von Tilly, eines Niederländers von Geburt, der in seinem Vaterlande wie in Ungarn auf vielen Feldzügen Erfahrungen gesammelt und Kriegsruhm geerndtet hatte. Schon im Jahre 1609 war er in baierische Dienste getreten. Nicht minder als Tapferkeit zeichnete ihn große Frömmigkeit und sittliche Strenge aus. In Oberöstreich zwang er die Stände, dem Kaiser zu huldigen; dann richtete sich, auf Maximilians Anrathen, der Zug gegen Prag.

Friedrich fand in diesen Tagen der Gefahr bei dem Volke, das ihn auf den Thron erhoben, wenig Muth und Entschlossenheit. Auch hatte er sich selbst durch seinen Hang zum Wohlleben und seine Sorglosigkeit um Liebe und Ansehen gebracht. Er erwartete den Feind bei Pilsen, begehrte aber, bei dessen Annäherung zu unterhandeln; alle Vorschläge

---

*) Maximilian verband sich jedoch nur aus selbstsüchtigen politischen Beweggründen mit dem Kaiser, der ihm die Oberleitung des Krieges unter der Bedingung einräumen mußte, daß weder der Kaiser noch irgend ein Mitglied seines Hauses irgend welchen militärischen Einfluß hatte, und der ihm unter Verpfändung seiner sämmtlichen Güter die Erstattung jeglichen Schadens und für etwaigen Gebietsverlust ein östreichisches Erbland zur Entschädigung zusagen mußte. Maximilians Plan war, den Kaiser von aller Macht zu entblößen und alle militärischen Streitkräfte Deutschlands im Namen der Liga zu beherrschen. Dieser Plan ward später durch Wallenstein gehindert.

wurden jedoch zurückgewiesen, wenn er nicht die Krone niederlege. Das katholische Heer marschirte gerade auf die Hauptstadt los, und um diese zu schützen, mußten die Böhmen einen höchst anstrengenden Marsch unternehmen, bis sie am weißen Berge dicht vor Prag ankamen.

Hier stellte ihr Anführer, Christian von Anhalt, die ermüdeten und durch den Rückzug entmuthigten Truppen in Schlachtordnung. Sie waren kaum 21,000 Mann stark, während ihre Feinde noch einmal so viel Truppen zählten; doch würde die treffliche Stellung auf der Höhe für die geringere Menge ein Ersatz gewesen sein, wenn nicht bei der Mehrzahl des böhmischen Heeres Selbstvertrauen, Ordnung, Einigkeit und Gehorsam gefehlt hätten. Als das erste Treffen der Kaiserlichen unter Tilly den Berg hinauf geführt ward, begann es, von einem lebhaften Geschützfeuer empfangen, zu wanken. Christian von Anhalt will seinerseits zum Angriff übergehen, als auf einmal eines seiner Regimenter, von plötzlichem Schrecken ergriffen, die Flucht nimmt. Dennoch stürmt der junge Fürst von Anhalt, des Feldherrn Sohn, mit einigen Reiterhaufen wie Blitz und Donner in den Feind, so daß dessen Regimenter den Rücken wenden. Aber Tilly führt baierische Reiterei herbei; jetzt werden die böhmischen Schaaren geworfen, der Führer gefangen, und nun können die Schlesier und Mährer den mächtig andringenden Feind nicht mehr aufhalten; alles übrige Kriegsvolk ergießt sich, meist ohne zum Gefecht gekommen zu sein, in wilde Flucht. Bitten, Ermahnungen und Drohungen der Führer sind vergebens. „Und wären Alexander Magnus, Julius Cäsar und Carolus Magnus dabei gewesen,“ sagte der Fürst von Anhalt in seinem Berichte, „sie hätten dieses Volk nicht zum Stehen bringen können.“ Eine Stunde hatte das Schicksal Böhmens und Friedrichs entschieden. Es war gerade an einem Sonntage, und zwar durch ein seltsames Zusammentreffen an dem, an welchem in den Kirchen über die Worte gepredigt wird: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“

König Friedrich hatte eben an der Tafel gesessen, als die Nachricht von dem Beginn der Schlacht gekommen war. Er war sogleich auf den Wall geeilt und hatte von dort die Verwirrung und Flucht der Seinen gesehen. Er hatte noch

Hülfsmittel genug zu fernerer Vertheidigung; aber dieser eine Schlag hatte ihm so sehr alle Besonnenheit und Selbstständigkeit geraubt, daß er keinen Widerstand mehr wagte, und am folgenden Morgen die Flucht ergriff. Er ging nach Holland, wo er auf Kosten seines Schwiegervaters lebte.

Es war natürlich, daß der Kaiser seinen Sieg vollständig benutzte. Im ganzen Umfange der östreichischen Staaten wurde die katholische Religion wieder hergestellt. Die Häupter des böhmischen Aufstandes büßten als Hochverräther mit schwerer Gefängnißstrafe, mit Verlust ihrer Güter, viele sogar mit dem Leben. Viele erschienen und klagten sich selbst an und retteten dadurch wenigstens ihr Leben. Die protestantischen Prediger wurden aus dem Lande gejagt, dagegen kehrten die Jesuiten und die Mönchsorden zurück. Den Majestätsbrief vernichtete der Kaiser mit eigener Hand, indem er die Unterschrift zerschnitt und das große Siegel ablöste. Der Kurfürst Friedrich, den man, weil seine Herrschaft nur einen Winter gedauert, spottweise den Winterkönig nannte, wurde in die Acht erklärt*): sein Land bekam Maximilian als Unterpfand für die Kriegskosten; bald erhielt er auch die erledigte Kurwürde.

Der Krieg wäre beendigt gewesen und Deutschland von unendlichem Jammer verschont geblieben, hätten jetzt nicht drei Heerführer zur Vertheidigung des vertriebenen Kurfürsten den Kampfplatz betreten. Diese waren Graf Ernst von Mansfeld, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, und der Herzog Christian von Braunschweig. Zuerst wandte sich Ernst von Mansfeld gegen Tilly und besiegte ihn sogar bei Wisloch (1622); bald darauf aber ward der Markgraf von Tilly bei Wimpfen gänzlich geschlagen und wäre selbst gefangen worden, wenn sich nicht 300 Bürger aus Pforzheim unter ihrem Bürgermeister Deimling heldenmüthig bis auf den letzten Mann für ihn aufgeopfert hätten**). Christian von Braunschweig, der aus abenteuerlicher Liebe für die Gemahlin des geächteten Kurfürsten die Waffen ergriffen hatte, stand in

*) Friedrich wollte auch nach seiner Besiegung auf die angemaßte böhmische Krone nicht verzichten und wies billige Anträge Ferdinands und Friedensvermittelung fremder Mächte zurück.

**) Die Wahrheit dieser Erzählung wird angezweifelt.

Westfalen und ernährte seine zuchtlosen Schaaren von den Gütern der Geistlichen. In Paderborn nahm er die zwölf silbernen Bildsäulen der Apostel und schickte sie mit der Andeutung in die Münze, daß ihr Auftrag nicht sei, still zu stehen, sondern in alle Welt zu gehen. Den daraus geprägten Thalern ließ er die Inschrift geben: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Ihm so wenig, wie dem Grafen Mansfeld gelang es, Tilly die Spitze zu bieten; beide wurden geschlagen, und mußten ihre Truppen entlassen.

3. Wallensteins Auftreten.

So hatte sich das Kriegsglück völlig für den Kaiser entschieden. Aber alle seine Siege hatte er nicht durch eigene Heere, sondern durch die Truppen Maximilians und der Liga erfochten. Es mußte ihm daran gelegen sein, sich von dieser Abhängigkeit zu befreien, und ein eigenes Heer unter einem Feldherrn aufzustellen, der nur von ihm Befehle anzunehmen hätte. Er mußte um so mehr dahin streben, da sich jetzt ein drohendes Unwetter gegen die östreichische Macht zusammen zu ziehen schien. Frankreich, eifersüchtig auf die siegreiche Stellung des Kaisers und auf Oestreichs Schwächung hinstrebend, unterstützte den Grafen von Mansfeld; auch der niedersächsische Kreis erhob sich und wählte Christian IV., König von Dänemark, zum Kriegsobersten, der ebenfalls französische Hülfsgelder zur Fortsetzung des Krieges erhielt. Der Kaiser schien bedroht; da erstand ihm plötzlich ein Helfer in dem Grafen Albrecht von Wallenstein.

Wallenstein, oder wie sein Name eigentlich lautet, Waldstein, stammt aus einem Geschlechte des böhmischen Herrenstandes nnd war im Jahre 1583 zu Prag geboren. Schon früh kündigte sich ein feuriger und hochstrebender Geist in dem Knaben durch eine unbändige Wildheit an. Seine Eltern waren dem lutherischen Glauben zugethan. Da sie jedoch früh starben, brachte ihn sein Oheim in eine Jesuitenanstalt in Olmütz, wo er zur katholischen Kirche überging. Darauf unternahm er Reisen durch einen großen Theil Europas, durch England, Frankreich, Spanien, Holland und Italien, wo er Gelegenheit hatte, einen Schatz von trefflichen Erfahrungen zu sammeln. Um seine Ausbildung abzuschließen,

studirte er noch eine Zeit lang in Padua und suchte hier tiefer in die Geheimnisse der Astrologie oder Sterndeutekunst einzudringen, der er, wie viele seiner Zeitgenossen, abergläubisch ergeben war. Nach seiner Rückkehr kämpfte er mit Auszeichnung gegen die Türken und vermählte sich dann mit einer sehr reichen Wittwe, deren baldiger Tod ihn in den Besitz eines bedeutenden Vermögens setzte. Beim Ausbruch der böhmischen Unruhen erklärte sich Wallenstein entschieden für den Kaiser, focht gegen die Empörer und zeichnete sich besonders in der Schlacht am weißen Berge aus. Seine Dienste belohnte Kaiser Ferdinand dadurch, daß er ihm die Herrschaft Friedland in Böhmen verlieh und ihm später die Würde eines Herzogs ertheilte.

In jener Zeit der Noth, in der sich Ferdinand befand, trat Wallenstein mit dem Antrage hervor, ein Heer auf seine Kosten in's Feld zu führen, wenn man ihm den Oberbefehl geben und ihn durch eroberte Länder entschädigen wollte. Der Kaiser ging auf den Plan des kühnen Abenteurers ein. Er verlangte 20,000 Mann, allein dies verwarf Wallenstein und erklärte: „Ein Heer wie dieses muß vom Brandschatzen leben; 20,000 Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit 50,000 Mann kann ich fordern, was ich will." Sogleich schlug er Werbeplätze in Böhmen, Franken und Schwaben auf. Sein den Kriegsmännern wohlbekannter Name versammelte Leute aus allen Gegenden unter seine Fahnen; sogar Männer vom höchsten Range boten ihm ihre Dienste an, und der richtige Blick, mit dem er die Tüchtigsten zu Offizierstellen auswählte, so wie die Strenge, mit der er jeden beobachtete, brachten in die bunt zusammengewürfelte Masse eine bewundernswürdige Einheit. Er sprach wenig, aber mit Nachdruck; den Befehlshabern versagte er nie ein gebührendes Lob; für die Bedürfnisse der geringsten sorgte er; aber dafür verlangte er Unerschrockenheit und strengen Gehorsam. Feigheit ward sogleich mit dem Tode bestraft, und bei dem geringsten Ungehorsam war sein Wort, welches statt alles Kriegsgerichtes galt: „Laßt die Bestie hängen!" Schon sein Anblick hatte etwas Düsteres und Schaudererregendes, welchem die Kleidung entsprach. Hosen und Mantel waren von Scharlach, sein Reiterrock von Elendsleder, der Halskragen war nach

spanischer Art gekräuselt, von seinem Hute hing eine rothe Feder herab. Das schwarze Haar trug er kurz abgeschnitten, seine Miene war geheimnißvoll und argwöhnisch; er konnte es nicht leiden, wenn man ihn scharf ansah. Ein seltsames Grauen wandelte auch die unerschrockensten Krieger an, wenn seine lange hagere Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt.

Wallenstein zog mit seinem neugeworbenen Heere nach Niedersachsen an die Elbe, um zunächst den Kampf gegen Mansfeld zu übernehmen. Dieser rastlose Heerführer hatte den Plan, durch Brandenburg und Schlesien nach Böhmen oder Oestreich vorzubringen. Aber an der Dessauer Brücke, die Wallenstein besetzt hielt, erlitt er durch diesen eine vollständige Niederlage, die ihm alles Geschütz und 7000 Mann kostete (1626). Dennoch war sein Muth ungebeugt; es gelang ihm, durch Schlesien und Ungarn zu ziehen, von wo er über Venedig nach England reisen wollte, um neue Geldmittel herbeizuschaffen. Doch kam er nicht mehr weit. In Bosnien erlag sein sonst so starker Körper den außerordentlichen Anstrengungen, und ein böses Fieber raffte ihn hin im sechsundvierzigsten Lebensjahre. Als er den Tod herannahen fühlte, ließ er sich mit seinem Kriegsrock bekleiden, den Degen umgürten, und erwartete stehend, auf zwei Offiziere gestützt, das Ende (1626). So verließ sein kriegerischer Sinn ihn erst mit dem letzten Athemzuge.

In demselben Jahre war auch Tilly gegen Christian von Dänemark aufgebrochen. Der König suchte eine Schlacht zu vermeiden und zog sich zurück, aber Tilly holte ihn ein und nöthigte ihn bei Lutter am Barenberge zum Kampfe. Die dänischen Truppen hielten den ersten Angriff nicht allein aus, sondern gingen ihrerseits vor, brachten das Fußvolk zum Weichen und drangen gegen die feindlichen Geschütze heran; da ließ Tilly drei Regimenter Reiterei einhauen, mit solchem Erfolge, daß Alles die Flucht ergriff. Nun rückte auch Wallenstein wieder vor, und griff den König in seinem eigenen Lande an. Er eroberte Holstein und drang durch Schleswig bis in den Norden von Jütland, so daß Christian sich auf seine Inseln zurückziehen mußte. Wallenstein, ergrimmt, daß er ihm aus Mangel an Schiffen nicht auch dahin nachfolgen

konnte, ließ, wie es heißt, glühende Kugeln, zum Zeichen seines Zornes, in das Meer feuern.

So war denn der Kaiser auch aus diesem Kampfe siegreich hervorgegangen. Tillys Schaaren hausten im nordwestlichen Deutschland; Wallenstein trieb die Herzöge von Mecklenburg, welche den Dänen einigen Vorschub geleistet hatten, aus ihren Staaten, und der Kaiser erklärte sie aus eigener Machtvollkommenheit in die Acht. Ihre Länder erhielt Wallenstein vorläufig als Kriegsunterpfand, ward jedoch bald darauf vom Kaiser förmlich mit Mecklenburg belehnt. Auch Pommern, wo der alte Herzog Bogislav XIV. regierte, überschwemmten Wallensteins Schaaren. Während sich Alles vor dem gewaltigen Friedländer beugte, der vom Kaiser bereits zum Admiral der Ostsee ernannt worden war, gebührt der einzigen Stadt Stralsund der Ruhm, ihn in seiner Siegeslaufbahn mit Erfolg gehemmt zu haben.

Stralsund, mächtig als Hansestadt, war durch seine Lage am Meere, durch starke Wälle und Mauern ungemein befestigt. Im Vertrauen auf diese feste Lage weigerte sich die Stadt, Besatzung einzunehmen oder Geld zu zahlen. Da befahl Wallenstein, Gewalt zu brauchen (1628). Nun ward die Stadt eingeschlossen, doch kamen den Bürgern dänische und schwedische Truppen zu Hülfe. Ein Abgeordneter ging nach Prag, wo Wallenstein sich gerade aufhielt, ward aber von diesem hart angefahren und mit den Worten entlassen: „Wird eure Stadt sich nicht unterwerfen, so soll nichts von ihr übrig bleiben, sollten auch hunderttausend Mann, ja ich selbst das Leben darüber verlieren.“ Bald brach er selbst nach Stralsund auf, denn er hatte geschworen, die Stadt zu erobern, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre. Aber weder die wiederholten Stürme, bei denen Wallenstein viele Leute einbüßte, noch die heftige Beschießung, bei der an einigen Tagen über 1500 Kugeln in die Stadt geworfen wurden, konnte den Muth der Bürger brechen. Die Besatzung machte kühne Ausfälle und wurde durch neue dänische und schwedische Truppen unterstützt. Endlich mußte der kaiserliche Feldherr die Belagerung, welche zehn Wochen gedauert und ihm 10,000 Mann gekostet hatte, aufheben.

Die Einmischung Schwedens bei der Belagerung von

Stralsund und die Furcht vor diesem von Norden her drohenden Feind, verschaffte dem König von Dänemark den über alle Erwartung günstigen Frieden zu Lübeck (1629). Christian bekam sein Land zurück, ohne Kriegskosten zu zahlen und versprach nur, sich gegen den Kaiser nicht weiter zu verbinden.

Nunmehr stand der Kaiser auf dem Höhepunkte seiner Macht und trat im Jahre 1629 mit dem sogenannten Restitutionsedicte hervor, kraft dessen die Lutheraner gehalten sein sollten, alle seit dem Passauer Vertrage wider den geistlichen Vorbehalt eingezogenen Stifter, Klöster u. s. w. den Katholiken zurückerstatten. Diese Verordnung wurde von den kaiserlichen Bevollmächtigten, nöthigenfalls durch militärische Hülfe, mit schonungsloser Härte durchgeführt. Von protestantischer Seite wagte Niemand Widerstand.

Inzwischen erhoben sich immer lautere Klagen über die Bedrückungen und furchtbaren Gräuel, welche die Wallensteinschen Soldaten verübten, über die Erpressungen seiner Feldherren, vor Allem aber über die despotische Willkür Wallensteins selbst. Allenthalben wurden Steuern ausgeschrieben; die Hauptleute lebten in Pracht und Ueberfluß, während die ausgesogenen Bürger und Bauern im tiefsten Elende schmachteten. Was die Soldaten nicht verzehren konnten, verdarben sie aus Muthwillen. Viele Landleute starben Hungers, andere fristeten mit Eicheln und Wurzeln ihr klägliches Dasein. Als nun Ferdinand im Jahre 1630 zu Regensburg seinen ersten Reichstag hielt, um seinen Sohn zum römischen König wählen zu lassen, bestürmten ihn nicht blos protestantische, sondern auch katholische Fürsten von allen Seiten mit Klagen und schilderten in ausführlichen Berichten die Drangsale, die ihre Länder durch Wallenstein und seine Schaaren erlitten hatten. Am entschiedensten sprach Maximilian von Baiern und drang auf Wallensteins Absetzung. Ferdinand sah sich endlich genöthigt, dem dringenden Ansuchen der Fürsten nachzugeben und in Wallensteins Entlassung einzuwilligen.

Zwei Freunde des Feldherrn übernahmen es, ihm diesen Beschluß zu verkünden. Er war jedoch schon von Allem, was auf dem Reichstage vorgegangen war, unterrichtet, empfing sie unbefangen und bewirthete sie prächtig. Eben wollten sie ihn mit ihrem Auftrage bekannt machen, als Wallenstein, der

gerade mit astrologischen Studien beschäftigt war, einige Papiere vom Tische nahm und zu ihnen sagte: „Diese Papiere enthalten des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Nativität*). Aus ihnen könnt ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag weiß. Diese Sterne zeigen, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den Spiritus des Kaisers dominirt. Es thut mir wehe, daß sich Seine Majestät meiner so wenig angenommen haben, aber ich will Gehorsam leisten." Er zog sich auf seine Güter in Böhmen zurück, in der festen Zuversicht, daß die Zeit kommen werde, wo der Kaiser seiner wieder bedürfe: denn also weissagten ihm seine Sterne.

4. Gustav Adolf, König von Schweden.

Zu derselben Zeit, wo Kaiser Ferdinand seinen Feldherrn entließ, stand bereits ein neuer Kämpfer gegen ihn auf dem Boden Deutschlands. Dies war Gustav Adolf, König von Schweden. Bis dahin durch einen polnischen Krieg beschäftigt, schloß er durch französische Vermittelung einen sechsjährigen Waffenstillstand und dann ein Bündniß mit Frankreich, das die siegreiche Uebermacht des östreichischen Hauses mit Eifersucht betrachtete. Außer dem Wunsche, seinen unterdrückten Glaubensgenossen in Deutschland beizustehen, bestimmten den schwedischen König auch noch andere Gründe, seine Waffen gegen den Kaiser zu erheben. Seine Gesandten waren bei dem Lübecker Frieden zurückgewiesen; seine Verwandten, die Herzoge von Mecklenburg, hatte der Kaiser ihrer Staaten beraubt und seinen Feinden in Polen Hülfe geleistet**).

Nachdem er die Regierung des Landes in seiner Abwesenheit dem Reichsrathe übertragen hatte, versammelte er

*) Die Astrologen oder Sterndeuter suchten bei der Geburt eines Menschen die Stellung der Gestirne zu bestimmen und bedienten sich dazu eines mathematischen Instruments, das Horoskop heißt. Dies nannten sie Nativität stellen und glaubten, daß es einen bedeutenden Einfluß auf das Leben und die Schicksale der Menschen habe.

**) Weder diese Vorwände, noch der den Protestanten zu leistende Schutz waren die eigentlichen Triebfedern, die Gustav Adolf zu seinem Einbruch in Deutschland veranlaßten; sein Hauptbeweggrund war, wie jetzt unzweifelhaft vorliegt, Eroberungssucht, insbesondere wollte er Pommern und die Seeküste erwerben.

die Stände des Reiches, ließ seiner kaum sechsjährigen Tochter Christina huldigen und redete dann also zur Versammlung: „Nicht leichtsinniger Weise stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten auf's grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone*). Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe**), und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird. Nie hab' ich sie gemieden und schwerlich werd' ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seid gerecht, seid gewissenhaft, wandelt unsträflich: so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen. An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst, Gott erleuchte Euch und erfülle Euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahret fort, euch als Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seid selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbrauchet nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volkes. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Erndte, Fülle euren Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch Allen mein zärtliches Lebewohl! Ich sage es vielleicht auf ewig."

---

*) Der Kaiser soll beabsichtigt haben, sich der Ostseeländer zu bemächtigen, in Verbindung mit Spanien die Schweden anzugreifen und sich auf den Thron dieses Reiches zu erheben. Die Annahme ist jedoch grundlos.

**) Dies ist durchaus unwahr: es hatte ihn Niemand gerufen.

Mit einem Heere von 15,000 Mann schiffte er sich ein und landete auf Usedom (1630). Kaum an's Land gestiegen, kniete er im Angesichte seines ganzen Heeres nieder, dankte Gott in einem inbrünstigen Gebete für die glückliche Ueberfahrt und flehte um seinen ferneren Schutz. Seine gerührten Offiziere beteten ihm im Stillen nach. Als er aber ihre Augen voll Thränen sah, sprach er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Sieges! Fleißig gebetet, ist halb gefochten." Zunächst nöthigte Gustav Adolf den Herzog Bogislav von Pommern zu einem Bündniß und vertrieb die Kaiserlichen aus diesem Lande, sowie aus Mecklenburg, während mehrere Fürsten, unter ihnen die Landgräfin Juliane von Hessen für ihren Sohn Wilhelm, auf schwedische Seite traten, wurde die Stadt Magdeburg, welche sich der Ausführung des Restitutionsedictes hartnäckig widersetzte, schon einige Zeit von Tillys Heere belagert. Gustav Adolf gab ihr einen schwedischen Obersten, Dietrich von Falkenberg, zum Commandanten und verhieß ihr Entsatz. Um diesen leisten zu können, wollte sich der König auf seinem Zuge den Rücken decken und verlangte daher, daß ihm der Kurfürst von Brandenburg die Festungen Spandau und Küstrin übergebe. Dieser weigerte sich lange Zeit, und als endlich ein Vertrag zwischen ihm und dem König zu Stande kam, machte auch der Kurfürst von Sachsen Schwierigkeiten und wollte den Schweden den Durchmarsch nicht gestatten*). Darüber ging viel Zeit verloren und plötzlich kam die Nachricht, daß Magdeburg von Tilly erobert und auf das furchtbarste zerstört sei (20. Mai 1631).

Nachdem sich der kaiserliche General Pappenheim schon im Winter mit 10,000 Mann in den Umgegenden der Stadt gelagert hatte, rückte im April Tilly selbst mit 30,000 Mann heran. Da den Magdeburgern nur 2000 Soldaten und 5000 bewaffnete Bürger zu Gebote standen, so gaben sie die Vorstädte Preis, beschlossen aber, die Stadt selbst mit aller Anstrengung zu vertheidigen. Das Ganze leitete der

---

*) Die deutschen Fürsten mußten gerechtes Bedenken hegen, sich mit dem von ihnen nicht angerufenen Fremdling gegen Kaiser und Reich zu verbinden.

von Gustav Adolf gesandte Oberst Dietrich von Falkenberg, der sich als einen höchst einsichtsvollen und ausdauernden Commandanten bewies. Die Bürger rechneten außerdem auf den nahen Entsatz durch den schwedischen König. Wirklich hatte Tilly die Hoffnung, die Stadt zu erobern, schon aufgegeben, und nur auf den Rath Pappenheims beschloß er, noch einen Hauptsturm zu wagen, der diesmal nicht, wie gewöhnlich, zur Nachtzeit, sondern am hellen Morgen unternommen werden sollte. Zu diesem Zwecke ließ er am 19. Mai die Kanonade schweigen; Todtenstille herrscht im kaiserlichen Lager, und unter den Belagerten verbreitete sich der Glaube, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Theil der Bürger und Soldaten verläßt am Morgen, den 20. Mai, seinen Posten auf dem Wall, um endlich einmal nach langer mühseliger Arbeit sich des erquickenden Schlafes zu erfreuen. Aber dies war ein theuerer Schlaf und es erfolgte ein entsetzliches Erwachen. — Tilly war nämlich in der Zeit nicht müßig gewesen. Er hatte beschlossen, von vier Seiten zugleich gegen die Mauer der Stadt Sturm zu laufen, und wo möglich diese zu durchbrechen und zu übersteigen. Um dazu die nöthigen Anstalten zu treffen, hatte er die Kanonade ausgesetzt. Die Soldaten hatten Befehl, sich um fünf Uhr fertig zu halten; ein Kanonenschuß sollte das Zeichen sein, von allen Seiten loszubrechen. Zwischen sechs und sieben Uhr begann Pappenheim den Angriff. Er war gegen eine Schanze gerichtet, die der Neustadt gegenüber lag, deren Besatzung sich ohne Widerstand zu leisten, durch eine kleine Thüre in die Mauern der Stadt zu retten suchte; aber die Pappenheimer drangen mit ihnen hinein, während andere den Wall erstiegen. Durch den Lärm erschreckt, eilen die Bürger wieder zu den Waffen, Falkenberg kämpft heldenmüthig an der Spitze eines Regimentes; da streckt ihn eine Kugel todt nieder. Die Soldaten, denen es an Pulver fehlte, ziehen sich in die Straßen zurück, immer mehr Kaiserliche dringen mit dem Schlachtruf: „All gewonnen!" in die Stadt, wo sie von Dachziegeln und Schüssen aus den Fenstern empfangen werden. Jetzt folgte ein ungeheures Blutbad. Unschuldige Kinder, hülflose Greise wurden durchbohrt; Frauen wurden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter

gräßlich zu Tode gemartert; in der Katharinenkirche wurden dreiundfünfzig Frauen, die auf den Knieen lagen und beteten, die Köpfe abgeschlagen; Kinder wurden in die Flammen geworfen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter aufgespießt. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu hindern, hatte man an mehreren Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch einstürzende Häuser und durch das strömende Blut. Einige katholische Offiziere, durch diesen grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Morden möge Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war seine Antwort, „ich will dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.“*) In weniger als zwölf Stunden lag eine der schönsten Städte Deutschlands in Asche; nur zwei Kirchen und etwa 130 Häuser an der Elbe, größtentheils Fischerhütten, blieben stehen. Der Todten waren so viel, daß man sie nicht begraben konnte; 6000 Leichen mußten in die Elbe geworfen werden, um die Gassen zu räumen; eine größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben. Erst den vierten Tag wurde der Plünderung Einhalt gethan; und 1000 Menschen, die sich in die Domkirche geflüchtet hatten, wurden hervorgezogen, nachdem sie hier drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly schenkte ihnen das Leben und ließ Brod unter sie austheilen; doch ohne über seine unmenschliche That Reue zu empfinden, ritt er stolz durch die dampfenden, blutbespritzten Trümmer und konnte noch scherzend diese Gräuel die Magdeburger Hochzeit nennen**). In der Domkirche ließ

*) Diese Aeußerung Tillys entbehrt der geschichtlichen Glaubwürdigkeit.

**) Der oben gegebenen herkömmlichen Erzählung gegenüber liefern neuere Forschungen den unumstößlichen Beweis, daß Tilly nicht nur keine Schuld hat an der Zerstörung Magdeburgs, sondern daß er sich auch alle Mühe gegeben, die Stadt zu retten, und daß er die Zerstörung

er Messe lesen, das Tedeum anstimmen und um die Stadt herum aus allen Kanonen dreimal Victoria schießen. Pappenheim berichtete nach Wien: „Seit Trojas und Jerusalems Zerstörung ist solch ein Sieg nicht gesehen worden;" aber den Ruhm dieser That hat die zügellose Grausamkeit der kaiserlichen Schaaren für alle Zeiten geschändet. Tilly verlor seit dieser Frevelthat die ruhige Besonnenheit, durch die er in sechsunddreißig Schlachten gesiegt hatte, und Vorwürfe des Gewissens über so viel unschuldig vergossenes Blut stiegen in seinem Innern auf.

Gustav Adolf ergriff tiefer Schmerz bei der Nachricht von diesem Unglück; er unterließ nicht, in öffentlichen Bekanntmachungen die unzuverlässige und abgeneigte Gesinnung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen als die Ursache der Zerstörung Magdeburgs zu bezeichnen.

Nun ließ Tilly den Kurfürsten von Sachsen auffordern, kaiserliche Truppen in seinen Landen aufzunehmen, und da sich dieser weigerte, fiel er in Sachsen ein und nahm mehrere Städte in Besitz, unter diesen auch Leipzig nach einer kurzen Beschießung. Hier hatten die Bürger, um sich besser vertheidigen zu können, eine Vorstadt abgebrannt, und nur das einzige Haus eines Todtengräbers war bei dem Brande stehen geblieben. In diesem wurden die Bedingungen der Uebergabe verhandelt. Als Tilly hier eintrat, und die gemalten Schädel und Todtengebeine erblickte, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, ward er blaß, und Grauen vor

derselben als ein schweres Unglück beklagte. Daß Grausamkeiten bei dem Sturme verübt wurden, ist nicht zu leugnen, doch beruht die jedenfalls übertriebene Schilderung auf schwedischen Berichten; die meisten Menschen fanden ihren Tod durch den von Tilly nicht verschuldeten Brand. Erst Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges machte aus dem ligistischen Feldherrn das Scheusal, das er in Wirklichkeit nicht war. (Noch andere Darstellungen lassen vielmehr auf Falkenberg, der die Befestigung Magdeburgs absichtlich verabsäumt, um die Stadt dem Feinde in die Hände zu spielen, ja sogar auf Gustav Adolf selbst einen starken Verdacht fallen, daß derselbe die Zerstörung der Stadt gewollt, um die bisher noch widerstrebenden Protestanten an sich zu fesseln, die Furcht vor einem Religionskriege anzufachen und sie zu seinem ehrgeizigen Plane, Zerstückelung der östreichischen Macht, zu benutzen.)

dem Tode durchbebte die Seele des alten Helden. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Der geängstigte Kurfürst wollte sich nun dem König von Schweden, den er kurz vorher abgewiesen hatte, blindlings in die Arme werfen, wenn er ihn nur von diesem unerbittlichen Feinde befreite. Gustav Adolf stellte sich anfangs, als könne er diese Hülfe nur auf harte Bedingungen gewähren. Er verlangte, daß ihm Wittenberg übergeben, ein dreimonatlicher Sold für die Truppen gezahlt, der Kronprinz als Geißel gestellt und die treulosen Rathgeber des Kurfürsten ihm ausgeliefert würden. Als Johann Georg dies hörte, rief er aus: „Nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm zu Geißeln geben, und ist dies ihm noch nicht genug, so will ich mich selbst darbieten. Ich bin bereit, die Verräther, die mir werden angezeigt werden, auszuliefern, den Sold zu bezahlen und mein Leben und Vermögen der guten Sache aufzuopfern." Den König rührte diese Ergebenheit so sehr, daß er von allen seinen Forderungen abstand. „Ich habe," sagte er, „gegründete Ursache gehabt, mich so zu betragen, weil man ein so großes Mißtrauen in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte; allein, bei der Offenherzigkeit und dem Vertrauen, das jetzt der Kurfürst zu mir bezeigt, fallen alle Bedingungen hinweg. Ich bin zufrieden, wenn er meinem Heere einen monatlichen Sold reicht, und ich hoffe, daß ich ihn auch dieser Ausgabe wegen werde entschädigen können." Das Bündniß ward nun sogleich geschlossen. Gustav Adolf ging bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte sich mit dem sächsischen Heere.

Die feindlichen Heere begegneten einander bei Breitenfeld, in der Nähe von Leipzig. Tilly von schwarzen Ahnungen ergriffen, zagte zum ersten Male in seinem Leben vor dem Beginn der Schlacht. An einem Septembertage (1631), um Mittag, rückten die Schweden auf Schußweite heran; der König suchte mit seinem rechten Flügel den linken des kaiserlichen Heeres zu umgehen, um dem Feinde die Vortheile der Sonne und des Windes, der seinen Truppen große Staubwolken in's Gesicht trieb, zu nehmen. Da begannen die Kaiserlichen mit drei Kanonenschüssen das Treffen und brach-

ten ihren linken Flügel ins Gefecht. Bald darauf wurde die Schlacht allgemein, denn Tilly ging mit dem Centrum und den Truppen des rechten Flügels zum Angriff über und warf sich mit solcher Gewalt auf die Sachsen, welche getrennt von den Schweden fochten, daß diese nicht lange widerstanden, sondern bis auf wenige Regimenter die Flucht ergriffen. Der Kurfürst selbst war einer der Ersten, die sich aus dem Staube machten; er ließ im Jagen den Hut im Stich und kam erst in Eilenburg zur Besinnung. Gustav blieb indeß gefaßt; sein linker Flügel machte Front gegen die nun seitwärts andringenden Kaiserlichen und wurde eiligst aus der Mitte verstärkt, indeß er selbst mit dem rechten vorging, Pappenheims, der ihm gegenüber befehligte, siebenmal wiederholten Angriff zurückwies und endlich mit der Spitze seiner Kolonne die Höhen erstieg und die hier aufgestellten Kaiserlichen Geschütze wegnahm. Da neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweden; auch ihr linker Flügel eilte vorwärts, und die erbeuteten Geschütze wurden gegen den Feind gewendet, welcher nach fünfstündigem Gefecht die Flucht ergriff. Nur fünf Regimenter alter versuchter Krieger setzten sich bei einem kleinen Gehölz auf den Höhen und wichen nicht eher, bis sie fast sämmtlich niedergehauen waren. 7000 Kaiserliche lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen waren verwundet oder zerstreut, und nur die Nacht konnte Tilly selber, der schon drei, jedoch nicht gefährliche Schußwunden erhalten hatte, vor der Gefangenschaft retten, wie es denn ein besonderes Glück war, daß er mit dem Leben davon kam. Ein Rittmeister, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, verfolgte ihn, schlug ihn mit der umgekehrten Pistole mehrmals auf den Kopf, und würde ihn sicher getödtet haben, wenn er nicht in diesem Augenblicke von einem herbeisprengenden Reiter erschossen worden wäre. Erst in Halle fanden sich Tilly und Pappenheim am folgenden Tage wieder zusammen mit einem unbedeutenden Häuflein, dem Reste der beiden Heere, welche Deutschland so lange in Schrecken gesetzt und in Unterwürfigkeit erhalten hatten. Die Schweden hatten einen herrlichen Sieg erfochten, und noch auf dem Schlachtfelde rief Gustav Adolf mit emporgehobenen Händen: „Dank dir, o Gott, Dank dir für diesen Sieg!“

Die Schlacht bei Leipzig (oder Breitenfeld) entriß dem Kaiser mit einem Schlage alle die Vortheile, die er durch einen zwölfjährigen Kampf errungen hatte, und verbreitete unter den Protestanten die lebhafteste Begeisterung für den schwedischen Helden, in dem sie ihren Befreier und Erretter erkannten. Nach der Schlacht fielen die Sachsen in Böhmen ein; Gustav Adolf zog durch Thüringen nach Franken, nahm Hanau, besetzte Frankfurt und ging bei Oppenheim über den Rhein. Auch Mainz mußte sich ergeben. Im oberrheinischen und westfälischen Kreise fochten Bernhard von Weimar, einer der ausgezeichnetsten Heerführer in diesem Kriege, und Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Cassel, der treue Bundesgenosse Gustav Adolfs, mit Glück gegen Tillysche Heerhaufen.

---

5. Wallensteins Wiedererhebung. Sein Kampf gegen Gustav Adolf.

So waren die schwedischen Waffen auf allen Punkten siegreich, und die kaiserlichen Erbstaaten lagen den Einfällen des Schneekönigs, wie man Gustav Adolf in Wien spöttisch genannt hatte, offen. Kaiser Ferdinand blickte in seiner Verlegenheit rathlos nach Hülfe umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beistand zu stärken. Aber nur ein Mann war es, von dem man Rettung hoffte, doch dieser Mann war von dem Kaiser schmählich behandelt worden.

Wallenstein lebte seit seiner Absetzung in Prag und in seinem Herzogthum Friedland, von königlichem Gepränge umgeben. Seine Tafel wurde täglich mit hundert Schüsseln besetzt, obgleich er selbst höchst mäßig im Genuß von Speise und Getränk war; sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, alle in hellblauen Sammt mit Gold gekleidet, bedienten ihn. Sie wurden zugleich von den geschicktesten Lehrern zum Kriegs- und Staatsdienst ausgebildet. Er hatte einen Oberhofmeister und vier Kammerherren, von denen einige schon in Kaiserlichen Diensten gestanden hatten. Edelleute und Freiherren drängten sich an seinen kleinen Hof, denn er gab mehr als königliche Gehalte, seine Belohnungen und Geschenke waren immer höchst freigebig. Eine Leibwache von fünfzig

reich gekleideten Hellebardieren prangte in seinem Schloßhofe, und mehrere hundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Wallenstein sprach wenig und lächelte selten. Dieselbe Stille und Haltung forderte er auch von seiner Umgebung, und der Feldherr, dessen Freude sonst das Toben der Schlacht gewesen war, konnte jetzt nicht das Rasseln eines Wagens, das Klirren eines Sporns, das Gebell von Hunden, oder ein lautes in seinem Vorzimmer gesprochenes Wort ertragen. Ganze Nächte brachte er mit einem Italiener Namens Seni in astrologische Studien vertieft zu; außerdem waren nur wenige Vertraute um ihn.

An Wallenstein wandte sich jetzt der Kaiser in seiner Noth; Wallenstein war der Gewaltige, von dem man hoffte, er werde den Siegeslauf der schwedischen Waffen hemmen. Der Kaiser mußte sich, so schwer es ihm ward, bequemen, mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Doch der gekränkte Feldherr wies anfänglich alle Anträge ab und blieb kalt und gleichgültig. Den Plan des Kaisers, daß dessen Sohn, der König von Ungarn neben ihm stehen solle, wies er durchaus zurück und erklärte, er würde neben keinem Andern, ja, neben Gott selber nicht, ein Kommando übernehmen. Endlich entschloß er sich zu dem Anerbieten, bis zum nächsten Frühjahr dem Kaiser ein Heer von 40,000 Mann aufzubringen, doch würde er die Anführung nicht übernehmen.

Kaum war es ruchbar geworden, daß der Friedländer wieder in's Feld ziehen wollte, so strömten die Krieger schaarenweise seinen Fahnen zu. Bauern verließen den Pflug, Handwerker die Werkstatt, um das unsicher und kümmerlich gewordene Friedensgewerbe gegen das gewinnreiche Kriegsleben zu vertauschen. Außer der Aussicht auf Plünderung und Beute lockte der ansehnliche Sold; denn der Wallensteinsche schwere Reiter erhielt neun Gulden, der leichte sechs, der Fußknecht vier Gulden monatlich, ohne die tägliche, sehr reichliche Kost*). Im März 1632 hatte Wallenstein sein Wort gelöset, und die Truppen standen in Mähren unter Waffen. Jetzt

---

*) Die Gemeinen bekamen täglich 2 Pfund Brod, 1 Pfund Fleisch und 2 Maaß Bier oder 1 Maaß Wein.

begannen neue Unterhandlungen über die Führung des Oberbefehls; denn daß ein solches Heer nur unter Wallenstein siegen würde, war offenbar, und dieser weigerte sich hartnäckig. Endlich nach vielen Bitten von Seiten des Kaisers kam man über die Bedingungen überein, unter denen der Stolze das Commando übernehmen wollte, und die für den Kaiser höchst demüthigend waren. Wallenstein erhielt als Generalissimus den unumschränktesten Oberbefehl; ihm allein stand das Recht zu, zu strafen und zu begnadigen; weder der Kaiser noch der König von Ungarn, Ferdinand III., des Kaisers Sohn, durften beim Heere erscheinen; ein kaiserliches Erbland ward ihm als Belohnung zugesagt, und nach Beendigung des Krieges sollte er in seine Würde als Herzog von Mecklenburg wieder eingesetzt werden. Unter solchen Bedingungen stellte sich Wallenstein an die Spitze des Heeres, dann fiel er in Böhmen ein, eroberte Prag und trieb die Sachsen mit Leichtigkeit aus dem Lande.

Gustav Adolf war inzwischen in Baiern eingedrungen, wo er am Einfluß des Lech in die Donau mit Tilly, der ein neues Heer gesammelt hatte, zusammentraf. Durch die Schlacht am Lech (April 1632) erzwang der König den Uebergang über diesen Fluß; Tilly selbst ward von einer Stückkugel in den Oberschenkel getroffen und starb fünfzehn Tage darauf zu Ingolstadt, im dreiundsiebenzigsten Jahre. Seine letzten Worte waren: man solle Regensburg in Acht nehmen, sonst käme des Kaisers Krone in Gefahr. Dann rief er noch zweimal: „Regensburg, Regensburg!" und verschied.

Tilly gehört zu den ersten Feldherren seiner Zeit, hat aber durch seine Grausamkeit bei der Zerstörung von Magdeburg seinen Ruhm befleckt*). Er war mäßig im Essen und trank niemals Wein. Trotz aller Gelegenheit sich zu bereichern, verschmähte er doch Geld und Güter, so wie Titel und Würden. Auch den ihm angetragenen Fürstenrang schlug

*) Nach Anmerkung (Seite 137) hat Tilly ganz unverdienter Weise dies traurige Schicksal erfahren, durch Fälschung der geschichtlichen Wahrheit als Zerstörer Magdeburgs gebrandmarkt dazustehen. Er hat vielmehr den Krieg mit möglichster Milde und keineswegs als Religionskrieg geführt.

er aus. Er war von mittlerer Statur, stark gebaut, aber mager. Seine breite, runzelvolle Stirn, sein kurzes, graues, borstig herabhangendes Haar, die großen Augen mit dem immer finstern Blick, eine lange Nase, ein starker Knebelbart, eingefallene Backen und ein spitziges Kinn machten seine Gesichtsbildung höchst abschreckend. Er trug ein knappes spanisches Wamms, und einen kleinen hochaufgestutzten Hut mit einer rothen Feder, die ihm über den Rücken herabhing.

Gustav Adolf zog nach Ingolstadt, das er vergebens belagerte. Während Kurfürst Maximilian Regensburg besetzt hielt, ging der König nach München. Er stieg in dem kurfürstlichen Schlosse ab und besah alle Zimmer. Er konnte die Schönheit und Pracht derselben nicht genug bewundern und fragte den Castellan, wer der Urheber dieses herrlichen Gebäudes sei. „Kein anderer als der Kurfürst selbst," antwortete jener. „Ich wünschte diesen Baumeister zu haben," fuhr der König fort, „ich wollte ihn nach Stockholm schicken." — „Davor," versetzte der Aufseher, „wird sich der Baumeister wohl zu hüten wissen." — Am folgenden Tage begab sich der König in's Zeughaus, wo er zu seiner Verwunderung nichts als bloße Lafetten antraf. Ein Bauer entdeckte das Geheimniß; man nahm den Fußboden auf und fand 140 Kanonen, die größtentheils im pfälzischen und dänischen Kriege erobert worden waren, darunter verborgen. „Stehet auf von den Todten," rief der König, „und kommet zum Gericht." In einer der größeren war ein Schatz von 30,000 Ducaten versteckt. Von München wandte sich der König nach Augsburg, dann nach Nürnberg.

Maximilian von Baiern erlebte jetzt die Demüthigung, bei dem Hülfe suchen zu müssen, zu dessen Sturz er einst das Meiste beigetragen hatte. Wallenstein zögerte jedoch lange mit dem Zuzug, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich schadenfroh an der Bedrängniß seines alten Gegners geweidet habe. Endlich setzte er sich in Bewegung, um den Schweden Nürnberg zu nehmen, aber Gustav Adolf war ihm zuvorgekommen und hatte sich hier stark verschanzt; dasselbe that Wallenstein. Elf Wochen lagen die beiden Heere einander gegenüber; der Mangel nahm immer mehr zu, und der König beschloß, das verschanzte Lager der Feinde zu stürmen. Allein

vergebens führte er seine Tapferen gegen die Anhöhen; seine Krieger wurden von einem entsetzlichen Kanonenfeuer empfangen und sanken reihenweise zu Boden; nach erfolglosen Anstrengungen führte der König, den Degen in der Faust, den Aermel seines Wammses aufstreifend, auch seine Garden in's Feuer: umsonst, am Abend lagen 3000 Todte auf dem Schlachtfelde. Gustav mußte sich endlich entschließen, die ausgehungerte Gegend zu verlassen. Auch Wallenstein brach auf, und zündete sein Lager an, das anderthalb Meilen im Umfang gehabt hatte und weithin ein furchtbar schönes Schauspiel gewährte. Während Maximilian nach Baiern ging, zog Wallenstein nach Sachsen, um den Kurfürsten zur Aufgebung des schwedischen Bündnisses zu bewegen, und eroberte Leipzig. Jetzt sandte der Kurfürst Boten über Boten an den König um Rettung. Dieser richtete sogleich seinen Marsch nach Sachsen und gelangte nach Naumburg. Als er hier einzog, drängten sich die Einwohner schaarenweise an ihn heran, warfen sich vor ihm auf die Kniee, und küßten den Saum seines Kleides und die Scheide seines Schwertes. Darüber wurde der fromme König unwillig und sagte: „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gotte machen wollte? Unsere Sachen stehen gut, aber ich fürchte, die Rache des Himmels werde mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem thörichten Haufen meine schwache, sterbliche Menschlichkeit früh genug offenbaren.“ Seine trübe Ahnung sollte bald in Erfüllung gehen.

Da die Jahreszeit schon vorgerückt war, so legte Wallenstein seine Truppen in die Winterquartiere und entließ auch Pappenheim mit einem Theile des Heeres. Kaum hörte Gustav von diesen Maßregeln, so brach er ungesäumt auf und traf bei Lützen auf die Kaiserlichen, wo es im November 1632 zur Schlacht kam.

Das Heer der Schweden zählte 12,000 Fußkämpfer und gegen 7000 Reiter; Wallenstein hatte, ohne den Heerhaufen Pappenheims, nach welchem er Eilboten gesandt hatte, über 20,000 Mann. Der König brachte die schauerlich kalte Nacht in seinem Wagen zu, im Gespräche mit Bernhard von Weimar und dem General Kniphausen. Wallenstein nahm seine Stellung nördlich von der Landstraße, die von Leipzig

nach Lützen führt, ließ in der Nacht beim Scheine der Fackeln Schanzen aufwerfen, und die Gräben zu beiden Seiten der Landstraße so vertiefen, daß sie zu Brustwehren dienen konnten. Sein linker Flügel reichte bis an den sogenannten Floßgraben, einen Kanal, der die Saale mit der Elster verbindet; der rechte lehnte sich an Lützen und war durch eine große Schanze mit 14 Geschützen auf dem Windmühlenberg, dem höchsten Punkte der ganzen Gegend, gedeckt. Am Morgen, als ein dicker Nebel auf dem Felde lag und alle Aussicht hemmte, ordnete Gustav Adolf seine Schaaren in zwei Treffen; die Reiterei stand auf den Flügeln, das Fußvolk in der Mitte. Als die Aufstellung vollendet war, stimmten die Schweden mit einem Munde zum hellen Schalle der Trompeten und Pauken die Lieder an: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ und „Es woll' uns Gott gnädig sein.“ Gustav schwang sich nach kurzem Gebet auf sein Pferd und ritt dem rechten Flügel vor. Er trug ein ledernes Koller mit einem Tuchrock darüber: „Gott ist mein Harnisch,“ hatte er gesagt, als ihm die Diener seine Rüstung brachten. Den linken Flügel führte Bernhard von Weimar an, das Mitteltreffen Kniphausen. Als gegen elf Uhr der Nebel fiel, rief der König: „Nun wollen wir dran! Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu! hilf mir heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ Darauf zog er den Degen und sprengte mit dem Commando: „Vorwärts“ auf die Landstraße los, aus deren Gräben ein fürchterliches Feuer entgegen kam. Viele Schweden fanden durch die Verderben sprühenden Geschütze ihren Tod, aber die über die Leichenhaufen der Gefallenen Nachsetzenden erreichten glücklich die Landstraße und drängten die Kaiserlichen zurück. Gegen den rechten Flügel konnte Bernhard noch nichts ausrichten, aber in der Mitte hatte das schwedische Fußvolk nach dreistündiger blutiger Arbeit bereits drei feindliche Vierecke zersprengt, auf dem linken Flügel wich die kaiserliche Reiterei dem Angriff des Königs, der unter den ersten über die Gräben der Landstraße gesetzt war; da erhielt dieser Nachricht, daß sein siegreiches Fußvolk wieder über die Straße zurückgedrängt sei. Sofort setzte er sich an die Spitze des Stenbockschen Regiments, um den Geworfenen zu Hülfe zu eilen, aber nur wenige Begleiter, unter ihnen der Herzog

Franz Albrecht von Lauenburg und der Page August von Leubelfing können dem all zu rasch voransprengenden König folgen. Plötzlich erhält sein Pferd einen Pistolenschuß durch den Hals, ein anderer zerschmettert ihm selbst den Knochen des linken Arms, worauf er den Herzog von Lauenburg bittet ihn aus dem Getümmel zu führen. Aber in demselben Augenblick wird Gustav Adolf im Rücken durch einen zweiten Pistolenschuß so getroffen, daß er vom Pferde sinkt. Von Schrecken betäubt, giebt Franz Albrecht selbst seinem Pferde die Sporen, sein Leben zu retten. Nur Leubelfing bleibt bei dem gefallenen Helden, aber der achtzehnjährige Jüngling bemüht sich vergebens den König fortzubringen, und bald jagen kaiserliche Cürassiere herbei, unter deren Hieben und Schüsseu Gustav Adolf seine edle Seele aushaucht. *) Auch der treue Page ward so schwer verwundet, daß er fünf Tage nach der Schlacht in Naumburg starb.

Das blutige Roß des Königs verkündete bald den Schweden den Tod des Helden. Herzog Bernhard durcheilte die Reihen mit dem Rufe: „Ihr Schweden, ihr Finnen, ihr Deutschen, euer und unser Verfechter der Freiheit ist todt. Für mich ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan denn! wer seinen König lieb gehabt, der zeige es jetzt und folge mir in den Tod oder zum Siege!" So führte er die racheburstigen Schaaren zum zweiten Mal über die Gräben; nach furchtbarem Gemetzel bringen sie überall vor, auch auf dem linken Flügel ist der Windmühlenberg bereits erstiegen, als Pappenheim zwischen zwei und drei Uhr mit seinen Reitern anlangt und die Schlacht noch einmal wieder herstellt. Er wirft sich mitten in den rechten Flügel der Schweden, brennend vor Begierde, persönlich gegen Gustav Adolf zu kämpfen. Da ordnet auch Wallenstein seine gebrochenen Reihen; von neuem sprengen der Generallieutenant Piccolomini, der bluttriefend schon das fünfte Pferd besteigt, und Graf Terzky, Wallensteins Schwager, mit der Reiterei des Mitteltreffens zum Angriff vor, ihnen folgen im Sturmschritt die Vierecke des Fußvolks,

*) Die Vermuthung, daß der König nicht durch feindliche Kugeln gefallen, sondern vom Herzog von Lauenburg verrätherisch erschossen sei, ist durchaus unbegründet.

noch einmal werden die Schweden über die Landstraße gedrängt. Da sinkt Pappenheim, auf den Tod verwundet, vom Roß*); der Herzog von Weimar führt das noch nicht ins Gefecht gekommene Fußvolk des zweiten Treffens und das ganze Heer zum letzten entscheidenden Angriff vor. Jetzt gerathen die Kaiserlichen in Unordnung und Verwirrung; da fliegt plötzlich hinter ihrer Schlachtlinie eine Reihe von Munitionswagen, durch schwedische Kugeln entzündet, mit fürchterlichem Geprassel in die Luft. Die bestürzten Kaiserlichen wähnen sich im Rücken angegriffen; allenthalben hört man schreien: „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" Beim Anbruch der Nacht wendet sich das ganze Heer, ohne auf Wallensteins Drohungen und Versprechungen zu achten, zu ordnungsloser Flucht. Die Schlacht hatte elf Stunden gedauert, und 9000 Leichen bedeckten die Wahlstatt. Am folgenden Tage sammelten sich die Trümmer des kaiserlichen Heeres, ohne Gepäck und Geschütz, fast ohne Waffen und Fahnen in Leipzig, von wo sie Wallenstein nach Böhmen zurückführte.

Am andern Morgen fanden die Schweden nach mühevollem Suchen den Körper ihres geliebten Königs, nackt ausgezogen und von Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit eines großen Feldsteins, der seitdem der Schwedenstein heißt, und zwar zwischen diesem Steine und der Stadt Lützen, etwa vierzig Schritte von jenem. Herzog Bernhard ließ den Leichnam nach Weißenfels bringen, wo die Königin Maria Eleonora, die ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, ihn mit ihren Thränen benetzte. In Stockholm ward er in der eigens für ihn errichteten Begräbnißkapelle beigesetzt. Gustav hatte

---

*) Als ihn die Seinigen forttrugen, fragte er, ob das Gerücht vom Tode des Königs sich bestätige. Auf ihre bejahende Antwort erwiederte er: „So sagt dem Herzoge von Friedland, daß ich mit Freuden sterbe, da ich unsern gefährlichsten Feind mit mir getödtet weiß." Am andern Tage starb er auf der Pleißenburg zu Leipzig. Seine Soldaten nannten ihn Schmarrhans, denn auf seinem Antlitz saß Narbe an Narbe. Die Natur soll ihn durch zwei Striemen auf der Stirn gezeichnet haben, die wie blutigrothe Schwerter hervortraten, wenn er in Zorn gerieth oder das Gefecht nahe war.

noch nicht das achtunddreißigste Lebensjahr vollendet, und hinterließ nur eine einzige Tochter, die achtjährige Christine. Sein Tod erregte unter den Protestanten eine eben so große Bestürzung, als unter den Katholiken Freude und Hoffnung. Der Kaiser ließ aller Orten das Tedeum singen und setzte den Tod dieses Gegners dem herrlichsten Siege gleich. Als er die goldene Kette und den blutigen Koller des Königs, den Wallenstein nach Wien gesandt, erblickte, rief er mit Thränen aus: „Gern hätte ich dem Helden ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Frieden geworden wäre."

Gustav Adolf war von hohem Wuchse und sehr fleischig, so daß mit den Jahren die zunehmende Wohlbeleibtheit ihm fast beschwerlich fiel und nur ein starkes Pferd ihn zu tragen vermochte. Seine breite Stirn schien der Sitz der Vernunft zu sein; seine Adlernase, die großen grauen Augen und die wohltönende Stimme flößten Achtung und Vertrauen ein, und so furchtbar sein Ernst war, so sehr bezauberte seine Freundlichkeit. Zum Herrscher geboren, wußte er nichts von Furcht; bei aller Vorsicht sah man ihn nie ängstlich, und seine Rede strömte fast immer von Muth und Laune über. Er war ein Verehrer der Wissenschaften, und auch seine eigene Bildung war nicht unbedeutend. Er sprach lateinisch, deutsch, schwedisch, holländisch, französisch und italienisch, verstand spanisch und englisch, ja sogar etwas polnisch und russisch. Sein ganzes Gemüth war von echt christlichem Sinne so durchdrungen, daß er nichts Wichtiges ohne den Gedanken und das Gebet an Gott begann. Sein Wahlspruch war: „Fleißig gebetet ist halb gestritten und überwunden," und bei seinen Kriegern drang er besonders auf Gottesfurcht und Sittlichkeit; er selbst pflegte den Morgensegen vor dem Heere zu sprechen, und keine Schlacht begann ohne Gebet und Gesang. So lange er lebte, bewiesen die Schweden die rühmlichste Mannszucht.

6. Wallensteins Tod.

Der Verlust der Schlacht bei Lützen hatte den Herzog von Friedland auf das Aeußerste gekränkt. Er schrieb denselben dem schlechten Verhalten mehrerer Officiere und Truppentheile zu, und ließ die ersteren, welche der Feldflucht beschuldigt wurden, zu Prag vor ein Kriegsgericht stellen. Vor dem Rathhause ward eine mit schwarzem Tuche bedeckte Blutbühne errichtet. Auf derselben wurden zwei Obristlieutenants, ein Hauptmann, ein Rittmeister, vier Lieutenants, ein Fähndrich und zwei Hauptleute von der Artillerie enthauptet; sieben Officieren wurden die Degen vom Henker zerbrochen. Auch mehrere gemeine Reiter wurden gehenkt, und mehr als fünfzig Namen abwesender Officiere als ehrlos an den Galgen geschlagen (1633).

An die Spitze der schwedischen Angelegenheiten trat nach Gustavs Fall dessen Reichskanzler, Graf Axel Oxenstierna. Der Krieg wurde durch Feldherren, welche aus Gustavs Schule hervorgegangen waren, im Ganzen mit glücklichem Erfolge fortgesetzt.

Wallenstein hatte durch neue Werbungen seine Verluste wieder ersetzt, und man erwartete jetzt von ihm ein entscheidendes Auftreten, aber sein Benehmen wurde seit der Lützener Schlacht immer zweideutiger und verdächtiger. Er unterhandelt mit Sachsen und Schweden, bricht dann schnell die Unterhandlungen ab, greift an und unterhandelt von neuem. In seiner Kriegsführung zeigt sich große Lauheit. Er besiegte die Schweden bei Steinau (1633) und nahm den Grafen Thurn, der das feindliche Heer angeführt hatte, gefangen. Man erwartete, Wallenstein werde diesen Urheber der böhmischen Unruhen nach Wien zur Bestrafung ausliefern, statt dessen schenkte er ihm die Freiheit. Die Entlassung dieses erbitterten Feindes des Kaisers wurde ihm in Wien sehr übel genommen. Eben so lau bewies er sich bei der Eroberung Regensburgs durch Bernhard von Weimar (1633), die er ruhig geschehen ließ, obschon ihn der Kaiser ermahnt hatte, dieser Stadt zu Hülfe zu eilen. Dieses allerdings zweideutige Benehmen Wallensteins benutzten dessen zahlreiche Feinde zu Wien, besonders die Jesuiten, ihn dem Kaiser als einen Hoch-

verräther darzustellen, der damit umgehe, das Heer zum Feinde überzuführen.

Als nun Wallenstein, durch schwere Körperleiden bewogen, den Entschluß faßte, den Oberbefehl freiwillig niederzulegen, oder sich wenigstens den Schein gab, dies thun zu wollen, versammelten sich seine Officiere zu Pilsen und überreichten ihm eine Bittschrift, worin sie ihn baten, den Heerbefehl noch länger zu führen. Wallenstein erklärte, daß er ihren Vorstellungen nachgäbe und die Anführung noch eine Zeit lang behalten wolle. Dagegen gelobten auch die Officiere schriftlich dem Herzoge ewige Treue, so lange er sie zum Dienste des Kaisers gebrauchen werde. Dieser Vertrag ward während eines Gelages unterzeichnet, bei dem es ziemlich lebhaft herging. Man sagt, die Trunkenheit der Gäste sei dazu benutzt worden, ihnen unversehens ein anderes Blatt unterzuschieben, in dem nichts vom kaiserlichen Dienste gestanden, und das dennoch unterschrieben worden sei; doch wird die Wahrheit dieser Erzählung bezweifelt.

Diese Verbindung zu Pilsen wurde in Wien als eine Verschwörung gegen den Kaiser betrachtet. Ferdinand wurde von den Feinden des Feldherrn, unter denen besonders Piccolomini und Gallas diesen persönlich haßten, unaufhörlich bestürmt, und unterzeichnete endlich ein Patent, in dem die Absetzung und Aechtung Wallensteins ausgesprochen und der Oberbefehl dem Grafen Gallas übertragen ward, mit der Weisung, sich des Herzogs und seiner treuesten Anhänger, Illos und Terzkys, todt oder lebendig zu bemächtigen.

Obschon dieser Schritt in großer Heimlichkeit geschehen war, so konnte es doch nicht fehlen, daß Wallenstein von dem Verderben, das ihm drohte, Kunde erhielt. Er beschloß daher, in dem Grenzplatze Eger eine Zuflucht zu suchen; dort befehligte der Schotte Gordon, dem er um so eher traute, da er ihn vom gemeinen Soldaten allmählig zum Obersten erhoben und ihn sonst noch auf mancherlei Art ausgezeichnet hatte. Am 22. Februar (1634) gegen zehn Uhr Morgens verließ er Pilsen, von seinen drei vertrauten Freunden, Illo, Terzky, Kinsky und zehn Reitercompagnien begleitet, und traf am 24. Nachmittags um vier Uhr zu Eger ein. Der Unglückliche wußte nicht, daß seine Mörder mit ihm einzogen. Er

nahm seine Wohnung am Marktplatze im Hause des Bürgermeisters Pachhöbel. Oberst Buttler, ein Irländer, der ihm mit zweihundert Dragonern, aber wider seinen Willen, folgte, hatte den Generalen Gallas und Piccolomini zugesagt, ihnen Wallenstein lebendig oder todt zu überliefern. In Eger suchte Buttler seinen Freund Gordon und dessen Oberstwachtmeister Leßlie, gleichfalls einen Schotten, auf, machte ihnen den Befehl des Kaisers bekannt und theilte ihnen seinen Entschluß mit, ihn an dem Herzoge zu vollstrecken. Sie waren bereit, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Alle drei zogen ihre Degen, fielen auf die Knie und beschworen des Feldherrn Tod in Gordons Wohnung. Da aber des Herzogs Freunde zu fürchten waren, so wollte man mit ihnen den Anfang machen. Um sie alle bei einander zu haben, ward verabredet, daß Gordon sie auf den folgenden Tag zum Abendessen auf die Citadelle einladen sollte. Es geschah, und sie sagten zu.

An diesem Tage (Sonnabend den 25. Februar) riefen die drei Verschworenen, Buttler, Leßlie und Gordon, einige der ihnen ergebensten Officiere, den Oberstwachtmeister Geraldin und die Hauptleute Macdonald und Deverour von Buttlers Regimente zu sich und weihten sie in das Geheimniß ein. Sie waren zu dem Unternehmen bereit und erbötig, die erforderliche Anzahl entschlossener Gemeinen aus ihren Compagnien zu stellen. Am Abend erschienen die vier Geladenen, der Feldmarschall Illo, die Grafen Terzky und Kinsky und der Rittmeister Neumann. Aber während sie sorglos schmauseten, hatte sich Geraldin mit dreißig Buttlerschen Dragonern hinaufgeschlichen und die Thüren des Speisesaales wohl besetzt. Das Thor der Citadelle ward geschlossen und die Zugbrücke aufgezogen. Nach acht Uhr, als bereits der Nachtisch aufgetragen war, rief man die fremden Diener in ein entlegenes Zimmer zu Tische und schloß sie ein. Auf einmal trat von der einen Seite Geraldin mit sechs, von der anderen Deverour mit vierundzwanzig Dragonern in den Saal mit dem Rufe: „Holla! wer ist gut kaiserlich!“ Gordon, Leßlie und Buttler sprangen auf, ergriffen die Lichter, zogen ihre Degen und traten mit den Worten vivat Ferdinandus (Es lebe Ferdinand!) an die Seite, um den Dragonern Platz zu machen. Diese warfen den Tisch um, und drangen auf die Gäste ein. Kinsky

fiel zuerst, dann ward Illo niedergehauen; den Grafen Terzky, der sich mit großer Tapferkeit vertheidigte, schützte eine Zeit lang sein Koller von Elennshaut, doch sank auch er unter der Menge der Streiche nieder. Neumann war in den Vorsaal gekommen, allein hier empfingen ihn die ausgestellten Wachen, und da er das Losungswort nicht wußte, sank er zu Boden. Die eingesperrten Bedienten hörten das Geschrei ihrer sterbenden Herren und stiegen durch die Fenster, um ihnen Hülfe zu bringen, allein auch sie wurden niedergehauen. Der Speisesaal glich einer Schlachtbank, und die Ueberreste der Speisen sammt den Flaschen und Bechern schwammen im Blute.

Während dies in der Citadelle vorging, herrschte in der Stadt tiefe Ruhe. Wallenstein, der an diesem Abend lange die himmlischen Zeichen beobachtet, hatte eben seinen Astrologen Seni entlassen und sich früh zu Bette gelegt. Es war eine finstere unfreundliche Nacht, der Wind heulte, und ein feiner Regen klirrte gegen die Fenster. Leßlie ging leise mit zwei Compagnien Buttlerscher Dragoner aus der Citadelle, und ward still in das Stadtthor eingelassen. Er besetzte die Gassen und den Markt, befahl der Hauptwache, ruhig zu bleiben, es möge vorfallen, was da wolle, und ging dann wieder in die Citadelle zurück. Darauf machten sich, Abends um elf Uhr, Buttler nebst dem Oberstwachtmeister Geraldin, dem Hauptmann Deveroux und einer Anzahl entschlossener Dragoner auf den Weg nach der Stadt; sie gingen gerade auf Wallensteins Wohnung am Markte los. Die Schildwachen ließen sie sorglos ein, worauf Buttler die vordere, Geraldin die hintere Hausthür besetzten. Deveroux stieg mit sechs Mann die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener im Vorzimmer, der sie abhalten wollte, ward niedergestoßen. Ein anderer schrie: Rebellen! Rebellen! und entfloh. Der Herzog, von dem Lärm geweckt, sprang in bloßem Hemde aus dem Bette und eilte zum Fenster, die Schildwache zu fragen, was es gäbe. In dem Augenblick erbrachen die Dragoner die Thür und Deveroux drang mit vorgehaltener Hellebarde hinein. „Bist du der Schelm," rief er, „der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" Ohne einen Laut von sich zu geben, empfing

Wallenstein den Stoß der Partisane in seinen Eingeweiden, und röchelnd wälzte in seinem Blute sich der Mann, der noch vor wenig Stunden die Schicksale großer Nationen in seinem Haupte abgewogen hatte. Er war einundfünfzig Jahre alt geworden.

Einer der Dragoner wollte den Leichnam zum Fenster hinabwerfen, aber Deverour ließ es nicht geschehen, sondern wickelte ihn in einen vom Tisch abgenommenen rothen Teppich, und ließ ihn in Leßlies Wagen zu den vier anderen Ermordeten in die Citadelle bringen, mit denen er den ganzen folgenden Tag im Hofe liegen blieb. Am Montage wurden sie alle in Särgen auf Illos Güter geschafft. Wallensteins Sarg war zu klein gerathen, und da der Leichnam steif geworden war, mußten ihm die Beine zerbrochen werden. Seine Wittwe ließ ihn zwei Jahre darauf in der von ihm selbst erbauten Carthause bei Gitschin beisetzen. Buttler und Leßlie bemächtigten sich gleich nach der That der Kostbarkeiten des Ermordeten und versiegelten dessen Papiere, unter welchen man jedoch kein einziges fand, durch welches der Verdacht des Hochverraths bestätigt worden wäre. Gallas wurde mit der Herrschaft Friedland, Gordon mit den Gütern Terzkys, Buttler mit der Kammerherrnwürde und einer goldenen Gnadenkette belohnt; jeder der Dragoner erhielt fünfhundert Thaler. Der Kaiser vergoß Thränen, als er vernahm, wie traurig der einst so mächtige Feldherr geendet.

---

7. Fortsetzung des Krieges. Bernhard von Weimar. Baner. Torstenson. Der westphälische Friede.

Nach Wallensteins Tode trat Ferdinand, des Kaisers Sohn, an die Spitze des Heeres, dem jedoch Gallas zur Seite gesetzt ward. Die Kaiserlichen zogen gegen Nördlingen, wo es zur Schlacht kam. Bernhard von Weimar war ihnen nicht gewachsen und die Schweden erlitten eine Niederlage (1634). Dieser Sieg verschaffte der Sache des Kaisers wieder das Uebergewicht. Die nächste Folge davon war, daß Sachsen das schwedische Bündniß verließ und mit dem Kaiser den Prager Frieden schloß (1635), der ihm große Vortheile gewährte. Dafür traf denn auch den Kurfürsten von Sachsen

der Vorwurf des Verraths an der gemeinsamen Sache der Religion und Freiheit.

Die Lage der Schweden war damals sehr bedenklich. Aber Oxenstierna wandte sich an Frankreich, dessen Minister Richelieu jetzt kräftigere Unterstützung gewährte. Bernhard von Weimar trat sogar mit seinem Heere ganz in französische Dienste und eroberte den Elsaß, den er als Eigenthum zu behalten gedachte, als ihn ein plötzlicher Tod von seiner Heldenlaufbahn abrief (1639). Er starb nicht ohne den Verdacht, durch französische Verrätherei vergiftet zu sein.

Ferdinand II. war 1637 gestorben, nachdem er zuvor die Wahl seines Sohnes, Ferdinands III., zum römischen König bewirkt hatte. Die schwedischen Truppen befehligte jetzt Baner. Als einst in Regensburg der Reichstag versammelt war, dachte Baner einen kühnen Streich auszuführen. Er wollte sich heimlich aus seinen Winterquartieren aufmachen, Regensburg überfallen und den Kaiser sammt allen Reichsfürsten aufheben. Mit ihm verband sich der französische Marschall Guebriant, und beide Feldherren erschienen mitten im Winter, da man sie weit entfernt glaubte, vor Regensburg, und setzten Alles, was darinnen war, in Angst und Schrecken (1641). Allein plötzlich eintretendes Thauwetter löste die Eisdecke der Donau, und die heranrückenden kaiserlichen Truppen nöthigten sie zum Rückzug. Bald starb Baner an den Folgen der großen Anstrengungen und unmäßigen Ausschweifungen (1641).

Nach seinem Tode trat Torstenson an seine Stelle, gleichfalls ein Feldherr aus der Schule des großen Gustav. Dieser Mann hatte stets mit körperlichen Leiden zu kämpfen, und mußte sich in einer Sänfte tragen lassen, da ihm Gichtschmerzen das Reiten und Fahren unmöglich machten. Dennoch durchzog er mit der Schnelligkeit des Blitzes dreimal das deutsche Reich, und machte Kaiser und Kurfürsten zittern. In der Ebene bei Leipzig, auf demselben Felde, wo vor elf Jahren Gustav Adolf gesiegt hatte, gewann er einen glänzenden Triumph über die Kaiserlichen unter Piccolomini (1642). Im folgenden Jahre brach Torstenson in die östreichischen Erblande ein, stand dann plötzlich wieder in Holstein und überschwemmte mit seinen Schaaren Jütland von einem Ende

bis zum anderen. Einige Jahre darauf schlug er die Kaiserlichen bei Jankowitz drei Meilen von Tabor (1645) und legte bald darauf, von Krankheit erschöpft, den Feldherrnstab nieder, den er mit so großer Auszeichnung geführt hatte.

Der Krieg ward noch drei Jahre lang fortgesetzt. Eben hatte der General Königsmark die sogenannte kleine Seite von Prag erobert: da erscholl die Nachricht vom Abschluß des lange ersehnten Friedens. Der Krieg hatte in Prag angefangen und endete in Prag.

Schon lange hatte man daran gedacht, den verheerenden Kampf durch einen Friedensschluß zu beendigen. Nachdem viele Jahre unter unbedeutenden Kleinigkeiten ohne Erfolg hingegangen waren, kam man endlich so weit, die Orte der Verhandlungen zu bestimmen. Zu Münster unterhandelte der Kaiser mit den Franzosen, zu Osnabrück mit den Schweden. Von diesen beiden Städten in Westphalen heißt der Friede der westphälische. Die wichtigsten Bedingungen desselben sind folgende: 1) Schweden erhielt Vorpommern und Rügen, einen Theil von Hinterpommern, sowie die Herzogthümer Bremen und Verden als Reichslehn mit Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen und eigener Gerichtsbarkeit, außerdem 5,000,000 Thaler. 2) Frankreich erhielt den Elsaß und Sundgau ohne die Reichsstädte, und Bestätigung von Metz, Toul und Verdun. 3) Brandenburg bekam Hinterpommern, die Bisthümer Minden, Halberstadt und Kamin als weltliche Fürstenthümer, und das Erzstift Magdeburg als Herzogthum. 4) Mecklenburg ward für Wismar durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg entschädigt. 5) Hessen-Cassel, Schwedens erster und treuester Bundesgenosse, erhielt die Abtei Hersfeld, vier Aemter von Schaumburg und 600,000 Thaler. 6) Der Religionsfriede ward bestätigt, und was die Protestanten vor 1624 von geistlichen Gütern inne gehabt hatten, das behielten sie, allen christlichen Bekenntnissen ward völlige Gleichheit der Rechte zugesagt. Endlich ward die Unabhängigkeit der Niederlande und der Schweiz anerkannt.

So war denn der gräßliche Krieg zu Ende: die Protestanten hatten sich Freiheit erkämpft, die deutschen Fürsten Unabhängigkeit gewonnen, aber eine schöne Provinz war von Deutschland abgerissen, in der anderen herrschte ein Aus-

länder, und das deutsche Reich war kein ganzes mehr, sondern in einzelne Fürstenthümer zerfallen. Krieg, Pest und Hungersnoth hatten fast die Hälfte der Bevölkerung hingerafft, und viele tausend Städte, Dörfer und Flecken waren zerstört. Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Künste lagen darnieder, Rohheit und Verwilderung der Sitten hatten überhand genommen.

XXII.

Karl IX., König von Frankreich (1560 bis 1574). — Die Bartholomäusnacht (1572).

Schon unter Franz I. hatte die Reformation in Frankreich Eingang gefunden. Die Protestanten, welche man hier Hugenotten*) nannte, hielten sich an die Lehren und kirchlichen Einrichtungen des Genfer Reformators, Johann Calvin. Auch in Frankreich wurden die Reformirten mit der größten Grausamkeit verfolgt, aber diese blutigen Verfolgungen dienten nur dazu, die Zahl der Protestanten zu vermehren, die sich unter der Regierung der folgenden Könige, Heinrichs II. (1547—1559) und Franz II. (1559—1560) immer weiter ausbreiteten. Unter Karl IX. (1560—1574) kam es jedoch zwischen beiden Religionsparteien zu offenen Kriegen, welche von den Protestanten zur Erringung völliger Religionsfreiheit, von der katholischen Hofpartei zur Unterdrückung und Ausrottung der verhaßten Hugenotten geführt wurden.

In drei blutigen Kriegen**) hatte die katholische Partei

---

*) Der Name Hugenotten, ursprünglich ein Spottname, wird abgeleitet von König Hugo, einem Gespenste, das nach dem Volksglauben nächtlich die Straßen von Tours durchzog, wonach die Protestanten von ihren nächtlichen Zusammenkünften Huguenots genannt wurden. Nach einer anderen Ansicht ist der Name verdorben aus Eidgenossen.

**) Die Hugenottenkriege sind nicht nur Religions-, sondern zugleich auch politische Kriege, in denen die Anführer beider Parteien bei der Schwäche der Könige sich der Regierung zu bemächtigen suchen. In den drei ersten Kriegen wurden die von Condé, später von dem Admiral Coligny und Heinrich von Navarra angeführten Hugenotten in allen Schlachten (bei Dreux 1562, St. Denys 1567, Jarnac und Montcontour 1569) besiegt, aber durch die Erschöpfung der Katholiken erhielten

nichts ausgerichtet. Nun sollte die List vollführen, was der Gewalt nicht gelingen wollte. Der Hof stellte sich freundlich gegen die Hugenotten, man gestattete ihnen freie Religionsübung und überließ ihnen Sicherheitsplätze, um sich gegen etwaige Angriffe vertheidigen zu können. Die Königin Mutter, die schlaue und ränkesüchtige Katharina von Medici, veranstaltete sogar die Vermählung ihrer Tochter, Margarethe von Valois, mit dem jungen Prinzen Heinrich von Bearn, der zu den angesehensten Häuptern der reformirten Partei gehörte. Die Vermählung geschah den 18. August 1572. Die vornehmsten Protestanten kamen nach Paris, um dieses Fest zu feiern, und lebten dort in sorgenloser Sicherheit, unter ihnen der Admiral Coligny und Prinz Condé. König Karl IX. bewies sich gegen sie, besonders gegen Coligny, ungemein freundlich und wohlwollend, aber seine Mutter Katharina, die in ihrem Herzen wohl längst den Untergang der Protestanten beschlossen hatte, erfüllte seine Seele mit gräßlichen Bildern von den geheimen Plänen der Hugenotten, denen man durch eine blutige Niederlage derselben zuvorkommen müsse. Von seiner Mutter und anderen Feinden der Hugenotten bestürmt, gab der heftige und leicht reizbare König endlich seine Einwilligung zu dem verruchten Anschlag, die sorglosen Protestanten zu überfallen und zu ermorden. Ja, der leidenschaftliche König betheuerte zuletzt mit einem heftigen Fluche, daß er die Ermordung aller Hugenotten in Frankreich wolle, und daß auch nicht ein einziger übrig bleiben sollte, der ihm darüber Vorwürfe machen könnte. Die Vorkehrungen zu diesem grausenvollen Ueberfalle wurden mit der größten Verschwiegenheit getroffen, so daß kein Reformirter etwas davon erfuhr. Die Nacht vom 23. auf den 24. August 1572 war zur Ausführung des gräßlichen Unternehmens bestimmt.

Als es dunkel wurde, erwartete Karl mit bangem Herzklopfen die Stunde zum Anfang des Blutbades. Seine Mutter, die beständig um ihn blieb, sprach ihm Muth ein.

---

sie jedesmal im Frieden (zu Amboise 1563, zu Longjumeau 1568, und zu St. Germain en Laye 1570) die Bestätigung ihrer früheren Religionsfreiheit, zuletzt auch Theilnahme an Staatsämtern und Sicherheitsplätze (besonders La Rochelle), in welche sie ihre eigenen Besatzungen legen durften.

Man mußte ihm aber doch den Befehl zum Läuten der Glocke, womit das Zeichen gegeben werden sollte, abnöthigen. Mit der Unruhe eines Missethäters ging er zum Fenster und sah zitternd hinaus. Dasselbe thaten seine Mutter und sein Bruder, und auch diese zitterten vor ungewisser Erwartung des Ausgangs der Dinge. Endlich hörte man einen Pistolenschuß, aber nach diesem ward es wieder stille. In der Angst wünschten sie den heillosen Befehl zurück, aber zu spät: das Blutbad hatte bereits seinen Anfang genommen.

Gleich nach gegebenem Zeichen war das Haus Colignys mit dreihundert Geharnischten besetzt worden. Einige verwegene Bösewichter stürmten mit dem Rufe: „Mord und Tod!" die Treppe hinan und drangen mit gezücktem Degen in das Schlafzimmer des alten Mannes. Er war gleich bei dem ersten Lärmen aufgestanden, und stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als die Mörder hineinstürzten. Einer derselben rief ihm zu: „Bist du Coligny?" — „Ich bin es," antwortete dieser mit gefaßter Miene, „junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren!" Aber dieser stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm in's Gesicht, in den Hals, in die Brust, so lange bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!" Um aber die unten Stehenden von dem Tode des Admirals zu überzeugen, ward der Leichnam zum Fenster hinabgeworfen.

Auf das fürchterliche Geschrei, welches sich gleich auf den Klang der Glocke erhoben hatte, waren die Reformirten aus dem Schlafe erwacht, und an die Fenster, ja an die Thüren gestürzt, meist schlaftrunken, viele fast unbekleidet. Sie wurden, so wie sie sich auf den Straßen zeigten, niedergestoßen. Jetzt kamen auch die bewaffneten Bürger hervor, die man in's Geheimniß gezogen und zu diesem Geschäft befehligt hatte und die als Kennzeichen weiße Tücher trugen. Sie fielen nicht blos über die Fliehenden her, sondern drangen auch in die Häuser und metzelten nieder, was sie erreichen konnten. Wirthe stachen ihre Miethsleute, Dienstboten ihre reformirten Herrschaften über den Haufen. Während viele Pariser wuthschnaubend durch die Straßen liefen, sanken andere röchelnd und winselnd nieder, oder saßen in Todesangst in Kammern,

auf Böden und in Kellern, und wagten kaum zu athmen, bis das Bedürfniß oder die Neugier sie doch hervorlockte, wo sie dann gleichfalls niedergemacht wurden. Der Tag brach an über diesen Gräueln. Da sah man denn die Spuren dieser ungeheuren Menschenschlacht. Straßen und Häuser klebten von Blut; überall verstümmelte Leichname oder noch zuckende Sterbende. Man mußte einen großen Theil derselben an eisernen Haken in die Seine schleppen.

Der König hatte in seinem Palaste den jungen König Heinrich von Navarra und den Prinzen Condé zu sich kommen lassen und ihnen mit wilder Miene erklärt, daß man soeben die Anführer der Hugenotten auf seinen Befehl getödtet, *ihrer* aber in Betracht ihrer Jugend geschont habe. Doch verlange man von ihnen Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. Heinrich von Navarra versprach Alles im ersten Schrecken, nur Condé erklärte, er werde niemals seiner Religion untreu werden. Der König gab ihm drei Tage Bedenkzeit.

So heftig Karl vor dem Anfang des Blutbades gezittert hatte, so gerieth er doch nachher selbst in Wuth. Er rief mehrmals zum Fenster hinaus: „Tödte, tödte!" ja, man sagt, er habe selber mit einer Flinte unter die Flüchtlinge geschossen, die sich über den Fluß zu retten versuchten.

Das Morden währte übrigens noch drei Tage fort, und nicht nur in der Hauptstadt, sondern in den meisten Provinzen des Reiches. Im Ganzen rechnet man die Zahl der Ermordeten nach einer mäßigen Angabe, auf 30,000; Andere geben weit mehr, sogar 100,000 an. Jedoch fanden sich unter den Statthaltern in den Provinzen auch manche edle Männer, die den königlichen Befehl nicht vollzogen. Einer von diesen vernichtete den Brief auf der Stelle, und ein anderer schrieb an den König: „Sire, ich habe Ew. Majestät Befehl Ihren getreuen Einwohnern und den Kriegsleuten der Besatzung kund gemacht, und da lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber nicht einen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Majestät unterthänigst, Sie wollen unsere Arme und unser Leben nur zu *möglichen* Unternehmungen, seien sie auch noch so verwegen, anzuwenden geruhen." Beide Edelleute starben hierauf so schnell, daß

man vermuthete, ihr Ungehorsam sei ihnen mit Gift vergolten worden.

Man nannte die furchtbare Mordnacht wegen des darauf folgenden Bartholomäustages die **Bartholomäusnacht**, oder auch, weil sie bald nach der Hochzeit des Königs Heinrich von Navarra Statt fand, die **Pariser Bluthochzeit**. Das Ereigniß machte in den verschiedenen Ländern Europas den verschiedensten Eindruck. Philipp II., König von Spanien, triumphirte darüber; der Papst Gregor XIII. ließ die Kanonen lösen und Gott für den glücklichen Erfolg dieser blutigen That öffentlich danken; aber die Engländer und Deutschen äußerten lebhaft ihren gerechten Abscheu.

Karl IX. wurde in der Folge von einer entnervenden Krankheit befallen, die mit jedem Tage zunahm. Die Qualen des Gewissens folterten sein Gemüth, denn seit der Bartholomäusnacht verscheuchten die Schreckensbilder der Ermordeten den Schlaf von seinem Lager. Er starb 1574, noch nicht volle vierundzwanzig Jahre alt.

XXIII.

Heinrich IV., König von Frankreich.

(1589—1610.)

Die blutigen Gräuel der Bartholomäusnacht hatten nicht den Erfolg, den sich die katholische Partei davon versprach. Die Protestanten waren weder ausgerottet noch entmuthigt: vielmehr erhoben sie sich zu neuem kräftigen Widerstand. Schon unter Karl IX. erneuerten sich die Religionskriege und zogen sich über die ganze Regierung seines Nachfolgers, Heinrichs III. (1574 bis 1589), hin. Gegen diesen bildete sich unter den Katholiken selbst eine Partei, der sein Eifer für die katholische Kirche zu lau und zweideutig erschien, so daß der König als ein Opfer dieser von Haß und Wuth entflammten Partei durch Meuchelmord fiel (1589). Mit ihm starb das Haus Valois aus, und der bereits genannte Prinz von Bearn, oder König Heinrich von Navarra hatte das nächste Recht auf den Thron.

Er war in der reformirten Religion erzogen. Schon als Knabe verrieth er den hohen Geist, der in ihm wohnte. Einst hielt Katharina von Medici eine Zusammenkunft mit der Königin von Spanien, wo auch der junge Heinrich zugegen war. Hier zog er durch seine jugendliche Munterkeit und seine treffenden Antworten die Aufmerksamkeit so auf sich, daß ein vornehmer Spanier sagte: „Wahrlich, er scheint mir ein Fürst oder Kaiser zu sein, oder doch Einer, der es werden wird.“ Auch ward Heinrich mit in das Kriegsgetümmel genommen, wie er denn von sich selber oft zu sagen pflegte, daß er im Lager und unter den Waffen groß geworden sei. Im Reiten that es ihm Niemand gleich, und in allen kriegerischen Uebungen war er Meister. Von früher Jugend auf zeigte er ein feuriges Ehrgefühl. Dies machte ihn tapfer, wo es Tapferkeit galt, und großmüthig, wo die Großmuth seine Würde erhöhen konnte. So muthig und kriegerisch er aber auch war, so waren doch seine Gefühle mehr zur Sanftmuth und Theilnahme gestimmt. Sein größter Fehler war ein übermäßiger Hang zu sinnlichen Genüssen, aber die gefährlichen Zeiten, in denen er auftrat, nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch und bewahrten ihn vor Erschlaffung und Verweichlichung.

Eine herrliche Gesundheit und eine bewundernswürdige Nervenkraft machten ihm alle Beschwerden leicht und erhielten ihn bei immer froher Laune. Ein klares Auge, eine Adlernase, eine frische, bräunliche Gesichtsfarbe und ein schön gelockter Bart machten seine Züge, die schon Geist und Leben ausdrückten, noch anziehender. Dabei war er immer thätig, sah Alles selbst nach, und in der Schlacht, wo er zu Pferde saß, verglichen ihn selbst seine Feinde mit dem Adler. Früh um vier Uhr stand er auf, und man sagte von ihm, daß er nicht so viel Zeit zum Schlafen brauche, als der Herzog von Mayenne, sein Gegner, zum Essen. Auch antwortete er selbst einmal Jemanden, der diesen einen einsichtsvollen Feldherrn nannte: „Das ist wahr, aber ich gewinne ihm alle Tage fünf volle Stunden ab.“

Nach der Ermordung Heinrichs III. hätte jetzt Heinrich von Navarra als König von Frankreich folgen sollen, aber da der größte Theil der Franzosen Katholiken waren, so

wollte man den reformirten Thronfolger nicht anerkennen. Man rief einen Anderen als König Karl X. aus, für den sich der Herzog von Mayenne zum Kampf gegen Heinrich erhob. Er war also gezwungen, durch Krieg sich zu erringen, was ihm durch das Recht der Geburt zukam. Das Glück begünstigte seine Waffen und er siegte in der Schlacht bei Ivry (1590). Während seine Soldaten die Nacht vorher, in zwei Dörfer vertheilt, ruhig schliefen, war er beständig wachsam und thätig und erkundete die Gegend. Als man ihm sagte, er habe bei seinem Schlachtentwurf auf einen möglichen Abzug nicht genug Bedacht genommen, erwiderte er: „Keinen anderen Abzug als über das Schlachtfeld hin.“ Früh am Morgen ordnete er seine Schaaren, warf sich dann auf die Knie nieder und bat Gott, ihm statt des Sieges den Tod zu schenken, wenn er vorher wisse, daß er ein schlechter König werden würde. Die Soldaten waren tief ergriffen, und fühlten sich durch einen solchen Anführer zwiefach zur Tapferkeit begeistert. Aus allen Kehlen erscholl laut: „Es lebe der König!“ dann sprengte Heinrich durch die Reihen und hielt eine muthige Anrede an die Truppen, die mit den Worten schloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so seht nach meinem weißen Federbusch: ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden.“ Und wahrlich, im gefährlichsten Getümmel war er zugegen, focht oft wie ein gemeiner Reiter und brachte seinen Degen voll Scharten und Blut aus dem Treffen zurück. Es war ein herrlicher Sieg, den er erkämpfte, noch herrlicher durch die Mäßigung, die er nach demselben zeigte. Denen, die den Fliehenden nachsetzten, rief er nach: „Schont der Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!“ Die Gefangenen fesselte er durch Herablassung und Verbindlichkeiten an sich, seinen eigenen Offizieren dankte er auf die schmeichelhafteste Weise für ihren Beistand, und so gewann er aller Herzen.

Nach diesem Siege rückte Heinrich gegen Paris vor, das ihm die Thore schloß. Er begann daher die Belagerung, indem er die Zugänge sperrte und die Zufuhren auffing, und versetzte dadurch die Einwohner bald in die drückendste Hungersnoth. Dennoch konnte er sie zu keiner Uebergabe bewegen, obschon die Noth so hoch stieg, daß die Tagelöhner

nicht mehr so viel verdienten, um die Suppen von Kleie und Hafer kaufen zu können, wovon die Armen allein noch lebten. Fast 1300 Menschen starben vor Hunger. Heinrich mußte die Belagerung endlich aufheben.

Er überzeugte sich immer mehr, daß es ihm nie gelingen werde, als Ketzer die Liebe seiner katholischen Unterthanen zu gewinnen. So entschloß sich denn Heinrich dem Wunsche seiner katholischen Anhänger nachzugeben und zur katholischen Religion überzutreten, wozu ihn sogar mehrere seiner reformirten Freunde aufforderten. Im Jahre 1593 schwur er in der Kirche zu St. Denis, unter vielen Förmlichkeiten öffentlich vor dem Erzbischof von Bourges die reformirte Religion ab und schickte eine Gesandtschaft nach Rom, den Papst um seine Bestätigung der Lossprechung zu bitten.

Der Widerstand der Katholiken ließ allmählig nach und der Krieg ward nur noch lässig geführt; die Sehnsucht nach Frieden ward immer allgemeiner. Diese Stimmung benutzte Heinrich, sich den Einzug in Paris zu erkaufen, indem er allgemeine Amnestie (Verzeihung) und Ausschließung des reformirten Gottesdienstes von der Hauptstadt versprach. Als man bei seinem Eintritt in die Kathedralkirche, wohin sein Zug zunächst ging, das gewaltsam andrängende Volk abhalten wollte, sagte er freundlich: „Laßt sie doch! Ich will lieber mehr Mühe haben hineinzukommen, wenn sie mich nur recht mit Bequemlichkeit sehen können; denn sie scheinen mir recht hungrig zu sein, einen König zu sehen.“ Nachdem er in der Kirche die Messe und den Ambrosianischen Lobgesang gehört, begab er sich in den Palast und speisete daselbst an offener Tafel. Nachmittags waren alle Läden offen, in allen Werkstätten ward wieder gearbeitet, und es schien gar nicht, als ob etwas vorgefallen wäre.

Heinrich verzieh seinen erbittertsten Feinden mit Großmuth. „Ich will alles vergessen,“ rief er. „Meine Siege kommen von Gott; er vergiebt uns, wenn wir es auch nicht verdienen; wie sollte ich meinen Unterthanen nicht vergeben? — Als die spanische Besatzung, welche besonders Paris gegen Heinrich vertheidigt hatte, auszog, sagte er zu den Gesandten: „Meine Herren, empfehlen Sie mich Ihrem Könige, reisen Sie glücklich, aber kommen Sie niemals wieder.“ Vielleicht

übertrieb er die Milde gegen seine Feinde auf Kosten derer, die ihm treu anhingen. Wenigstens klagte mancher darüber, daß man ihm erst recht viel Böses gethan haben müsse, wenn man von ihm beschenkt sein wolle. Er selbst drückte sich darüber öfters ziemlich witzig aus: „er vergolde die Bösen alle Tage, damit das Blei ihrer Bosheit nicht sichtbar werde.“

Im Jahre 1595 ward endlich Heinrich durch den Papst vom Bann losgesprochen. Nachdem es ihm nun mit der Zeit gelungen war, das gange katholische Frankreich zu beruhigen, vergaß er auch seiner alten Glaubensgenossen nicht, die durch seinen Uebertritt zum Katholicismus nicht wenig besorgt worden waren. Er gab 1598 das Edict (Verordnung) zu Nantes, wodurch die Reformirten freie Religionsübung in Frankreich erhielten; sie durften Schulen anlegen, konnten zu Staatsämtern gelangen und bekamen einige feste Sicherheitsplätze. Die katholischen Räthe widersetzten sich lange, dieses Edict anzuerkennen, aber endlich brachte sie Heinrich dahin, sich zu fügen.

Nun suchte er durch alle Mittel Wohlstand im Lande zu verbreiten. Er schaffte die überflüssigen Soldaten ab und nöthigte die entlassenen, unangebaute Felder urbar zu machen. Er reinigte die Landstraßen von Räubern, die sich bei den inneren Unruhen sehr vermehrt hatten; er erließ den Landleuten eine große Summe rückständiger Steuern, da sie, durch den Krieg ausgeplündert, nicht zu bezahlen im Stande waren; und noch jetzt erinnern sich die französischen Bauern gern seiner Worte: daß doch meine Bauern alle Sonntage ein Huhn im Topfe haben möchten! — In seinem Aeußern war er sehr einfach; er trug gewöhnlich nur einen grauen Rock ohne alle Auszeichnung, und spottete über diejenigen, die, wie er sagte, ihre Mühlen und Wälder auf dem Rücken trügen. Er verbot endlich sogar, Gold und Silber auf den Kleidern zu tragen. Um seinem Lande das Gold zu erhalten, das für den Ankauf seidener Waaren damals in fremde Länder ging, ließ er viel Maulbeerbäume pflanzen, Seidenwürmer ziehen, und brachte mehrere Seiden-Manufacturen in Gang. Auch erleichterte er auf alle Weise den Handel; machte Flüsse schiffbar, ebnete Wege und setzte die Zölle herab.

Frei von Krieg, ließ es Heinrich sein liebstes Geschäft

sein, auch andere Staaten mit einander auszugleichen, wie er denn zwischen Spanien und Holland einen Waffenstillstand bewerkstelligte, wodurch dieser Staat, bisher spanische Provinz, als unabhängig anerkannt wurde. Während dieser Unterhandlungen war ein spanischer Gesandter in Paris, der mit spanischem Stolze die Macht und Größe seines Staates rühmte. „Wohl," antwortete der König, „er gleicht der Säule, die Nebucadnezar einst sah, die von Gold und Silber zusammengesetzt war, aber auf Füßen von Thon ruhete." — Man hatte in Spanien über Heinrich gespottet, daß er an der Fußgicht sehr leide und nicht mehr zu Pferde sitzen könne. Eines Morgens läßt Heinrich, nachdem er ein gutes Frühstück zu sich genommen, den spanischen Gesandten zu sich einladen, nimmt ihn bei der Hand und führt ihn fünf Stunden lang mit großen Schritten spazieren, daß dieser endlich ermüdet um Erlaubniß bitten muß, sich nach Hause begeben zu dürfen um auszuruhen. „Ihr werdet denn also wohl gute Nachrichten von meiner Gesundheit nach Spanien melden können," sagte der König bei der Trennung, „daß mich die Gicht doch nicht so sehr plagt, daß ich nicht eher auf dem Pferde säße, als die Spanier den Fuß in den Steigbügel setzen."

König Heinrich IV. hatte das Glück, in dem Marquis von Rosny, nachherigen Herzog von Sully, nicht nur einen ausgezeichneten Staatsmann, sondern auch einen aufrichtigen, edlen Freund zu finden. Sully war dem Könige Alles, und ohne seinen Rath beschloß dieser nichts. Heinrich konnte zuweilen empfindlich werden, wenn Sully ihn tadelte, aber immer war das Ende dieser Verstimmung, daß seine Freundschaft und sein Zutrauen wuchsen. „Es giebt Narren," sagte er einmal, „die sich einbilden, wenn ich mit Herrn von Sully gespannt bin, daß das lange dauern soll. Allein, wenn ich bedenke, daß er mir nie Einwendungen macht und mir nie entgegen ist, als zu meinem eigenen Besten und um meiner eigenen Ehre willen, so gewinne ich ihn immer lieber und lieber, und werde dann gleich ganz ungeduldig, es ihm zu sagen." — Der Neid der Hofleute versuchte mehrmals, solche Zwischenzeiten des Unwillens zu benutzen, um den mächtigen Freund des Königs zu stürzen, was ihnen jedoch niemals gelang. Einst hatte sich Sully über Vorwürfe, die man ihm

gemacht, beim Könige vertheidigt; dieser kam ihm gleich mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit entgegen, und Sully, dadurch gerührt, wollte sich dem Könige zu Füßen werfen. Heinrich aber, der in einiger Entfernung die Hofleute stehen sah, hielt ihn zurück und sagte: „Nicht doch, stehet auf! die Menschen dort könnten sich einbilden, ich hätte Euch wirklich etwas zu verzeihen.“ — Einige Zeit darauf machte ihm Sully wegen einer ungerechten Handlung so nachdrückliche Vorstellungen, daß der König in heftigen Zorn gerieth und plötzlich aufstand und wegging: „Das ist doch ein unausstehlicher Mensch! er thut nie etwas Anderes, als daß er mir widerspricht, und mißbilligt Alles, was ich will. Aber bei Gott! ich will mir Gehorsam verschaffen: ich will ihn in vierzehn Tagen nicht sehen!“ Des andern Morgens um sieben Uhr hört Sully, der schon seit drei Uhr für seinen König gearbeitet hat, an seine Thür klopfen. „Wer ist da?“ ruft er. „Der König!“ heißt die Antwort, und Heinrich tritt herein, umarmt seinen Freund und sagt: Wenn Ihr mir nicht mehr widersprechen werdet, werde ich glauben, daß Ihr mich nicht mehr liebt.“

Heinrich hatte den Plan, die ganze Christenheit in E i n g r o ß e s c h r i s t l i c h e s R e i c h zu vereinigen, alle Staaten einander an Macht gleich zu machen und einen ewigen Frieden zu gründen. Der Plan war seltsam und unausführbar, und gewiß auf die Schwächung Deutschlands und die Vergrößerung Frankreichs berechnet; aber es sollte dem Könige nicht verstattet sein, den Anfang dazu zu machen.

Obschon er zur katholischen Religion übergegangen war, so argwöhnten seine Unterthanen doch immer, daß er kein aufrichtiger Katholik sei, und die Begünstigung der Ketzer durch das Edict von Nantes war und blieb ihnen ein Anstoß. Schon 1594 war er durch einen verführten Katholiken in seinem Zimmer an der Lippe verwundet worden, und noch 1598 wurden mehrere Verschwörungen gegen sein Leben entdeckt. Dies machte den König sehr traurig, und es quälten ihn oft schwermüthige Ahnungen. So unruhig fühlte er sich auch den 14. Mai 1610. Vergebens kämpfte er dagegen an. Den Nachmittag versuchte er zu schlafen, doch umsonst. Endlich fuhr er in Begleitung einiger Großen aus, um seine ängst-

lichen Gedanken zu zerstreuen. Die Kutsche, an beiden Seiten offen, kommt an eine enge Gasse, wo sie einiger beladenen Wagen halber, die entgegen kamen, still halten muß. Die Bedienten gehen seitwärts von der Kütsche ab, die Wagen vorbei zu lassen; einer geht voraus, um Platz zu machen; die Herren im Wagen kehren ihr Gesicht nach den Pferden. In dem Augenblick steigt Franz Ravaillac auf das Hinterrad des königlichen Wagens und versetzt dem König zwei Stiche hinter einander mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner der im Wagen Sitzenden die That eher gewahr ward, als bis sie geschehen war. Auf des Königs Geschrei: „Mein Gott! ich bin verwundet!" wandten sie sich alle um und sahen den Mörder noch einen dritten Stich thun, der aber fehl ging, worauf er vom Wagen sprang, mit dem blutigen Messer in der Hand, starr wie eine Bildsäule stehen blieb, und sich freiwillig greifen ließ. Der König war in den ersten Augenblicken verschieden. Bei der Leichenöffnung fand man alle edlen Theile in so vortrefflichem Zustande, daß die Aerzte erklärten, er würde ohne diesen Zufall noch dreißig Jahre haben leben können. Er starb im siebenundfünfzigsten Lebensjahre.

Der Mörder Ravaillac wurde so schlecht bewacht, daß er hätte entwischen können, wenn er gewollt hätte, und ein Priester, der ihn besuchte, ermahnte ihn, keinen andern mit sich in's Unglück zu ziehen. So beharrte er denn selbst auf der Folter dabei, daß er keinen Mitschuldigen gehabt, sondern die That einzig aus Liebe zu Gott und aus Haß gegen den Ketzerkönig begangen habe. Er ward zum Tode verurtheilt und litt die fürchterlichste Strafe mit großer Standhaftigkeit. Er wurde am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, in die dadurch verursachten Wunden ward geschmolzenes Blei und Schwefel gegossen, dann band man vier schwache Pferde an seine Arme und Beine, um ihn zu zerreißen, aber diese zogen wohl eine Stunde, ehe sie damit zu Stande kommen konnten. Das erbitterte Volk freute sich an dem Anblick dieser Unmenschlichkeit und übte noch an dem zerstückelten Leichnam seine Wuth aus.

XXIV.
Der Abfall der Niederlande.

1. Margarethe von Parma. Der Cardinal Granvella. Die Geusen.

Der größte Theil der niederländischen Provinzen gehörte im fünfzehnten Jahrhundert Karl dem Kühnen, dem mächtigen Herzog von Burgund *). In diesen, durch ihre Lage an der Nordsee und mehreren großen Flüssen begünstigten Ländern, hatten sich Ackerbau, Handel, Gewerbe und Kunst zur herrlichsten Blüthe erhoben. Durch die Vermählung Marias, der Tochter Karls des Kühnen, mit Maximilian, kamen die Niederlande an das Haus Oestreich (vergl. IX.), und ihre Reichthümer boten dem Kaiser Karl V. die Mittel, deren er zu seinen unaufhörlichen Kriegen bedurfte. Leicht hatte die Reformation hier Eingang gefunden, und obschon der Kaiser die schwersten Strafen an Leib und Leben über die Ketzer verhängte, so vermochten diese blutigen Verfolgungen doch nicht, der Verbreitung der reformirten Lehre Einhalt zu thun. So sehr jedoch Karl die Protestanten zu unterdrücken und auszurotten suchte, so bestand doch zwischen ihm und seinen niederländischen Unterthanen ein gutes Verhältniß. Er war unter ihnen geboren, er liebte das Volk und seine Sitten, und entzückte es durch seine Freundlichkeit, Ungezwungenheit und Vertraulichkeit. Auch zog er die Niederländer überall hervor und vertraute ihnen die wichtigsten Stellen an. Dieses schöne Verhältniß hörte auf, als Karls Sohn Philipp die Herrschaft in den Niederlanden übernahm (vergl. XX.).

*) Das Herzogthum Burgund (Bourgogne) und die Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté) hatten sich schon frühe von dem mit dem deutschen Reiche unter Konrad II. vereinigten Königreiche Burgund getrennt und waren durch Heirath des Herzogs von Burgund mit der Erbin der Grafschaft von Burgund vereinigt worden. Beim Aussterben der Herzoge von Burgund kam dieses Herzogthum an Johann den Guten von Frankreich (1350—1364), der es aber nicht mit der Krone vereinigte, sondern seinen Lieblingssohn Philipp den Kühnen damit belehnte, welcher später Margaretha, die Erbtochter des Grafen von Flandern heirathete, und dadurch den Grund zur Macht des neuen Herzogthums Burgund legte, dessen Stifter er wurde. Sein Urenkel war Karl der Kühne.

Sein finstrer, strenger Sinn, sein spanischer Stolz, sein unzugängliches Wesen schreckte die Niederländer zurück. Sie fingen an, für ihre Verfassung Besorgnisse zu hegen, und besonders fühlte sich der Adel verletzt, da mehrere der bedeutendsten Stellen mit Spaniern besetzt wurden. Hatte schon Karl blutige Verfolgungen der Ketzer angeordnet, so ging Philipp darin noch ungleich weiter. Er hielt sich als Regent in seinem Gewissen für verpflichtet, zur Ausrottung der Ketzer die strengsten Mittel zu ergreifen*). Vor seiner Abreise aus den Niederlanden (1559) setzte er seine Halbschwester, Margarethe von Parma, eine Frau von männlichen Eigenschaften, zur Statthalterin ein. Als Rathgeber gab er ihr den Bischof von Arras, Granvella, an die Seite, einen Mann von ausgezeichnetem Talente, aber von unbeugsamer Herrschsucht, der Philipps Gunst in vollem Maße besaß. Beim Volke beliebt waren dagegen Wilhelm, Prinz von Oranien-Nassau, Lamoral, Graf von Egmont und Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn.

Zur Unterstützung der Regierung standen 3—4000 Mann spanischer Truppen in den Niederlanden, deren Anwesenheit jedoch den Gesetzen des Landes widersprach. Dies gab den nächsten Anlaß zu lauten Beschwerden. Noch größeren Unwillen erzeugte der Befehl, daß zu den bereits bestehenden vier Bisthümern 14 neue errichtet werden, und über alle Granvella, den der Papst zum Cardinal erhoben hatte, die oberste Leitung erhalten sollte. Diese Einrichtung erregte bei Geistlichen und Weltlichen, bei Katholiken und Protestanten die größte Unzufriedenheit; als Urheber dieser Maßregel wurde Granvella betrachtet und gehaßt**). Der Ingrimm

---

*) Nach anderer Ansicht sind, im Vergleich mit dem Verfahren seines Vaters, durch Philipp II nicht die geringsten Veränderungen in den Strafbestimmungen gegen die Ketzer vorgenommen worden.

**) Nach Anderen steht Granvella ganz anders da. Der Vorwurf der Herrschaft trifft den großen Staatsmann mit Unrecht, an dem längeren Verbleiben der spanischen Truppen in den Niederlanden trägt er keine Schuld, vielmehr hat er deren Zurückziehung dem König dringend empfohlen. Die Errichtung der neuen Bisthümer hat Philipp ohne sein Wissen vorgenommen, und nur mit Widerstreben übernahm er, den Widerstand voraussehend, das Erzbisthum Mecheln.

gegen ihn machte sich in Hohn und Spott Luft. Da er auf die Livreen seiner Bedienten sein Wappen mit dem Cardinalshut sticken ließ, so erblickte man auf den Livreen der adligen Diener gestickte Narrenkappen, die mit dem Cardinalshut Aehnlichkeit hatten. Die verhaßte Errichtung von vierzehn neuen Bisthümern, die Granvella am meisten betrieben hatte, gab Anlaß, daß ein lächerliches Zerrbild auf ihn verfertigt und ihm öffentlich zugestellt wurde. Auf diesem Bilde war er auf einem Haufen Eier sitzend dargestellt, woraus Bischöfe hervorkrochen. Darüber schwebte ein Teufel, aus dessen Munde die Worte gingen: „Der ist mein Sohn, den müßt ihr hören."

Zunächst richtete sich der allgemeine Unwille gegen die spanischen Truppen, die dann auch endlich fortgeschickt wurden. Damit war aber der Streit über die Bisthümer noch nicht beseitigt, eben so wenig die Furcht vor der Einführung der gräßlichen Gerichte, die man Inquisition nannte, und die den Zweck hatten, die Protestanten auf das Sorgfältigste aufzuspüren und zu verurtheilen*). Wilhelm von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorn waren in ihren Bestrebungen, die niederländischen Freiheiten zu erhalten, durch Granvellas Einfluß so gehemmt, daß sie gar nicht mehr in den Staatsrath kamen und der Statthalterin Margaretha schrieben, sie wollten nicht länger einen Schatten vorstellen**). Auch mochte

---

*) Philipp hatte nicht die Absicht, die Inquisition einzuführen, man traute sie ihm nur zu.

**) Nach Anderen verhält sich die Sache folgendermaßen: Oranien war ein Mann von hoher Begabung, kaltem berechnenden Verstande und schrankenlosem Ehrgeiz. Die Religion war ihm nur Mittel zu seinen selbstsüchtigen Zwecken; dazu war er durch sein leichtfertiges verschwenderisches Leben tief verschuldet. Da seine Hoffnung, Statthalter der Niederlande zu werden, ihn getäuscht, faßte er Pläne gegen die spanische Regierung und suchte mit Hülfe der protestantischen Lehre, als deren Beschützer er sich ausgab, die Provinzen aufzuwiegeln und von der spanischen Regierung loszureißen, um sich dann selbst zum selbstständigen Gewalthaber aufzuwerfen oder wenigstens einen Theil der Provinzen zu beherrschen. In diese Plane zog er Egmont hinein, um sich durch diese Verbindung einen volksfreundlichen Anstrich zu geben. Der Vorwurf, daß Oranien und Egmont nicht zu den Berathungen der Staatsangelegenheiten gezogen wären, ist unbegründet.

sich die Statthalterin, bei dem allgewaltigen Einfluß ihres Rathgebers, wohl selbst zurückgesetzt fühlen. Sie bat daher den König, ihn zurückzuberufen, was denn auch geschah (1564). Doch damit kehrte noch nicht die Zufriedenheit in die Gemüther der Niederländer zurück, denn die Ketzerverfolgungen blieben nach wie vor, ja der König verlangte jetzt sogar, daß die Beschlüsse des Tridentinischen Conciliums, das eben beendigt war, in den Niederlanden in Kraft treten sollten. Dieser Befehl empörte Katholiken und Protestanten in gleicher Weise, aber alle Vorstellungen bei der Statthalterin blieben fruchtlos. Da unternahm Egmont (1565) eine Reise nach Spanien zum König, um die Aufhebung oder Milderung der strengen Befehle gegen die Ketzer zu bewirken. Vergebens; Philipp antwortete, er wolle lieber tausend Mal sterben, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten. Von neuem kam ein scharfer Befehl, die Tridentinischen Beschlüsse einzuführen und die Gesetze gegen die Ketzer streng zu vollziehen; die Hinrichtungen derselben mehrten sich, und der lange verhaltene Unwille brach offen aus.

Die angesehensten Edelleute traten zusammen und verbanden sich durch einen feierlichen Eid schriftlich, sich mit aller ihrer Macht der Einführung der Inquisition zu widersetzen, und in einer Verfolgung wegen der Religion einander brüderlich beizustehen (1565). Dieses Bündniß, welches der Compromiß genannt wurde, erregte eine große Bewegung der Gemüther. Als einst die Statthalterin eine Versammlung des ganzen Staatsrathes berufen hatte, zogen die Verbündeten, mehrere hundert an der Zahl, zu Pferde in Brüssel ein und gingen in einem feierlichen Aufzuge nach Hofe, an ihrer Spitze Heinrich von Brederode, ein Sprößling des alten Grafen von Holland. Sie überreichten der Statthalterin eine Bittschrift um einstweilige Aufhebung der Ketzergesetze und bekamen eine zweideutige Antwort. Die Statthalterin war über den unerwarteten Aufzug betroffen, aber einer ihrer Räthe sagte ihr auf französisch, sie solle sich doch nicht vor einem Haufen von B e t t l e r n (gueux) fürchten. Dies wurde bekannt, und man fand diese Schmährede bezeichnend für die ganze Verbindung, die sich nun Gueux oder Geusen nannte. Die Mitglieder trugen seitdem als Ehrenzeichen am Halse eine Schaumünze

mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: Treu dem König bis zum Bettelsacke.

Inzwischen nahm die Zahl der Protestanten immer mehr zu. Die reformirten Prediger trugen auf den Plätzen, in den Straßen und auf freiem Felde ihre Lehren vor. Aber das aufgeregte Volk ging über alle Schranken hinaus; wüthete gegen den katholischen Gottesdienst und zerstörte Kirchen, Klöster und Heiligenbilder. Die erschrockene Statthalterin hob einstweilen die Inquisition auf und stellte die Ruhe wieder her. Dieser Unfug hatte die katholischen Mitglieder der Geusen verletzt, die zwar die Rechte des Landes behauptet, aber nicht ihre Religion geschmäht und niedergetreten wissen wollten. Die Statthalterin konnte jetzt die Ruhestörer zur Strafe ziehen lassen, als der König, mit ihrem Verhalten unzufrieden, den Herzog Alba mit Heeresmacht nach den Niederlanden sandte, der mit solcher Macht ausgerüstet war, daß die Statthalterin neben ihm nicht bestehen konnte und sofort das Land verließ (1567) *).

---

2. Albas Statthalterschaft. Egmonts und Hoorns Hinrichtung.

Als die Kunde von dem Herannahen Albas, der durch seine Grausamkeit und seinen Ketzerhaß berüchtigt war, sich verbreitete, lagerte sich lähmender Schrecken über die gesammten Niederlande. Schon vor seiner Ankunft verließen viele Kaufleute und Handwerker, mehr als 100,000 Menschen, die Provinzen und wanderten nach anderen Ländern.

Im August 1567 erschien der furchtbare Rächer, mit dem Auftrag, die vorigen Unruhen zu untersuchen und künftigen vorzubeugen. Von seiner Ankunft an sah und hörte man unaufhörlich Gewaltthätigkeiten. Ein Gericht zur Untersuchung der Unruhen ward gebildet, welches der Rath der Unruhen, vom Volke aber Blutrath genannt ward. An der Spitze desselben stand Alba selbst, und die Beisitzer waren

*) Erst nach den Gräueln des Bildersturmes, in denen Philipp nicht nur einen Frevel gegen den Staat und seine Person, sondern gegen Gott selbst sah, der ihm strafwürdiger erschien als Hochverrath, griff Philipp zum Schwerte. Aber seine Sendung Albas war ein Mißgriff, da dieser nur die Kunst Heere zu besiegen, nicht die verstand, Völker zu regieren.

ihm an Grausamkeit ähnlich. Einer von ihnen that den Ausspruch, die Niederländer hätten alle den Galgen verdient, denn sie seien entweder Bilderstürmer gewesen, oder hätten nichts dagegen gethan. Und in diesem Sinne erklärte der Blutrath sogar die Einreichung einer Bittschrift gegen die Inquisition für Hochverrath. Die Vorladungen nahmen nun ihren Anfang. Wer nicht erschien, verlor seine Güter. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Von allen den unzähligen Hinrichtungen machte aber keine einen so tief erschütternden Eindruck auf das niederländische Volk als die der Grafen Egmont und Hoorn.

Ohne auf den wohlgemeinten Rath des Prinzen von Oranien zu achten, der nach jenen Unruhen der Bilderstürmer nach Deutschland gegangen, waren die beiden Grafen im Lande geblieben und rechneten auf die Billigkeit und Mäßigung des Königs. Sie sollten ihr Vertrauen schwer büßen. Unter dem Scheine, mit ihnen und anderen niederländischen Großen Rath zu halten, lockte sie Alba zu sich und ließ sie in's Gefängniß werfen. Ihr Prozeß wurde auf die widerrechtlichste Weise geführt. Sie wurden beschuldigt, Theil an einer Verschwörung des Prinzen von Oranien zu haben, um das königliche Ansehen zu stürzen und selbst die Herrschaft in die Hände zu nehmen *). Die unbedeutendsten Ereignisse wurden arglistig zusammengestellt, diese falsche Beschuldigung zu erweisen. Fruchtlos blieb die Vertheidigung der Grafen, fruchtlos die dringendsten Verwendungen ihrer Anverwandten um ihre Befreiung. Alba wollte durch die Hinrichtung dieser beiden Häupter der niederländischen Nation ein furchtbar schreckendes Beispiel geben. Sie wurden zum Tode verurtheilt, und sollten auf dem Markte zu Brüssel öffentlich enthauptet werden (1568).

Sie hatten bis dahin in der Citadelle zu Gent gefangen gesessen, und wurden nach geendigtem Prozeß unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern nach Brüssel gebracht. Als der Bischof von Ypern dem Grafen Egmont das Todesurtheil im Gefängniß zeigte, rief dieser bleich und mit entsetzter Stimme aus: „Das ist fürwahr ein strenges Urtheil! So

---

*) Vergl. jedoch die Anmerkung zu Seite 171 über Oranien.

schwer glaubte ich seine Majestät nicht beleidigt zu haben um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich diesem Schicksal mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachtheil gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem Könige so gefällt." — Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sacrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste sein würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sei, als das, welches Christus der Herr selbst gelehrt habe, das Vaterunser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Dinte geben und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, Alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste. Zwischen zehn und elf Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sei, zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen, spanischen Mantel mit goldenen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Er hatte Anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur in's Verderben stürzen würden, so ließ

er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstande auf dem Gerüste auf und nieder und beklagte, daß es ihm nicht gegönnt sei, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlicheren Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sei und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Hinrichtung treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sacrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, wandte er sich an einen der Umstehenden und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei. Der Gefragte zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Kruzifix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser, von einer heftigeren Gemüthsart als sein Freund, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen. Mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen besseren Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüst. Im Vorübergehen begrüßte er Viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden, wie Egmont, in schwarzem Wamms und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und

fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sei. Da man ihm dies bejaht hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach drei Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theuere Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

So wüthete Philipp II. gegen Männer, die sich keiner Empörung gegen ihn schuldig gemacht*), gegen einen Feldherrn, dem er zwei Siege verdankte**), und der französische Gesandte konnte seinem Könige schreiben: „Ich habe das Haupt desjenigen fallen sehen, vor dessen Tapferkeit Frankreich zweimal gezittert hat.“ Die Versuche, welche Prinz Wilhelm von Oranien und sein Bruder, Graf Ludwig von Nassau, machten, Alba durch Waffengewalt zu besiegen, hatten keinen Erfolg. Die Schreckensregierung dauerte fort und die Auswanderungen nahmen immer mehr zu. Die Niederländer seufzten, aber Alba erhielt als Vertheidiger der römischen Kirche vom Papste einen geweihten Hut und Degen, und ließ sich als den Ueberwinder des Adels und des Volks in Erz abbilden, wie er auf zwei Menschen mit den Füßen tritt, mit einer höchst prahlerischen Inschrift. Der Stolz, den Alba hierdurch an den Tag legte, soll sogar König Philipp beleidigt haben. Zu Antwerpen ließ er, um die Stadt im Zaume zu halten, eine sehr feste Citadelle bauen, wozu die Bürger selbst vier Tonnen Goldes aufbringen mußten.

---

*) Vergl. jedoch die obige Bemerkung über Oranien.

**) Egmont hatte in einem Kriege Frankreichs gegen Spanien die Franzosen bei St. Quentin (1557) und bei Gravelingen (1558) geschlagen. Der Krieg ward beendigt durch den Frieden von Chateau Cambresis (1559).

Alba brauchte bedeutende Geldsummen, und da ihn Philipp nicht gehörig unterstützen konnte, so sollten die Niederländer selbst das Geld zu ihrer Unterdrückung hergeben. Er legte ihnen die drückendsten Abgaben auf; jeder mußte ein Hundertheil seines Vermögens, und ein Zehntheil vom Werthe aller Gegenstände des Kaufs und Verkaufs bezahlen. Durch den Druck solcher Abgaben wäre der ganze Wohlstand der Nation, der auf dem Handel beruhte, vernichtet worden. Was daher nicht so viele Hinrichtungen vermocht hatten, das bewirkte jetzt Albas Angriff auf das Eigenthum des Einzelnen. Einmüthig erhoben sich alle zum ernsten Widerstande und als Alba (1572) befahl, den zehnten Pfennig heben zu lassen, schlossen sogleich die Krämer, Fischer, Bäcker und Brauer ihre Läden. Alba drohte, die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufhängen zu lassen, und machte schon Anstalten dazu, als ein den Niederländern günstiges Ereigniß ihn von diesem Vorhaben abbrachte.

Viele nämlich von den ausgewanderten Niederländern, welche Albas Grausamkeit vertrieben hatte, befuhren ohne feste Wohnsitze mit ihren Schiffen die Meere und thaten als Freibeuter den Spaniern großen Schaden. Man nannte sie Meergeusen oder Wassergeusen. Die Königin Elisabeth von England, in deren Häfen sie Zuflucht gefunden, hatte ihnen diese auf Albas Vorstellungen geschlossen. Jetzt bemächtigten sich die kühnen Seefahrer, von Verzweiflung getrieben, mehrerer Städte in den Niederlanden. Dies war das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. Holland, Seeland und Utrecht erhoben sich gegen Alba, erkannten Wilhelm von Oranien als ihren Statthalter an und bewilligten ihm Gelder, um Land und Seemacht auszurüsten. Der Aufstand verbreitete sich auch in den südlichen Provinzen, die Alba durch unerhörte Auflage zu erschöpfen und durch Vermehrung der Truppen im Zaume zu halten beschloß. Aber seine Truppen waren zu zersplittert, den überall ausbrechenden Aufruhr zu bändigen.

König Philipp hatte endlich eingesehen, daß Albas Härte und Grausamkeit den Aufruhr veranlaßt und die Niederländer der spanischen Regierung nur noch mehr entfremdet habe. Er ertheilte daher dem Herzog Alba die Entlassung.

Im Jahre 1573 verließ dieser die Niederlande, wo er während der sechs Jahre (1567—73) seiner Statthalterschaft an 18,000 Menschen als Ketzer und Aufrührer durch Henkers Hand aus dem Wege geräumt hatte.

Mit seiner Entfernung*) war aber der Kampf der Niederländer gegen das spanische Joch noch lange nicht beendigt; er dauerte vielmehr bis zum Jahre 1609, wo ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde (vergl. XXIII.), der die sieben nördlichen Provinzen als unabhängigen Staat anerkannte. Auch im westphälischen Frieden (1648) wurde die Freiheit und Unabhängigkeit der Niederlande nochmals ausgesprochen (vergl. XXI, 7).

XXV.

Elisabeth, Königin von England.

(1558—1603.)

---

1. Elisabeths Auftreten.

Bis zur Zeit Heinrichs VIII., der von 1509 bis 1547 regierte, war in England die katholische Religion die allein herrschende. Diesem König fehlte es nicht an theologischer Gelehrsamkeit, er trat sogar als Gegner Luthers auf und er-

*) Sein Nachfolger Don Requesens (1573—1576) belagerte vergebens Leyden, dessen Bürger sich mit solcher Tapferkeit und Ausdauer vertheidigten, daß ihnen zur Belohnung entweder Steuerfreiheit oder eine Universität angeboten wurde. Sie wählten die letztere (1576). Auf Requesens folgte Don Juan d'Austria (1576—1578), dann Alexander Farnese von Parma (1578—1592), der Sohn der ehemaligen Statthalterin Margaretha. Er suchte die Religionsverhältnisse wieder auf den alten Stand zurückzuführen, stellte aber die politischen Freiheiten wieder her. Da schlossen die sieben nördlichen Provinzen (Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Gröningen, Friesland und Oberyssel) die Utrechter Union (1579), vereinigten sich zu einem unzertrennlichen Staatsganzen und sprachen die Absetzung Philipps aus (1581). Sie wählten den Prinzen Wilhelm von Oranien zu ihrem Grafen, als dieser zu Delft durch Balthasar Gerard ermordet ward (1584). Nun trat sein siebzehnjähriger Sohn, Moritz von Nassau-Oranien an die Spitze des Staates. Der südliche Theil der Niederlande, das katholische Belgien, blieb bei Spanien.

ward sich dadurch vom Papste den Titel defensor fidei d. h. Beschützer des Glaubens. Dennoch war er es gerade, der die Herrschaft des Papstes in England stürzte. Heinrich VIII. wünschte nämlich von seiner ersten Gemahlin, Katharina von Aragonien, geschieden zu werden, und da ihm der Papst zu dieser Scheidung die Genehmigung verweigerte, so sagte er sich völlig von Rom los und machte sich selbst zum Haupt der Kirche in England, indem er seinem Volke einen Glauben aufdrang, der aus katholischen Gebräuchen und Lehren, so wie aus seinen eigenen Meinungen gemischt war. Er hob die zahlreichen Klöster im Lande auf, riß deren Güter an sich und verfolgte Alle, die sich seinen religiösen Ansichten nicht fügten, Katholiken wie Reformirte mit blutiger Grausamkeit. Sein Sohn und Nachfolger war Eduard VI. (1547 bis 1553), nach dessen Tode Maria den englischen Thron bestieg (1553 – 1558). Sie war eine Tochter Heinrichs und seiner ersten Gemahlin, der Katharina von Aragonien. Der katholischen Kirche streng ergeben, verfolgte die finstere und argwöhnische Königin den protestantischen Glauben, der sich seit Heinrichs Tode ziemlich allgemein verbreitet hatte, und suchte ihn gänzlich auszurotten. Sie vermählte sich mit Philipp II., König von Spanien, dessen kaltes, abschreckendes Wesen aber auf die Engländer den ungünstigsten Eindruck machte. Zum Glück für England regierte sie nicht sehr lange, und unter ihrer Nachfolgerin, der Königin Elisabeth, hörten die Verfolgungen der Reformirten auf und Englands glänzendstes Zeitalter begann.

Auch Elisabeth war eine Tochter Heinrichs VIII., aber von dessen zweiter Gemahlin, Anna Boleyn*). Der grausame König hatte letztere eines ungegründeten Verdachtes wegen hinrichten lassen und Elisabeth für unfähig zum Throne erklärt So verlebte diese unter dem Drucke mehrerer Stiefmütter eine freudenleere Jugend, war oft dem Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen Preis gegeben,

---

*) Heinrichs dritte Gemahlin war Johanne Seymour, die nach der Geburt ihres Sohnes Eduard VI. starb; von seiner vierten, Anna von Cleve, ließ er sich scheiden; die fünfte, Katharina Howard, ward hingerichtet; die sechste, Katharina Parr, überlebte den König

und wurde zuletzt von ihrer eigenen Schwester Maria fünf Jahre lang mit schonungsloser Strenge behandelt. In ihrer Einsamkeit hatte sie sich mit Wissenschaften, weiblichen Arbeiten und Musik beschäftigt, und die alten Sprachen mit solchem Erfolge gelernt, daß sie das Lateinische geläufig und richtig sprach und schrieb und mit den römischen und griechischen Schriftstellern vertraut war. Auch französisch, italienisch und deutsch sprach sie. Als Maria starb, war sie fünfundzwanzig Jahre alt, und trotz ihrem Grame von trefflicher Gesundheit. Sie hatte etwas Edles und Freies in ihren Zügen; ihr Wuchs war schlank, zu Pferde hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehen. Die natürliche Stärke ihres außerordentlichen Geistes war im Unglück noch mehr gestählt worden. Sie war zum Regieren geboren, und die Kraft, mit der sie sich selbst zu beherrschen wußte, verschaffte ihr ein großes Uebergewicht über Andere. Um die Zeit, wo Maria starb, waren gerade die Stände des Landes versammelt, die man in England das Parlament nennt. Als diesen die Nachricht von Marias Tode bekannt gemacht ward, riefen Alle: „Gott erhalte die Königin Elisabeth! Lange und glücklich möge sie regieren.“ Sie kam sogleich nach London, wo ein rauschender Jubel des Volkes sie empfing; im Angesichte Aller fiel sie auf die Knie und dankte Gott für ihre wunderbare Erhaltung aus den Verfolgungen, die sie erlitten.

Kaum hatte Philipp von Spanien vom Tode seiner Gemahlin Kunde erhalten, als er um Elisabeths Hand anhielt, um auf diese Weise in den Besitz der vollen Rechte eines Königs von England zu gelangen. Aber Elisabeth wies Philipps Antrag zurück, wie sie denn überhaupt einer jeden Vermählung abhold war. Sie erklärte einst dem Parlamente, welches den Wunsch ausgesprochen hatte, die Königin möge sich einen Gemahl wählen: England sei ihr Gemahl, und jeder Unterthan ihr Sohn; das Wohl so vieler Tausende erfordere ihre ganze Sorge und Neigung; sie wünsche sehnlich, daß man einst auf ihrem Grabstein lese: „Hier ruht Elisabeth, die als jungfräuliche Königin lebte und starb.“

Elisabeth ergriff die nöthigen Maßregeln, um den protestantischen Glauben zum herrschenden zu machen. Der Gottesdienst, wie er sich unter Eduard VI. ausgebildet hatte

wurde wieder hergestellt, und die Ausübung eines anderen verboten; über diejenigen, welche die Oberhoheit der königlichen Gewalt über die Kirche nicht anerkennen wollten, wurden Strafen verhängt. Durch diese Bestimmungen wurden die Katholiken sehr erbittert und betrachteten die Königin als ihre Verfolgerin, obschon diese überall mit großer Schonung und Milde zu Werke ging. Später wurde das englische Glaubensbekenntniß nochmals durchgesehen und in neununddreißig Artikel gefaßt, welche noch jetzt das Glaubensgesetz der englischen Kirche bilden. Da diese das Kirchenregiment der Bischöfe beibehält, so wird sie die bischöfliche oder Episcopalkirche genannt. Außerdem ward auch Vieles von der äußern Pracht und den Gebräuchen des katholischen Gottesdienstes bewahrt. Diese kirchlichen Einrichtungen waren nicht allein den Katholiken ein Anstoß, sondern auch denen, welche die strengeren protestantischen Lehren, wie sie in der Schweiz bestanden, angenommen hatten. Letztere wurden wegen ihrer von der herrschenden Kirche abweichenden Ansicht Dissenters oder Nonconfirmisten (Abweichende) genannt. Auch heißen sie Puritaner, weil sie die Kirche von allen katholischen Gebräuchen rein gehalten wissen wollen, und da sie das Kirchenregiment den Aeltesten übertragen, führen sie auch den Namen Presbyterianer. So stand die englische Kirche zwischen der katholischen und der der Presbyterianer in der Mitte und war beiden verhaßt.

---

2. Maria Stuart.

Nicht weniger als die religiösen Angelegenheiten ihres Landes nahmen die Verhältnisse Schottlands, wo Maria Stuart als Königin herrschte, Elisabeths Aufmerksamkeit in Anspruch.

Maria Stuart, Tochter Jacobs V. von Schottland, war in Frankreich erzogen und mit Franz II. vermählt worden. Ausgezeichnet durch Geist und treffliche Bildung, durch hohe Schönheit und Anmuth, verband sie mit diesen Eigenschaften ein herablassendes, liebenswürdiges Benehmen; aber ihr Aufenthalt am französischen Hofe, der für den üppigsten und verdorbensten in Europa gehalten wurde, hatte in ihr einen

Hang zum Sinnengenuß und einen Leichtsinn entwickelt, welche die Quelle ihres späteren traurigen Geschickes wurden. Als im Jahre 1560 ihr Gemahl starb, sah sich Maria genöthigt, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauschen, zu einer Zeit und unter Verhältnissen, welche für die junge Königin höchst ungünstig waren.

Auch in Schottland war die Stimme der Reformatoren erschollen, und ihre Lehren hatten sich, aller blutigen Verfolgungssucht der Katholiken zum Trotz, immer weiter verbreitet. Der vorzüglichste Verkündiger und Beförderer des protestantischen Glaubens in Schottland war ein Geistlicher, Johann Knox, ein Mann von seltenen Geistesgaben, kühn und kräftig, redlich und uneigennützig und von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß für den Glauben Alles gewagt werden müsse. Er predigte mit hinreißender Kraft und außerordentlicher Wirksamkeit. Aber sein Feuereifer führte ihn oft über die Grenzen der Mäßigung hinaus und gab zu Bewegungen Anlaß, welche wider seinen Willen, in Angriffe gegen den katholischen Gottesdienst und in Zerstörung von Kirchen und Klöstern ausarteten. Die Versuche der Regierung, den katholischen Gottesdienst wieder herzustellen, blieben fruchtlos, und schon ehe Maria Stuart nach Schottland kam, hatte die Reformation den vollständigen Sieg davon getragen.

Maria dagegen hing fest an der römisch-katholischen Lehre. Da man am französischen Hofe die Königin Elisabeth nicht als rechtmäßige Thronfolgerin anerkannte, so hatte sie Titel und Wappen einer Königin von England angenommen. Jetzt, als sie nach dem Tode ihres Gemahls im Begriff stand, Frankreich zu verlassen, wandte sie sich mit der Bitte an Elisabeth, ihr die Durchreise durch England zu erlauben. Elisabeth erwiderte, der Weg durch England solle ihr offen stehen, wenn sie den angemaßten Titel einer Königin von England ablege. Maria antwortete den englischen Gesandten mit gereiztem Unwillen und schiffte sich ein, um unmittelbar zur See nach Schottland zu gelangen. Während der ganzen Fahrt wandte sie traurig das Gesicht nach der Gegend hin, wo ihr geliebtes Jugendland lag, das sie nun verlassen hatte, und landete dann glücklich an der schottischen Küste (1561).

Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat sie das Land, das sie regieren sollte. Das Jubelgeschrei der Edinburger, unter welchem sie eingezogen war, verstummte bald, als man ihre Vorliebe für die Franzosen gewahrte, die sie mitgebracht, und vor Allem ihren Eifer für den katholischen Glauben erkannte. Dadurch erregte sie bei ihren Unterthanen in demselben Maße Anstoß, als ihr der finstere Ernst der Schotten zuwider war. Als Maria Anstalt machte, am nächsten Sonntag in ihrem Schlosse Messe lesen zu lassen, geriethen die Gemüther in die äußerste Gährung, und nur dem Einfluß der Gemäßigten unter den schottischen Protestanten gelang es, daß der katholische Gottesdienst der Königin gestattet ward und ungestört blieb.

Auf den Wunsch ihrer Unterthanen schritt Maria zu einer zweiten Vermählung, und ihre Wahl fiel auf den jungen Grafen Darnley, der mit ihr verwandt war. Diese Verbindung war, da Darnley der katholischen Kirche anhing, den Schotten höchst unangenehm, und auch Elisabeth fühlte sich dadurch verletzt, da Darnley ihr Vasall war und seine Güter in England lagen. Die Spannung zwischen ihr und Maria ward dadurch gesteigert. Bald aber sah letztere ein, wie sehr sie sich in der Wahl ihres Gatten getäuscht habe, und wandte sich von ihm ab. Nicht weniger fühlte sich auch Darnley zum Unwillen gereizt, als er gewahrte, daß bei Maria ein italienischer Sänger, Namens Rizio, in hohen Gunsten stand. Sie machte ihn zu ihrem Geheimschreiber und unternahm nichts ohne seinen Rath. Jeder, der bei Hofe etwas suchte, bewarb sich durch Geschenke und Schmeicheleien um seine Fürsprache. Die Begünstigung dieses Mannes, noch dazu eines Fremden und Katholiken, erregte die Eifersucht des schottischen Adels; es bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, an deren Spitze sich der König selbst stellte. Eines Abends drang er mit den Verschworenen in Marias Zimmer, sie rissen Rizio, der erschrocken zu den Füßen der Königin flüchtete, hinweg und ermordeten ihn im Vorzimmer mit sechsundfünfzig Stichen und Hieben (1566). Nun verwandelte sich die Abneigung der Königin gegen ihren Gemahl in unauslöschlichen Haß; sie schwur, diese schändliche That an den Mördern zu rächen.

An Rizios Stelle trat in Marias Gunst der Graf von Bothwell, einer der mächtigsten Edelleute des Königreichs, kühn und unternehmend, aber ausschweifend und lasterhaft, ohne Achtung für Sitte, Recht und Religion. Während Maria ihren Gemahl immer mehr vernachlässigte, überhäufte sie Bothwell mit Würden und Gütern. Plötzlich ward Darnley krank (1567), so daß man auf Gift muthmaßte; endlich erholte er sich langsam, Maria reiste zu ihm, und bewog ihn nach Edinburg zu kommen, wo sie ihm, unter dem Vorwand, daß das Geräusch der Hauptstadt seine Genesung hindere, ein kleines Landhaus als Wohnung bereitete. Hier blieb sie eine Zeit lang bei ihm und flegte ihn mit aller Sorgfalt. Eines Tages sagte sie ihm, sie wünsche die Nacht im Palaste zuzubringen, um der Hochzeit einer ihrer Hoffräulein beizuwohnen, und in derselben Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt, und Darnleys Leichnam nicht weit davon auf dem Felde gefunden.

Die öffentliche Stimme beschuldigte Maria, daß sie an dieser schwarzen That Antheil gehabt, allgemein aber war die Ueberzeugung, daß Bothwell sie vollführt habe. Marias Benehmen bestätigte den Verdacht der auf ihr lastete. Der Graf von Lenox, der Vater des gemordeten Königs, klagte Bothwell förmlich an; dennoch ließ ihn Maria im Besitz seiner Würden, ja sie vermehrte seine Macht noch, und der ganze Prozeß gegen Bothwell wurde mit solcher Uebereilung und Verletzung aller Rechtsvorschriften geführt, daß die Königin um so schuldiger erschien. Sie that durchaus keinen Schritt, um ihre Ehre zu retten, ja sie ging sogar in ihrer Leidenschaft für Bothwell so weit, sich mit diesem, allen Warnungen und Abmahnungen Elisabeths und des französischen Hofes zum Trotz, zu vermählen. Was diese Vermählung noch hassenswerther machte, war der Umstand, daß Bothwell sich zuvor von seiner Gemahlin scheiden lassen mußte, mit der er sich erst sechs Monate vorher verheirathet hatte.

Der Unwille gegen Maria und ihre Thaten stieg indessen immer höher. Der Adel des Landes erhob sich, zwang den ehrlosen Bothwell zur Flucht, und nöthigte die Königin, sich als Gefangene zu überliefern. Sie wurde in das feste Schloß Lochlevin eingesperrt und mit rücksichtsloser Strenge behandelt.

In dieser Lage sah sie sich gezwungen, der Regierung förmlich zu entsagen, worauf ihr Halbbruder, der Graf Murray, zum Regenten und Vormund ihres unmündigen Sohnes, Jacobs VI., bestellt ward. Während der Adel über die Schuld und das Schicksal der Königin berathschlagte, entkam sie durch Hülfe eines Verwandten aus dem Gefängnisse, und sammelte einen Haufen ihrer Anhänger, nochmals ihr Glück zu versuchen. Doch Murray gewann ein Treffen gegen ihr Heer, wodurch es völlig zerstreut ward. Nach Frankreich zu entkommen, war unmöglich, und so gab es denn für Maria keine andere Zuflucht mehr, als England. Sie schrieb einen rührenden Brief an die Königin von England und bat um Schutz und Hülfe.

Elisabeth kam dadurch in die peinlichste Lage. Sie war von Marias Schuld überzeugt, hatte aber den Aufruhr des Adels gegen sie nicht gebilligt. Doch verkannte sie nicht die Gefahr, die ihr selbst von dem katholischen Eifer ihrer Nebenbuhlerin drohte, die ja ihre Ansprüche auf den englischen Thron nie aufgegeben hatte. Ihr Gefühl hieß sie der Unglücklichen beistehen, die Klugheit gebot, die hülflose Lage der Feindin zu benutzen; außerdem aber stand Maria als eine Fürstin da, die durch schwere Anklagen vor der ganzen Welt gebrandmarkt war. Endlich kam man im Rathe der englischen Königin zu dem Entschluß, Maria in England gefangen zu halten, bis ihr Streit mit ihren Unterthanen geschlichtet sein würde. Zur Schiedsrichterin dieses Streites erbot sich Elisabeth und versprach Maria, wenn sie sich von der Beschuldigung, an dem Morde ihres Gemahls Antheil zu haben, reinigen könne, ihr zur Wiedereinsetzung behülflich zu sein. Maria ging auf diesen Antrag ein, und die Untersuchungen, zu denen eine englische Behörde niedergesetzt war, begannen. Murray erschien, klagte die Königin der Theilnahme an Darnleys Morde an und bewies seine Anklage durch Briefe auf die genügendste Weise. Aber Maria und ihre Vertheidiger gingen auf keine Widerlegung der Anklage ein, sondern suchten vielmehr Winkelzüge zu machen, und auch die billigen Vergleichsvorschläge Elisabeths wies Maria zurück.

Die Königin von England konnte, ohne ihre eigene Sicherheit zu gefährden, die gefangene Maria nicht in Frei-

heit setzen, und so schmachtete denn diese eine lange Reihe von Jahren in englischen Gefängnissen. Die Bestrebungen der zahlreichen Katholiken Englands, die Gefangene zu befreien, gaben Veranlassung zu mehreren Verschwörungen und Mordversuchen gegen Elisabeth, die jedoch alle zeitig entdeckt und unterdrückt wurden. Die Folge davon war, daß strengere Gesetze gegen die Katholiken gegeben wurden, die aber den Eifer derselben, die gefangene Königin zu befreien, nicht schwächten. Bereits achtzehn Jahre befand sich Maria in englischer Haft, als von neuem eine Verschwörung zur Ermordung Elisabeths und zur Befreiung der schottischen Königin gestiftet ward, an deren Spitze ein junger Edelmann, Namens Babington, stand. Die Verschwörung wurde entdeckt, und die Theilnehmer büßten mit dem Leben. Durch die Untersuchung war man jedoch in den Besitz von Briefen gekommen, welche Maria an die Verschworenen geschrieben hatte, und aus denen hervorging, daß sie um den Mordplan gewußt. Diese Entdeckungen erregten in dem ganzen protestantischen England die größte Besorgniß; man dachte mit Schrecken an den Tod Elisabeths, wenn Maria aus dem Gefängnisse auf den Thron steigen, und dann die katholische Religion in England wieder herrschen würde. Es ward daher im Rathe der Königin beschlossen, Maria zur gerichtlichen Untersuchung zu ziehen. Am Schlusse dieser Untersuchung sprach das Gericht das Todesurtheil über sie aus.

Als aber das Parlament die Vollziehung des Urtheils forderte, da stiegen sorgenvolle Zweifel in dem Herzen der Königin auf, indem sie bald erwog, welche Rücksichten die Milde gegen Maria und deren Stellung als unabhängige Königin erheischten, bald an die großen Gefahren dachte, die ihr und ihrem Throne von Marias zahlreichen Freunden, von Spanien und Frankreich aus drohten. Sie ließ endlich durch ihren Staatssecretair Davison den Befehl zur Vollziehung des Urtheils auffsetzen, damit es bereit sei, wenn sich für England neue Gefahren zeigten. Davison theilte es anderen königlichen Räthen mit, und diese glaubten aus den Aeußerungen der Königin schließen zu dürfen, daß ein entscheidender Schritt ohne ihr Wissen ihr gerade angenehm sein würde.

Zwei Räthe Elisabeths begaben sich also nach Fothering-

hat, wo Maria gefangen saß (Februar 1587), und kündigten der unglücklichen Königin an, sich auf den nächsten Morgen um acht Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das schreckliche Wort mehr mit Erstaunen, als mit Entsetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend und ließ dann ihre sämmtliche Dienerschaft hereintreten. Weinend erschienen die Treuen, sie knieten nieder und baten sie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen sie unwissend beleidigt habe. Sie gab ihnen die Bitte zurück, versicherte ihnen, daß sie allen wohlgewollt habe, gab ihnen Empfehlungsschreiben an ihre Verwandten in Frankreich mit, theilte den kleinen Ueberrest ihrer Güter unter sie aus, und nahm den zärtlichsten Abschied von ihnen. Dann schlief sie einige Stunden und brachte den Rest der Nacht im Gebete zu. Der Beistand eines katholischen Geistlichen, um den sie gebeten hatte, war ihr versagt worden; dafür wollte man ihr einen protestantischen Geistlichen aufdringen. Am Morgen des traurigen Tages genoß sie eine Hostie, vom Papste Pius V. geweiht, die sie längst für den entscheidenden Augenblick aufgespart hatte. Dann legte sie eine reiche Kleidung an, um recht als Königin zu sterben. Als sie damit fertig war, trat der Scheriff*) der Grafschaft in ihr Zimmer und sagte ihr, es sei Zeit. Sie folgte ihm mit einem ruhigen Gesichte, gestützt auf die Schultern zweier Diener, denn sie litt an einer großen Schwäche in den Beinen, Vor ihrer Thür fand sie die Grafen, die den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeister Melvil. Dieser warf sich ihr zu Füßen und rang trostlos die Hände bei dem jammervollen Anblick. Sie entließ den redlichen Diener mit dem sanftesten und frömmsten Zuspruch, küßte ihn, wollte ihn trösten, und weinte selbst. Beim Eintritt in die schwarz ausgeschlagene Halle, in welcher die Blutbühne errichtet war, hießen die Grafen Marias Diener zurückbleiben. Auf ihr eindringliches Verlangen erhielt sie jedoch für einige die Erlaubniß, Zeugen ihres Todes sein zu dürfen. Bitterer als alles Uebrige war ihr zuletzt die Zudringlichkeit des protestantischen Geistlichen, der sie wo möglich noch vor ihrem Tode zum protestantischen Glauben bekehren wollte Er

*) Eine obrigkeitliche Person.

rühmte die große Gnade, die ihr Elisabeth dadurch erweise, daß sie noch für ihre Bekehrung sorge; denn jetzt, meinte er, hange es noch von ihr ab, ob sie zu den Seligen eingehen wolle oder zu den Verdammten. Maria bat ihn, sich und sie nicht zu belästigen, da sie entschlossen sei, im katholischen Glauben zu sterben. Sie betete hierauf für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn, und zuletzt auch für Elisabeth, der sie Alles verzieh. Dann ließ sie sich von ihren Frauen entkleiden; als einer der Scharfrichter helfen wollte, sagte sie lächelnd, solcher Diener sei sie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr schluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf sie niederkniete und selber ihr Haupt auf den Block legte. Mit dem zweiten Hiebe war es vom Körper getrennt.

So starb Maria Stuart im sechsundvierzigsten Jahre ihres Alters und im neunzehnten ihrer Gefangenschaft, nachdem sie ihre Vergehungen durch das jammervollste Geschick, durch lange traurige Gefangenschaft und einen schmachvollen Tod abgebüßt hatte. Als man der Elisabeth die Nachricht brachte, zeigte sie eine große Bestürzung; sie verwünschte den unseligen Diensteifer ihrer Räthe, die ohne bestimmten Befehl die ungeheuere That wider ihr Wissen und Wollen, vollführt hätten. Man sah sie oft und lange starr wie eine Bildsäule stehen, dann wieder Thränen vergießen, kraftlos niedersinken und die Ungewißheit menschlicher Größe beklagen. Der unglückliche Davison, der aus Uebereilung den Befehl zur Hinrichtung zu frühe in die Hände der Grafen gegeben hatte, mußte eine schwere Geldbuße erlegen, die ihn an den Bettelstab brachte. In einem Briefe, den Elisabeth an König Jacob von Schottland, den Sohn Marias, schrieb, sprach sie ihren großen Schmerz über dieses unglückliche Ereigniß aus.

---

3. Elisabeths fernere Regierung.

Unter der Regierung Elisabeths nahm das Seewesen und die Schifffahrt in England einen bis dahin ungeahnten Aufschwung. Die Reichthümer, welche für die Portugiesen und Spanier in Indien und Amerika bereit lagen, und der Ruhm ihrer Seehelden und Eroberer reizten auch in England ehrgeizige Gemüther, den Wegen nachzuspüren, wo jene Hel-

den ihre Schätze gesammelt und ihre Lorbeeren gepflückt hatten. Viele junge Engländer wagten sich auf das Weltmeer, und ein glücklicher Erfolg lockte Nachahmer herbei. Unter vielen Anderen sind die Namen Drake und Cavendish berühmt. Jener, der erste englische Weltumsegler, und unter allen der Erste, der selber von dieser Reise glücklich zurückkam, brachte unermeßliche Beute mit und seine Ankunft war für ganz England ein Freudenfest. Als er in der Themse Anker geworfen hatte, gab er ein großes Gastmahl auf seinem Admiralschiffe, dem die Königin selbst beiwohnte (1580), und stach bald darauf von neuem in die See, um die spanischen Besitzungen an den amerikanischen Küsten zu überfallen. Durch einen dieser Züge soll der Gebrauch des Tabacks in Europa bekannt geworden sein, der sich von England aus mit großer Schnelligkeit durch alle Länder unseres Welttheils verbreitet hat. Cavendish, nicht minder unternehmend und glücklich, suchte (1587) die spanischen Besitzungen an den Küsten von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung heim und sein Einzug in die Themse war gleichfalls ein Triumphzug. Seine Segel waren von Dammast und seine Schiffsleute in Seide gekleidet. In demselben Jahre zerstörte Drake eine große Zahl von Schiffen in der Bai von Cadix.

Um wegen dieser steten Angriffe auf seine Besitzungen Rache zu nehmen, beschloß Philipp, König von Spanien, durch eine große Unternehmung England mit einem Schlage zu vernichten. Zudem hatte ihn die Hinrichtung der Maria Stuart mit dem größten Ingrimm erfüllt, und er hielt einen Zug gegen die protestantische Königin Elisabeth und die Vertilgung der englischen Ketzer für eine Gewissenssache. Eine Flotte ward ausgerüstet, die aus 130 Kriegsschiffen bestand, 2600 Stück Geschütz und 20,000 Mann auserlesener Truppen führte. Philipp selber nannte sie die unüberwindliche; die Kosten ihrer Ausrüstung berechnete man auf sechszig Millionen Thaler. Der Herzog von Medina Sidonia sollte sie führen.

Bei dieser drohenden Gefahr zeigte sich Elisabeths Geist und Heldenmuth im hellsten Lichte. Außerdem, daß sie nichts unterließ, ihre Küsten wohl zu verwahren, befeuerte sie ihr

Volk auf alle Weise zur Tapferkeit. Sie erinnerte es an das Fürchterliche der spanischen Tyrannei und Glaubenswuth, an die Schrecken der Glaubensgerichte, und an die traurigen Zeiten, da dieser Philipp und Maria England beherrschten. Sie selber begab sich zu Pferde in das Lager bei Tilbury, wo zur Deckung der Themse Truppen zusammengezogen waren, und sprach eindringliche begeisternde Worte. Die ganze Nation beeiferte sich, ihr Beweise zu geben, wie sehr sie ihr Vaterland und ihre Königin liebe. Um die Wette wurden Schiffe und Truppen ausgerüstet, die Stadt London stellte noch einmal so viel als von ihr begehrt worden waren. So kam eine Flotte von fast zweihundert Schiffen zu Stande, die, weil sie von weit geschickterer Bauart waren, sich mit der spanischen unüberwindlichen Armada hinreichend messen konnten.

Fast von dem Tage an, wo diese aus dem Hafen von Lissabon auslief (Mai 1588), hatte sie mit widriger Witterung zu kämpfen. Nach großer Noth erreichte sie die Höhe von England, und ward nun von einer so auserlesenen Anzahl kleiner Schnellsegler empfangen, daß die großen spanischen Schiffe, die sich weit schwerfälliger bewegten, nichts ausrichten konnten. Außer diesem Umstande hatten die Engländer noch immer den Vortheil des Windes und der geschickteren Matrosen, und in fünf Gefechten trugen sie jedesmal den Sieg davon. Medina Sidonia befand sich in einer so üblen Lage, daß er sich nicht getraute, den Rückzug durch den Canal zu machen, sondern um Schottland herumsegelte, wobei ein furchtbarer Sturm die Flotte zerstreute und viele Schiffe versenkte. Nur ein geringer Theil kam nach Hause, und in einem elenden Zustande. So viele Millionen waren ganz umsonst verschleudert, und der den Engländern so furchtbare Feind war vor ganz Europa zu Schanden geworden. Philipp selbst zeigte dabei den größten Gleichmuth; er hörte die Unglückspost mit ruhiger Besonnenheit an und sagte: „Ich habe die Flotte gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt.“ *)

---

*) Philipp II. starb 1598. Unter seiner Regierung wurde Portugal spanische Provinz (1581—1640), nachdem der portugiesische König Se=

Als die Gefahr vorüber war, trieben die Engländer, deren Unternehmungsgeist dadurch noch mehr angeregt war, die gewinnvollen Kapereien gegen Spanien noch kühner und offener als vorher. Ein Londoner Kaper brachte einmal zwei spanische Schiffe auf, welche 1400 Kisten mit Quecksilber und über zwei Millionen Ablaßbullen geladen hatten, die zwar den Engländern nichts helfen konnten, dem König Philipp aber in Rom 300,000 Gulden gekostet hatten und ihm in Indien wenigstens fünf Millionen würden eingebracht haben. Zugleich eröffneten sich für den Handel neue Wege; eine Gesellschaft englischer Kaufleute handelte nach Rußland, und die Czaaren begünstigten diesen Handel; 1583 bildete sich eine Handelsgesellschaft nach der Levante (Kleinasien), und 1599 erhielt eine Gesellschaft von Kaufleuten den ersten Freiheitsbrief zum ostindischen Handel. Von dieser Zeit an wächst die Zahl der englischen Schiffe unter jeder Regierung.

Die letzten Jahre wurden der Königin Elisabeth durch Kummer verbittert, und vor ihrem Tode befiel sie ein düsterer Trübsinn. Sie starb im März 1603 im siebzigsten Jahre ihres Lebens. Als ihren Nachfolger auf dem englischen Thron hatte sie Jacob VI. von Schottland, den Sohn der Maria Stuart, bezeichnet.

---

bastian in der unglücklichen Schlacht bei Alkassar in Marokko (1578) gefallen und sein Nachfolger zwei Jahre darauf gestorben war Die Ungewißheit von Sebastians Tode und der Druck der spanischen Herrschaft bewirkten, daß man nacheinander vier Menschen aufstellte, die sich für den echten Sebastian ausgaben. Die drei ersten wurden als Betrüger bestraft; unsicherer ist das Urtheil über den vierten, der, weil bei seiner Ankunft in Portugal allgemeine Theilnahme sich für ihn erhob, auf ein spanisches Schloß gebracht wurde. Sein geheimnißvolles Ende gilt Manchen als Zeugniß für seine Echtheit. Im Jahre 1640 erhob eine fast unblutige Revolution den Herzog Johann von Braganza als Johann IV. auf den portugiesischen Thron, als in Spanien Philipp IV. (1621—1665) regierte, unter dem, wie unter seinem Vorgänger Philipp III. (1598—1621), die spanische Macht immer mehr in Verfall gerieth.

XXVI.

Gustav Wasa, König von Schweden.

(1523—1560.)

Die nordischen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden waren durch die Calmarische Union (Einigung) zu einem einzigen Reiche verbunden, über welches Unionskönige von Dänemark aus regierten (1397). Aber die ganze Verbindung war nur eine erzwungene; in den Schweden war das Bestreben, ihre Selbstständigkeit gegen die Könige in Dänemark zu behaupten, immer herrschend geblieben und an ihrer Spitze standen Reichsvorsteher aus dem mächtigen Geschlechte der Sture mit fast unumschränkter Gewalt. Als in Dänemark Christian II. zur Regierung kam, suchte er seine Herrschaft auch über Schweden geltend zu machen, mußte aber gegen den Reichsvorsteher langwierige Kämpfe bestehen. Während dieser Feindseligkeiten kam es einst zu Friedensunterhandlungen, wobei mehrere vornehme Schweden an Christian als Geißeln gesandt wurden. Unter diesen befand sich Gustav Erichson mit dem Beinamen Wasa.

Gustav war der Sohn eines Reichsrathes aus einem alten und verdienten Geschlechte. Sein mütterlicher Oheim, der Reichsvorsteher Sten Sture der Aeltere, ließ ihn an seinem Hofe erziehen, und schon als Knabe zeigte Gustav so ausgezeichnete Gaben, so vielen Geist und Muth, daß man große Hoffnungen von ihm faßte. Auf den Lehranstalten zu Upsala sammelte er manche nützliche Kenntnisse. Vaterlandsliebe flößten ihm die achtungswerthen Edelleute ein, mit denen er umging, und Klugheit lehrten ihn die verwickelten Umstände, in denen sein Vaterland während Christians II. Regierung sich befand. Als nun die schwedischen Geißeln, unter ihnen auch Gustav, diesem Könige übergeben wurden, ließ Christian sie treuloser Weise verhaften und nach Dänemark bringen mit der Drohung, sie alle enthaupten zu lassen, wenn die Schweden sich ihm nicht unterwerfen würden.

In Dänemark nahm sich ein angesehener Edelmann, Namens Baner, des jungen Gustav an, der ihm verwandt war. Er stellte sechstausend Thaler zur Bürgschaft für ihn und erhielt ihn dafür mit der Bedingung ausgeliefert, daß

er ihn sorgfältig hüten und sich für seine Flucht verantwortlich machen wolle. So verlebte der Gefangene eine Reihe von traurigen Monaten auf Baners Schlosse und dachte an nichts, als an sein Vaterland, das seiner so sehr bedurfte. Und als er nun vernahm, wie Christian von neuem große Kriegsrüstungen betriebe, um die Schweden unter seine strenge Herrschaft zu beugen, entfloh er in Bauernkleidern an einem Morgen in der Dämmerung aus dem Schlosse und entging zwei Tage lang auf abgelegenen Wegen den Forschungen seiner Verfolger. In Flensburg schloß er sich an eine kleine Gesellschaft deutscher Viehhändler an, die aus Jütland Ochsen geholt hatte und ihn auf sein Anerbieten als Viehhüter in ihre Dienste nahmen. Mit ihnen kam er nach Lübeck (1519), und hier begab er sich sofort auf das Stadthaus, nannte seinen Namen und bat um Schutz für sich und um Beistand für sein Vaterland.

Lübeck war damals die mächtigste unter den deutschen Hansestädten und von Christian vielfach beleidigt worden. Gustav ward daher freundlich aufgenommen und erwarb sich das Zutrauen des Bürgermeisters, der ihn gegen Baners Anspüche in Schutz nahm, als dieser ihm nachgeeilt war und ihn von den Lübeckern zurückverlangte. Nach sieben Monaten erhielt er die Erlaubniß abzureisen und das Versprechen, daß man ihn künftig mit Geld und Soldaten unterstützen wolle, wenn die Umstände einen solchen Beistand nöthig machen sollten. Auf einem Kauffahrteischiff landete er glücklich in Schweden (1520).

Gustav ging nach Calmar, aber die Bürgerschaft dieser Stadt war muthlos, und die schwedische Besatzung des Schlosses bedrohte ihn mit dem Tode, als er sie ermahnte, sich gegen Christian II. tapfer zu vertheidigen. Er mußte daher in Bauerntracht weiter eilen und wanderte unter unzähligen Mühseligkeiten und Gefahren nach Smaland, dann nach Südermannland. Die Nächte brachte er bald im Korne, bald in den Wäldern zu. In Südermannland besuchte er seine Schwester, die mit einem Reichsrath vermählt war, und machte hier seinen Vorsatz kund, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und sich an dessen Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtsamen Verwandten erschraken

über solch ein Wagestück und wollten mit dem verwegenen Jüngling nichts zu thun haben. Seine Schwester bat ihn mit Thränen, doch nicht sich und sie alle ins Verderben zu stürzen. So ging er denn weiter und verbarg sich auf einem Gute seines Vaters.

Inzwischen war es Christian II. gelungen, Schweden nach dem Tode des Reichsvorstehers zur Anerkennung der dänischen Herrschaft zu zwingen. Er versprach nach den Gesetzen Schwedens und nach den Bestimmungen des Calmarischen Vereins zu regieren und wegen des Vergangenen keine Rache zu üben. Hierauf fand zu Stockholm die feierliche Krönung statt. Drei Tage lang ward herrlich geschmauset, aber am folgenden Tage (8. November 1520) wurden früh die Thore von Stockholm geschlossen, alle Straßen und Plätze mit starken Wachen besetzt, und auf dem Markte Kanonen aufgepflanzt. Durch einen Trompeter ward bekannt gemacht, daß sich bei Lebensstrafe keiner unterstehen solle an diesem Tage aus seinem Hause zu gehen. Nun wurden vierundneunzig Personen, die für Schwedens Unabhängigkeit gewirkt hatten, in einen Kreis geführt, und unter dem Vorwande, der König vollstrecke den Bann des Papstes gegen Schweden, öffentlich enthauptet. Andere wurden gehängt oder auf martervolle Weise umgebracht. Der Marktplatz wurde so mit Blut überschwemmt, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. An den beiden folgenden Tagen wurden die Hinrichtungen fortgesetzt. Drei Tage lang lagen die todten Körper auf dem Markte zur Schau, und zwar die der Geistlichen, Adeligen und Bürger in besonderen Haufen. An anderen Orten fanden ähnliche Gräuel Statt.

Das Gerücht von diesem gräßlichen Ereigniß, welches in der Geschichte den Namen des Stockholmer Blutbades führte, drang auch in die stille Einsamkeit, in der sich Gustav Wasa aufhielt. Er hörte, daß sein Vater und seine Vettern mit gefallen waren, und der Durst nach Rache befestigte ihn in seinen längst gefaßten Entschlüssen. Aber Christian hatte seinen Aufenthalt in Südermannland erfahren und schickte ihm überall Späher nach, ihn aufzusuchen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und wer ihn verbergen würde, ward mit dem Tode bedroht. Wohin er kam, ver-

schloß man die Thüren vor ihm. Da floh er an die westliche Grenze Schwedens, in die Thäler an den norwegischen Gebirgen, die von den Dalekarlen (Thalmännern) bewohnt werden, einem Stamme, der noch jetzt seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe, seine Ehrlichkeit und Gastfreiheit bewahrt. Diesen Männern wollte er sich zeigen, ihnen die Noth des Vaterlandes schildern, und wenn er sie zum Krieg begeistern könnte, sich an ihre Spitze stellen. Auf der Reise dorthin verließ ihn ein Diener, den er mitgenommen hatte, und wollte mit allem ihm anvertrauten Gepäcke davon gehen. Gustav aber setzte ihm nach und zwang ihn, das Pferd mit dem Raube zurückzulassen. Nachdem er einsam öde Steppen, starre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er in die Gegend von Falun, das durch seine Kupferbergwerke berühmt ist. Hier steckte er sich in grobe Knechtstracht und verdung sich bei einem reichen Bergmann, auf dessen Hofe er durch Dreschen und andere Handarbeit sein Brot verdiente. Aber auch hier war er nicht lange sicher. Seine Sitten fielen seinen Mitknechten auf, eine Magd bemerkte einen goldgestickten Hemdkragen unter dem wollenen Wamms, und endlich ließ ihn der Herr kommen, um ihn auszuforschen. Gustav erinnerte sich mit diesem Manne in Upsala studirt zu haben, und forderte ihn zur Theilnahme an seinem großen Unternehmen auf, aber der Mann gerieth in Erstaunen und Schrecken, rieth ihm tiefer in's Gebirge zu flüchten und sich an keinem Orte lange aufzuhalten. So wanderte er denn weiter; auf, einem gefrorenen See brach er ein und rettete sich mit Lebensgefahr. Endlich erreichte er einen Edelhof, dessen Besitzer ihn sogleich erkannte und freundschaftlich aufnahm, aber nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz. Er berechnete schnell, welche Belohnung er von Christian erhalten könnte, wenn er diesen gefährlichen Gast auslieferte, und so setzte er sich, nachdem er ihn ganz ausgeforscht hatte, unter einem Vorwande schnell zu Pferde, um seinen Fang dem dänischen Statthalter der Gegend, der sein Schwager war, anzuzeigen. Dieser folgte ihm sogleich mit zwanzig Mann, allein zum Glück fanden sie den Flüchtling nicht mehr. Die mitleidige Gattin des Edelmanns hatte ihm einen Wink von ihres Gemahls Vorhaben gegeben, und ihm selbst ein Pferd und einen Schlitten zur

Flucht geliehen. Damit entkam er glücklich, hielt sich acht Tage lang bei einem Dorfpfarrer auf, wanderte dann weiter und fand im Hause eines Kronschützen Zuflucht.

Aber auch hier suchten ihn die dänischen Späher auf. Sie traten in die Stube, als eben Gustav daselbst am Feuer stand. Nur die Geistesgegenwart der Frau konnte ihn retten. Während die Soldaten mit ihrem Manne sprachen, kam sie zornig herein, schimpfte auf den faulen Knecht, der sich nur immer wärmen wolle, gab ihm einen derben Schlag mit dem Spaten und jagte ihn zu den übrigen Arbeitern hinaus. Er beschloß hierauf, noch weiter zu fliehen, aber überall hörte man von den umherstreifenden Dänen. Da legte ihn sein Wirth auf einen Wagen, bepackte ihn mit Stroh und fuhr ihn so verborgen weiter. Aber auch auf diesem Wege begegnete ihm eine dänische Streifwache, der Wagen ward angehalten und das Stroh an mehreren Stellen durchstochen. Ein Stich ging Gustav tief in's Bein, aber er rührte sich nicht. Der Bauer, welcher beim Weiterfahren bemerkte, daß seine Wagenspur im Schnee von dem durchgetröpfelten Blute gefärbt war, gab sogleich seinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, um die Kundschafter abermals zu täuschen. So kamen sie glücklich am Ziel ihrer Reise an.

Hier nahm Gustav Gelegenheit, den Bauern die Gräuelthaten in Stockholm, von welchen in diese entlegenen Thäler noch wenig Kunde gekommen war, zu schildern; er ermahnte sie, sich wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren aufzumachen und das fremde Joch abzuwerfen. Die Bauern waren bewegt, wollten aber erst wissen, wie ihre Nachbarn gesonnen seien. Gustav ging nun nach dem volkreichsten Kirchspiel in diesen Thälern, wo aber seine Beredsamkeit noch geringeren Erfolg hatte, so daß er seine Flucht fortsetzte. Als indeß gleich darauf eine Schaar von hundert Dänen erschien, die mit Ungestüm den Flüchtling suchten, erbitterte ihr hartes Verfahren das Landvolk; man zog die Sturmglocke, und in Kurzem waren gegen tausend bewaffnete Bauern beisammen, die sogleich auf die Dänen losgingen und sie sicher alle getödtet haben würden, wenn diese nicht versprochen hätten, dem flüchtigen Gustav kein Leid zuzufügen. Einige Tage nachher fand sich ein beherzter schwedischer Kriegsmann ein.

Er verbreitete das Gerücht, der König werde nächstens eine Blutreise durch ganz Schweden vornehmen, auf jedem Lehnhofe sollten Galgen errichtet werden, eine große Schatzung sei bereits ausgeschrieben, und um aller Empörung zuvorzukommen, sollte jedem Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Die Dalekarlen, vor Schrecken und Wuth außer sich, bereuten nichts mehr, als daß sie ihren Gast hatten ziehen lassen, und der schwedische Kriegsmann hörte nicht sobald, daß Gustav hier gewesen, als er den Bauern freudig bewies, dieser sei der einzige Mann in Schweden, der sie und das Reich retten könne. Seine Reden wurden durch einen Edelmann bestätigt, der auch um diese Zeit dort ankam, das Blutbad in Stockholm mit angesehen hatte und die Wuth des Königs nicht fürchterlich genug schildern konnte. Jetzt wurden die Dalekarlen zur Rache fortgerissen; einige eilten Gustaven auf Schlittschuhen nach, trafen ihn, als er eben im Begriff stand, sich über das Gebirge einen Weg nach Norwegen zu suchen, und brachten ihn im Triumph zurück. Die angesehensten Bauern der Thallande ernannten ihn zu ihrem und des schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann. Zweihundert Mann erboten sich, ihm zu folgen. Mit diesen wandte er sich nach Falun (1521), griff den Bergvogt an, nahm ihn und mehrere Anhänger Christians gefangen und ließ die dortigen Buden dänischer Kaufleute plündern. Der glückliche Erfolg und die reiche Beute lockten bald mehr Bauern zur Nachfolge an, und bald errangen die Seinen einen Sieg über 6000 Mann Feinde. Gustav lehrte seine Leute bessere Waffen schmieden, und in geschlossenen Gliedern fechten. Auch zwang er sie zu einer strengen Mannszucht und bestrafte jeden groben Ungehorsam mit dem Tode. Im Mai 1521 erklärte er dem dänischen Tyrannen durch eine öffentliche Kundmachung förmlich den Krieg, eroberte Westeräs nach einem gewonnenen Treffen und sammelte unter seine Fahne viele Schwedische Offiziere, die von des Königs Heer mit Freuden zu ihm übergingen. Seine Macht ward allmählich so stark, daß er sie theilen und an mehreren Orten zugleich damit wirken konnte. Ja, als er sich von gedienten Soldaten hinreichend unterstützt sah, dankte er von den Bauern viele ab, die nun nach Hause gehen und ihre Ernte besorgen konnten. Bald ward Upsala

erobert. Von da ging's auf die Hauptstadt los. Der Dänen waren zu wenige in der Stadt, als daß sie ihm hätten entgegen gehen können, aber doch auch noch zu viel, um von den Einwohnern aufgerieben zu werden, und da Gustav keine Flotte hatte, so konnte Christian von der Seeseite noch so viel Truppen und Vorrath hineinbringen als er wollte. Dazu kam, daß die Dänen noch viele Anhänger hatten, und namentlich die Geistlichkeit auf ihrer Seite war. Gustav forderte daher die Stände auf, sich im August auf einem Reichstage in Wadstena einzufinden. Zu seinem Vergnügen erblickte er hier viele schwedische Edelleute, so wie Männer aus anderen Ständen; er redete sie ernst und freundlich an, schilderte ihnen den Zustand des Reichs, und forderte sie zur thätigen Hülfe auf. Alle Anwesenden wurden von seiner edlen Gesinnung gerührt und versprachen, ihm bis in den Tod zu folgen; sie baten ihn zugleich, ihr König zu sein und eine Krone anzunehmen, die er so wohl verdient und die Christian verwirkt habe. Er aber sah, daß es dazu noch zu früh sei. „Laßt uns erst," sprach er, „die Dänen stürzen; wenn uns das gelungen ist, können wir einen würdigen Beherrscher wählen." Es wurde ihm daher nur als Reichsverweser Treue und Gehorsam gelobt.

Hierauf setzte Gustav die Belagerung der Hauptstadt, welche volle zwei Jahre dauerte, mit Erfolg fort. Er erhielt von den Lübeckern Hülfe, während Christian durch Geldmangel gehindert war, seine Truppen in Schweden gehörig zu unterstützen. Inzwischen war in Dänemark selbst eine Empörung des Adels gegen Christian II. ausgebrochen*). Als die dänische Besatzung in Stockholm hörte, daß der König als Flüchtling das Land verlassen habe, willigte sie endlich unter vielen Bedingungen, die man ihr gern zugestand, in die Uebergabe (1523).

Auf einem Reichstage, der noch vor der Uebergabe Stock-

---

*) Christian II. wurde abgesetzt (1523) und Friedrich I. bestieg den Thron. Der vertriebene König machte viele Versuche, sein Reich wiederzugewinnen, ward aber 1532 von Friedrich gefangen genommen und nach der Insel Alsen abgeführt, wo er in dem Schlosse Sonderburg mehr als sechszehn Jahre in einem finstern Thurme zubrachte, ohne andere Gesellschaft, als die eines norwegischen Zwerges.

holms gehalten wurde, erkannten Alle, daß das Reich eines Königs bedürfe, und daß Niemand der Krone würdiger sei, als Gustav Wasa, der Retter des Vaterlandes. Aber die großen Schwierigkeiten, welche mit der Behauptung dieser Krone verbunden waren, brachten ihn zu dem Entschlusse, die dargebotene Königswürde abzulehnen. Die Stände brachen in Thränen aus, Mehrere fielen auf die Knie und beschworen ihn, doch jetzt dem Vaterlande seinen Beistand nicht zu entziehen. Endlich gab Gustav nach, und voller Freude leisteten nun alle dem neuen Könige den Eid der Treue, und er schwur ihnen dagegen, nach den schwedischen Gesetzen regieren zu wollen (Juni 1523). Gustav unterließ nicht, sich jetzt gegen die, welche ihm auf seiner Flucht mit eigener Lebensgefahr beigestanden hatten, dankbar zu erweisen. Keiner von ihnen blieb unbelohnt, und da jener Pfarrer, der ihn einmal acht Tage beherbergt hatte, nicht mehr lebte, so ließ der König wenigstens zum Zeichen seiner dankbaren Erinnerung eine vergoldete Krone auf den Kirchthurm des Dorfes setzen.

Unter Gustavs Regierung wurde die Reformation in Schweden eingeführt, und da die Einkünfte des Königs allzu gering waren, wurden sie durch die reichen Güter der katholischen Geistlichkeit vermehrt. Die Einführung der neuen Lehre verursachte jedoch große Unzufriedenheit, so daß Gustav auf einem Reichstage zu Westeräs (1527) die Regierung niederzulegen beschloß. „Wir können uns nicht wundern," sagte er zu den Reichsständen, „daß das gemeine Volk uns allen Ungehorsam und Verdruß erzeigt, da es solche Anstifter hat. Wer wollte unter solchem Beding Euer König sein? Nicht der Schlimmste in der Hölle, viel weniger ein Mensch. Seid daher bedacht, wie Ihr mich redlich aus dem Regimente entlasset und mir dasjenige erstatten möget, was ich von meinem Eigenen für das Allgemeine ausgegeben; dann werde ich hinwegziehen und mein undankbares Vaterland nie wiedersehen." Bei diesen Worten brach er in Thränen aus und verließ den Saal. Alles war bestürzt, und man beschloß, nachzugeben. Dreimal wurde Gustav die Bitte vorgetragen, er möge die Regierung fortführen, endlich mit Fußfall und Thränen, bis er sich bewegen ließ. Die Reformation der Kirche ging nun ungehindert durch.

Gustavs Regierung war für das Land höchst wohlthätig. Er sorgte für die Ausbildung der Verfassung, da auch der Bauernstand auf dem Reichstage Zutritt erhielt, für den Bergbau, für Handel und Gewerbe, und erhöhte dadurch den Wohlstand. Auf einem Reichstage wurde die Krone in seinem Hause für erblich erklärt. Doch hatte Gustav seine ganze Regierung hindurch mit Mühseligkeiten, Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen. Der König beging zuletzt nur den Fehler, daß er das Reich unter seine Söhne theilte, woraus verderbliche Verwirrungen entstanden. Er starb 1560. Aus seinem Geschlechte stammt Gustav Adolf, einer der Helden des dreißigjährigen Krieges (vergl. XXI, 4, 5).

XXVII.

Die englische Revolution.

1. Jacob I. (1603—1625.)

Als mit Elisabeth das Haus Tudor auf dem englischen Throne erloschen war, folgte dem Erbrechte nach Jacob VI., König von Schottland, der Sohn der hingerichteten Maria Stuart, der sich als König von Großbritannien Jacob I. nannte. Auf seiner Reise nach London strömte das Volk von allen Seiten herbei, um seinen neuen Herrscher jubelnd zu empfangen, aber seine abstoßende äußere Erscheinung und seine geistige Unbedeutendheit verscheuchten bald die Hoffnung und das Vertrauen, womit ihm das Volk entgegen kam, und seine überspannten Ansichten vom göttlichen Rechte der Könige, wie seine geheime Hinneigung zu den Katholiken bereiteten jene Revolution vor, die seinen Sohn und Nachfolger in's Verderben stürzte.

Die Katholiken hegten große Erwartungen von einem Könige, dessen Mutter sie als Märtyrin ihres Glaubens verehrten, und von dem sie Erleichterung des auf ihnen lastenden Druckes hofften. Auch war Jacob I. nicht abgeneigt, ihnen Zugeständnisse zu machen: aber das Parlament, das seine Absichten merkte, verschärfte die Maßregeln gegen die Katholiken, und der König, der vorsichtig zu Werke gehen

mußte, konnte nicht umhin, dessen Beschlüsse zu bestätigen. Das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen erregte unter den Anhängern der alten Kirche die größte Erbitterung und die Frucht derselben war die Pulververschwörung, die nichts Geringeres bezweckte, als den König mit dem ganzen Parlamente in die Luft zu sprengen.

Die Verschworenen mietheten zuerst ein an das Parlamentshaus stoßendes Gebäude, um von hier aus eine Mine zu eröffnen. Während dieser Arbeit erfuhren sie, daß ein Keller unter dem Parlamentshause selbst vermiethet wurde. Sie nahmen ihn sofort in Beschlag und brachten allmählig sechsunddreißig Tonnen Schießpulver hinein, die sie mit Brennholz und Steinen bedeckten. Zur Ausführung des Frevels war der 5. November 1605 bestimmt, der Tag der Wiedereröffnung des Parlaments. Aber einer der Verschworenen erließ an seinen Schwager ein Warnungsschreiben, das zur Entdeckung des Kellers und des Pulvervorraths führte. Einer der Schuldigen wurde dabei gefangen, die Uebrigen ergriffen die Flucht. Als sie sich in einem Hause verrammelten und zum Kampfe rüsteten, entzündete zufällig ein Funke ihr Pulver und verletzte einige der Theilnehmer. Tags darauf wurden sie von bewaffneter Mannschaft angegriffen und gefangen und büßten ihr Verbrechen mit dem Leben.

Die Folge dieser vereitelten Verschwörung waren strengere Maßregeln gegen die Katholiken, die zu Staatsstellen jeder Art für unfähig erklärt wurden. Dennoch zeigte sich der König im Stillen viel gemäßigter und neigte sich insgeheim zum päpstlichen Stuhle hin. Wenn er sich schon hierdurch die Herzen seiner Unterthanen entfremdete, so that er dies noch mehr durch sein Streben, seinen Sohn und Nachfolger mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen. Um diesen Zweck zu erreichen, versäumte er es sogar, seinen Schwiegersohn Friedrich V. von der Pfalz (vergl. XXI, 2) zu unterstützen. Des Königs Günstling, Buckingham, reiste selbst mit dem Prinzen Karl nach Spanien, um die Heirath zu Stande zu bringen; dennoch scheiterte der Plan, weil sich Buckingham durch sein leichtfertiges Betragen mit dem Hofe veruneinigt und die Spanier so verletzt hatte, daß er schimpflich aus Madrid verwiesen ward. Dagegen gelang es dem

König, die Vermählung seines Sohnes mit einer anderen katholischen Prinzessin, mit Marie Henriette, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, zur Ausführung zu bringen, in der jedoch das Volk, als sie mit einem großen Gefolge französischer Höflinge an Englands Küsten landete, den leibhaftigen Antichrist über das Meer zurückkehren zu sehen glaubte.

Jacob, der sich bei seiner hohen Meinung vom Rechte der Könige durch seinen Günstling Buckingham zu vielen willkürlichen Schritten verleiten ließ, verfolgte die Puritaner, deren freisinnige Kirchenverfassung ihm ein Gräuel war, und diese erhoben in ihren Predigten über Freiheit und Gleichheit desto lauter ihre Stimme. So hinterließ Jacob, als er im Jahr 1625 mit dem Hasse aller Parteien beladen, in's Grab sank, seinem Sohne und Nachfolger das Reich in großer Aufregung.

2. Karl I. Regierung bis zur Berufung des langen Parlaments. (1625—1640.)

Karl I., der von 1625 bis 1649 regierte, zeichnete sich durch ernsten würdigen Anstand und sittlichen Wandel aus und liebte und schützte Wissenschaften und Künste. Es fehlte ihm jedoch der Scharfblick, die wahre Lage des Reiches zu erkennen, und die Kraft, eigene Ueberzeugungen zu haben und durchzusetzen. Dabei hatte er, wie sein Vater, eine überwiegende Neigung zu unumschränkter Gewalt; er betrachtete jeden Versuch, seine königliche Macht zu beschränken, als einen sträflichen Eingriff in seine Rechte und hielt sich für befugt, jede ihm abgedrungene Verwilligung nach Gutdünken zurückzunehmen. Durch seine katholische Heirath hatte er sich die Anhänger der Episcopalkirche wie die Puritaner zu Feinden gemacht; am meisten aber schadete ihm seine Hingebung an den Günstling seines Vaters, den herrschsüchtigen und habgierigen Buckingham.

Karl sollte bald nach seiner Thronbesteigung die Macht der gegen ihn herrschenden Gesinnung erfahren. Er hatte von seinem Vater einen Krieg mit Spanien ererbt, sein Schwager, der vertriebene Pfalzgraf Friedrich, verlangte Hülfe von ihm, und seine Vermählung hatte bedeutende Aus-

gaben erfordert. Er versammelte daher das Parlament, um Geld zur Deckung seiner Schulden zu erhalten. Das Unterhaus*) aber war entschlossen, die Verlegenheit des Königs zu benutzen, um durch die ihm rechtlich zustehende Verweigerung der Geldhülfe Bewilligungen zu Gunsten der Religion und bürgerlichen Freiheit zu erlangen. Das Parlament zeigte sich also keineswegs willfährig, und Karl, der darin aufrührerischen Trotz sah, löste es auf (1625). Er schrieb nun eigenmächtig Zölle aus, von deren Ertrag eine Flotte gegen Cadix ausgerüstet wurde; allein die Unternehmung scheiterte, und Karl sah sich genöthigt, schon im folgenden Jahre (1626) ein zweites Parlament zu berufen. Doch dieses ging noch weiter, als das erste, und klagte den Herzog Buckingham, in dem es die Quelle aller Uebel erkannte, wegen Hochverraths an. Der König ließ zwei Abgeordnete verhaften, mußte sie aber bald wieder frei lassen, und löste, um seinen Günstling zu retten, das Parlament auf.

Dennoch hörte der König nicht auf, sich den unbesonnenen Rathschlägen Buckinghams hinzugeben. Er bewilligte den Katholiken für Geld Freiheiten, erhob eigenmächtig von den Kaufleuten und Schiffern das sogenannte Pfund- und Tonnengeld und schrieb ein Zwangsanleihen aus, das durch rohe Gewaltthätigkeit, durch Einquartierungen und Einkerkerungen eingetrieben wurde. Mit dem gewonnenen Gelde rüstete Buckingham wieder eine Flotte aus, um die in la Rochelle von Richelieu belagerten Reformirten zu unterstützen, allein auch diese Unternehmung hatte einen unglücklichen Ausgang, und der König mußte, um Geld zu bekommen, sein drittes Parlament berufen (1628.)

Inzwischen war die Stimmung des Volkes dem König noch feindseliger geworden. Mit ruhiger Entschlossenheit ging das Parlament vor und bewilligte bedeutende Geldmittel, ließ aber die Zeit der Erhebung unbestimmt, um vorher seine Wünsche durchzusetzen. Diese wurden in der sogenannten Bitte um Recht (petition of right) zusammengefaßt, und liefen darauf

---

*) Die Vertreter der Geistlichkeit und des hohen Adels bildeten das Oberhaus, die des niederen Adels, des Bürger- und Bauernstandes, das Unterhaus.

hinaus, daß ohne Bewilligung des Parlaments keine Steuern erhoben, das Volk mit Einquartierungen verschont, und Niemand willkürlich verhaftet, oder anders als von seinem ordentlichen Gerichtshof verurtheilt werden sollte. Der König suchte zwar die Bestätigung dieser Bitte zu umgehen, mußte sich aber endlich doch fügen und genehmigte sie mit den üblichen Worten: „Laßt es Gesetz sein, wie gebeten wird.“ Dennoch ging das Parlament zur Untersuchung weiterer Beschwerden über und verweigerte dem König das Recht des Tonnen- und Pfundgeldes, das ihm nicht, wie dies sonst bei der Thronbesteigung der Könige üblich gewesen, ausdrücklich bewilligt worden war. Um den Streit zu enden, vertagte der König das Parlament (1628).

Indessen hatte Buckingham die bewilligten Gelder zur Ausrüstung einer neuen Flotte zum Entsatz von la Rochelle verwandt, und war eben im Begriff, die Führung zu übernehmen, als er zu Portsmouth in dem Augenblick, wo er in den Wagen steigen wollte, von einem fanatischen Puritaner ermordet ward (1628).

Sein Tod schien Hoffnung auf ein besseres Verhältniß zwischen König und Parlament zu eröffnen, aber diese Hoffnung trübte sich bald, als letzteres im Anfange des Jahres 1629 wieder zusammentrat. Es kam zu den heftigsten Ausbrüchen der Leidenschaft, und das Unterhaus bestritt dem König namentlich die Erhebung des Pfund- und Tonnengeldes. Der König löste auch dieses Parlament wegen Ungehorsams auf, glaubte aber hierbei nicht stehen bleiben zu dürfen. Er ließ neun der heftigsten Gegner einziehen und zu hoher Geldstrafe und Einsperrung verurtheilen. Sechs zahlten die Strafsumme und wurden freigelassen; die drei anderen, unter ihnen der entschlossene Elliot, weigerten sich entschieden und blieben standhaft in ihren Gefängnissen.

Nach drei erfolglosen Versuchen beschloß nunmehr der König, ohne Parlament zu regieren. An die Stelle des ermordeten Günstlings Buckingham war Thomas Wentworth getreten, ein Mann, der früher auf Seiten des Parlaments gestanden hatte, später aber zur Regierung übergegangen war und jetzt mit aller Kraft darauf ausging, die Unumschränktheit der königlichen Gewalt in vollem Maße

herzustellen. Wie Wentworth später zum Grafen Strafford erhoben, für die Angelegenheiten des Staates, so wirkte Bischof Laud für die Kirche. Voll Widerwillen gegen die Puritaner war er ein eifriger Anhänger der bischöflichen Kirche und jeder unumschränkten Herrschaft.

Aus Mangel an Geld sah sich der König genöthigt, mit Frankreich (1629) und Spanien (1630) Frieden zu schließen; auch fuhr er fort, das Pfund- und Tonnengeld und andere Abgaben zu erheben, und legte auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse hohe Steuer. Doch sollte es nicht allein bei drückenden Auflagen verbleiben; auf Lauds eifriges Betreiben wurden die Puritaner heftiger als jemals verfolgt, und diese Verfolgungen steigerten sich noch, als Laud, um dem Gottesdienste der englischen Kirche mehr Feierlichkeit und Würde zu verleihen, eine neue, der katholischen Kirche sich nähernde Liturgie entwarf, in die er viele längst abgeschaffte Ceremonien aufgenommen hatte. Die Neuerung rief eine Gährung im Volke hervor, die sich in vielen Schriften Luft machte, aber Laud scheute sich nicht, gegen die Urheber derselben mit grausamen und schimpflichen Strafen vorzugehen: das Volk aber sah in den Bestraften nur Märtyrer des Glaubens. Dieselbe Strenge herrschte in Staatssachen. Ein Edelmann aus Buckinghamshire, John Hampdon, wurde wegen Verweigerung des Schiffsgeldes angeklagt. Mit siegreicher Beredsamkeit vertheidigte er sich vor Gericht, und wenn dieses auch gegen ihn entschied, so ging er doch ruhmgekrönt aus dem Processe hervor, und ward von der ganzen Nation als ihr Vorkämpfer gegen den Mißbrauch königlicher Gewalt betrachtet.

Doch Karl, weit entfernt, sich durch solchen Widerstand schrecken zu lassen, wollte die neue Liturgie auch in Schottland einführen. Hier stieß er aber auf einen weit stärkeren Widerstand, denn Karl war nicht das Haupt der schottischen Kirche, wie der englischen, da die Reformation in diesem Lande nicht vom Hofe, sondern aus dem Schooße des Volks hervorgegangen war. Am Tage der Einführung der neuen Liturgie kam es zu den unruhigsten Auftritten (1637). Als der Geistliche in der Kathedrale zu Edinburg im weißen Chorhemde erschien, riefen die Zuhörer, ehe er noch den Mund

geöffnet hatte, und besonders die Weiber: „Papst, Papst Antichrist! steinigt ihn!" eine alte Frau rief ihm zu: „Schurke, Du willst Messe lesen, während ich zugucke?" Der Tumult ward so arg, daß der Geistliche sich zurückziehen mußte. Nun bestieg der Bischof die Kanzel, um die Gemüther zu beruhigen. Allein der Aufruhr wuchs, er ward Fuchs und Bauchgott gescholten, und Schemel und Fußbänke flogen gegen ihn hinauf, und auch er mußte schleunigst abtreten. Auf dem Heimwege wurde er von einem Haufen wüthender Weiber verfolgt und in den Koth geworfen.

Karl ertheilte indessen auf die Bittschriften der Schotten um Abstellung der Neuerung eine abschlägige Antwort und erklärte ihre Versammlungen für ungesetzlich. Alsbald traten die Schotten in einen Nationalbund, den Convenant, zusammen, und thaten das Gelübde, sich jeder Neuerung in Kirchensachen einmüthig zu widersetzen (1638). Und in der That fehlte es den Schotten nicht an Muth und Kraft zu gewaltsamem Widerstande: Ein Heer ward gerüstet, Schlösser und Burgen wurden befestigt, und die allgemeine Begeisterung ließ sogar Weiber und Kinder Holz und Steine herbeitragen. Auch der König hatte gerüstet, und schon standen die beiderseitigen Heere einander schlagfertig gegenüber, als Karl aus Mißtrauen gegen den schlechten Zustand seiner Truppen Unterhandlungen eröffnete, die zu einem Vertrage führten (1639). Mit dem Bewußtsein, die Achtung vor der königlichen Majestät preisgegeben zu haben, kehrte er nach Hause zurück.

Um Geld zum Kriege zu bekommen, berief er endlich auf Straffords Rath, nach elfjähriger Unterbrechung wieder ein Parlament (1640). Dieses zeigte gleich nach seinem Zusammentritt keine Neigung, auf des Königs Geldgesuche einzugehen, erhob vielmehr die alten Beschwerden und Forderungen, und namentlich führte das Unterhaus die trotzigste Sprache. Der König griff zu seinem alten Mittel, er ließ die kühnsten Sprecher verhaften und löste das Parlament auf. Er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, Geld von seinen Ministern, Hofleuten und Anhängern zu leihen, und rüstete ein neues Heer. Aber die Schotten waren früher an der Grenze als er, schlugen einen königlichen Heerhaufen zurück und drangen, von religiöser Begeisterung getrieben, in England

ein. Karl, dessen Schatz schon erschöpft, dessen Heer sogar meuterisch war, mußte sich abermals zu Unterhandlungen bequemen.

---

3. Das lange Parlament. Ollivier Cromwell.

Da die Schotten nur unter Vermittlung des englischen Parlaments unterhandeln wollten, so erklärte sich endlich Karl, auf den dringenden Wunsch seiner Minister nach vielen inneren Kämpfen bereit, wieder ein neues Parlament zu berufen, das auch noch im Jahre 1640 zusammentrat und, da es bis zum Jahre 1648 versammelt blieb, in der Geschichte durch den Namen des langen Parlaments berühmt geworden ist. Der erste Schritt, den es that, war, daß es den Grafen Strafford wegen Hochverraths in den Anklagestand versetzte. Kurz darauf traf dasselbe Schicksal den Erzbischof Laud; die übrigen Minister retteten sich durch die Flucht. Damit war der Staatsrath des Königs aufgelöst, und dieser der größten Rathlosigkeit preisgegeben, die er durch seine eigene Schwäche noch vermehrte. Wie früher Karl die Rechte des Parlaments verletzt hatte, so verletzte dieses jetzt nicht minder die Rechte des Königs. Karl, zum Widerstande zu schwach, willigte in alle Forderungen, um nur seinen Freund Strafford zu retten, und konnte doch auch dieses Ziel nicht erreichen. Vergebens vertheidigte sich der unglückliche Graf unter den ungünstigsten Umständen dreizehn Tage lang so edel und gründlich, daß keine Anklage auf Hochverrath zu erweisen war; allein der allgemeine Haß war gegen ihn, und er sollte als Opfer fallen. Er ward zum Tode verurtheilt, und der König sollte das Urtheil bestätigen; er erklärte, er könne keine Schuld an ihm finden, doch wollte er ihn entlassen. Der König hatte einst Strafford das feierliche Versprechen gegeben, daß er nie zugeben werde, daß man ihm Leben, Ehre oder Vermögen nehme. Jetzt, von dem Parlamente immer heftiger gedrängt, wußte er in seiner Verzweiflung nicht, was er thun sollte. Aus Mitleid über seine Angst entband ihn Strafford seines Wortes und bot sich zum Opfer des Landes dar, und der schwache Monarch ertheilte in seiner Noth die Einwilligung zur Hinrichtung seines edlen Freundes und Dieners. Damit unterschrieb er sein eigenes

Todesurtheil, und der Stachel des Gewissens nagte seitdem an seinem Innern. Strafford aber ging mit großer Würde und Standhaftigkeit zum Blutgerüst. Nachdem er von den Seinigen Abschied genommen hatte, sagte er: „Nun ist es bald vorüber. Ein Hieb wird mein Weib zur Wittwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen, und alle Guten, die mich bis hierher geliebt, von mir trennen. Gott sei mit ihnen allen! Ihm danke ich, daß er mir diese Ruhe im Tode gewährt, und daß ich mein Haupt eben so kummerlos auf diesen Block legen kann, als ich es jeden Abend auf mein Ruhekissen legte.“ Mit einem Streiche fiel sein Kopf (1641). Nun ward auch Laud eingekerkert.

Der König schloß nun zwar mit den Schotten Frieden, aber ein unerwartetes Ereigniß steigerte die Erbitterung gegen ihn noch höher. Die protestantischen Engländer hatten die katholischen Irländer schon längst mit maßloser Härte und Grausamkeit unterdrückt. Die Folge war endlich im Jahre 1641 ein Aufstand, in dem die Irländer über die ihnen aufgedrungenen Colonisten, wie über Räuber, herfielen und über 50,000 Engländer ermordeten. Der König verabscheute diese Meuterei im tiefsten Herzen, dennoch ward sie ihm Schuld gegeben. Man sprach von einer Verschwörung zum Umsturz der Verfassung, sprengte die düstersten Gerüchte aus, und versetzte das Volk in offene Gährung. Auch gegen die Bischöfe richtete sich der Ingrimm des Pöbels. Zwölf derselben erklärten, sie würden vorläufig die Sitzungen nicht besuchen, da sie dies wegen Lebensgefahr nicht könnten, erklärten aber auch alle Gesetze für ungültig, die in ihrer Abwesenheit gefaßt werden würden. Das Unterhaus ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, die Bischöfe des Hochverraths anzuklagen und durch ihre Verhaftung dem König ihren Beistand zu entziehen. In seiner Rathlosigkeit ließ sich der König zu einem Schritte verleiten, der den Eindruck der Strenge machen sollte, aber zu seinem Verderben ausfiel. Er ließ durch einen Abgeordneten im Parlamente die fünf ärgsten Aufwiegler anklagen und ihre Verhaftung verlangen. Das Parlament lehnte seine Forderung ab. Am folgenden Tage erschien der König, von seinen Cavalieren und Bewaffneten begleitet, in Person im Unterhause, fand aber die Gesuchten nicht, da sie sich bereits

entfernt hatten. Er hielt eine nachdrückliche Rede, daß er die Privilegien (Vorrechte) des Hauses beobachten werde, aber auf der Verhaftung der Angeklagten bestehen müsse. Allein beim Hinausgehen verfolgten ihn trotzige Stimmen, die ihm „Privilegium, Privilegium!“ nachriefen. Man bezeichnete das Verfahren des Königs als unverträglich mit der Freiheit und Sicherheit des Parlaments, und am Abend waren alle Bürger in den Waffen, theils um die fünf Abgeordneten zu schützen, theils weil die Feinde des Königs das Gerücht verbreitet hatten, die Anhänger des Hofes wollten bei Nacht die Stadt an allen Ecken in Brand stecken und die Bewohner niedermetzeln. Nach einigen Tagen beschloß man die fünf Abgeordneten feierlich nach Westminster in die Sitzungen zurückzuführen. Die Themse war zu diesem Zwecke mit Booten bedeckt, in denen sich über 2000 Bewaffnete befanden. Am Ufer marschirte zu beiden Seiten die Stadtmiliz, von einer unzähligen Volksmenge umgeben, und im Triumph wurden die Parlamentsmitglieder auf ihre Plätze zurückgeführt. Dazwischen ward geschossen, getrommelt und Muthwille aller Art geübt (1642).

Der König hatte seiner persönlichen Sicherheit wegen London bereits verlassen und war nach York gegangen. Ehe er weitere Maßregeln ergriff, forderte er das Parlament auf, eine vollständige Aufzählung seiner Forderungen abzugeben. Diese waren jedoch so ausschweifend, daß der König nicht darauf eingehen konnte, ohne seine ganze königliche Gewalt aus den Händen zu geben. Das Parlament riß nun alle Macht an sich und stellte ein Heer unter dem Befehl des Grafen Essex auf.

Das Parlament hatte in der letzten Zeit die Verfassung nicht weniger verletzt, als früher der König. Letzterer hatte seit der Berufung des langen Parlaments so viele Zugeständnisse gemacht, daß ihm die Ursache des nun beginnenden Bürgerkrieges nicht zur Last gelegt werden kann. Auch stand noch ein großer Theil der Nation auf seiner Seite, da ihm fast der ganze Adel und die Landbewohner ergeben waren; die Bewohner von York boten ihm sogar freiwillig ihre Hülfe an. Beide Theile rüsteten sich nun zum Kriege, allein der König war kein Kriegsheld und besaß nicht die Fähigkeit,

seine Hülfsmittel zu einem starken Ganzen zu vereinigen. Auch litt er an großem Geldmangel; seine Bevollmächtigten reisten durch das Land, um Geld zu sammeln, und die Königin verpfändete in Holland ihre Juwelen, um Geld und Schiffe zu erhalten, von welchen letzteren ein Theil von englischen Kapern aufgefangen wurde. Das Parlament dagegen hatte sich in den Besitz der Hauptstadt, der Seestädte und der Flotte gesetzt und alle königlichen Einkünfte in Beschlag genommen. Die Londoner schickten so viel Silbergeschirr in die Münze, daß es an Leuten fehlte, die Gaben alle anzunehmen; die Frauen gaben willig ihren Schmuck hin, und die jungen Leute ließen sich wetteifernd zum Dienst einschreiben: an einem einzigen Tage meldeten sich über 4000 Mann. Da das Parlament Jeden, der dem König Beistand leisten würde, für einen Feind des Vaterlandes erklärte, so erließ der König seinerseits eine Bekanntmachung, welche das Parlament und dessen Anhänger als die eigentlichen Verräther der alten Verfassung bezeichnete.

Der Bürgerkrieg war nun unvermeidlich. Karl brach mit seinem Heere von Shrewsbury gegen London auf. Bei Edgehill kam es zum Treffen mit dem Parlamentsheere. Prinz Ruprecht von der Pfalz, des Königs Neffe, befehligte dessen Heer und schlug mit großer Kühnheit die beiden Flügel des feindlichen Heeres in die Flucht, ja seine Reiter streiften bald bis an die Thore Londons (1642). Die Stadt gerieth in Bestürzung, Unterhandlungen wurden angeknüpft, die jedoch zu keinem Ergebniß führten. Der Bürgerkrieg verbreitete sich nun mit allen seinen verderblichen Folgen über das ganze Land und spaltete jede Grafschaft, jede Stadt, jedes Dorf in Parteien, die sich gegenseitig bekämpften, beraubten und ausplünderten. Doch war das Glück in der nächsten Folgezeit dem Könige günstig. Da der Name des Parlaments eine so große Zauberkraft auf die Gemüther des Volkes ausübte, so eröffnete der König in Oxford ein Parlament, das er als das allein rechtmäßige dem aufrührerischen in London entgegenstellte. Wenn aber auch viele Adelige dem Könige zufielen, so waren dessen Aussichten doch keineswegs glänzend. Seine Geldnoth war auf's Höchste gestiegen; die unbezahlten Krieger murrten, die Bürger und Landleute, denen sie zur Last fielen, erhoben laute Klagen. Das Londoner Parlament

half sich durch neue Steuern, die man auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse des täglichen Lebens legte; aber obschon es in dieser Hinsicht Alles überbot, was sich der König je erlaubt hatte, zahlte das Volk jetzt das Verlangte mit Freuden.

Die Schotten hatten bis jetzt noch keinen Antheil am Kriege genommen. Jetzt schickte das Parlament Gesandte zu ihnen, um sie zu einer Verbindung geneigt zu machen. In der That waren die Schotten, die in dem Siege des Parlaments zugleich Sicherheit für ihre religiösen Freiheiten erblickten und von ihren fanatischen Geistlichen belehrt wurden, daß in England der Herr Jesus vom Antichrist bekämpft werde, zu einem Bündniß willig und bereit. Schon im Anfang des Jahres 1644 zogen 20,000 Schotten über die Grenze. Von nun an wandte das Kriegsglück dem König den Rücken. Zuerst wurde ein Hülfscorps von Irländern, das mitten im Winter die Ueberfahrt nach England gemacht hatte, um zu dem Heere des Königs zu stoßen, von Thomas Fairfax, dem trefflichen Feldherrn des Parlaments, überfallen und bei Nantwich im Norden Englands völlig vernichtet. In demselben Jahre verlor der König auch die Hauptschlacht bei Morstenmoor; dem Generallieutenant Cromwell, dem Unterfeldherrn des Generals Fairfax, gebührt der Ruhm dieses Tages.

Oliver Cromwell war im Jahre 1599 zu Huntington geboren. Anfangs für die Wissenschaften bestimmt, soll er seine Jugendzeit in Ausschweifungen und Raufereien hingebracht und sein väterliches Vermögen in Trunk und Spiel vergeudet haben*). Schon früh fühlte er sich zu den politischen und religiösen Grundsätzen der Puritaner hingezogen und mischte sich, von innerer Unruhe getrieben, unter die hitzigsten puritanischen Eiferer. Er veranstaltete religiöse Clubs, hielt seinen Landsleuten lange Predigten und erbot sich denen, welchen er einst im Spiele Geld abgenommen, dasselbe wiederzuerstatten. Er ererbte von seinem Oheim eine Summe Geldes, verheirathete sich und zog sich auf das Land zurück, um hier ungestört seinen geistlichen Uebungen leben zu

*) Diese gewöhnliche Angabe wird jedoch durch neuere Untersuchungen nicht bestätigt.

können. Im Jahre 1628 trat er zuerst als Abgeordneter seiner Vaterstadt im Unterhause auf, wurde aber damals noch wenig beachtet, da seine persönliche Erscheinung keinen angenehmen Eindruck machte, denn sein Aeußeres war häßlich, sein Anzug schmutzig, seine Sitten grob, seine Stimme dumpf, und seine Rede übel zusammenhängend. Seine strenge puritanische Richtung machte ihn zu einem erbitterten Feinde der bischöflichen Kirche, und schon war er im Begriff der Tyrannei Lauds durch die Auswanderung nach Amerika zu entgehen, als das Verbot des Hofes ihn auf Englands Boden zurückhielt. Als das lange Parlament zusammentrat, schloß er sich an seine Vettern Hampden und Pyne, entschiedene Gegner der Regierung, an und sprach selbst mit großer Heftigkeit gegen den Hof. Doch mochte er sich wohl selbst unter den damaligen glänzenden Rednern des Unterhauses nicht gefallen und wandte sich daher mit Vorliebe der kriegerischen Laufbahn zu. Er erhielt vom Parlament die Hauptmannsstelle mit dem Auftrag, eine Reiterschwadron anzuwerben, und nun beschloß er, dem Parlamente Krieger zu bilden, die durch sittliche Kraft, Muth und Entschlossenheit den königlichen Edelleuten gewachsen wären. Er führte unter seiner Schaar die meist aus Söhnen wohlhabender Pächter bestand, die strengste Mannszucht ein und wußte ihr seine religiöse Begeisterung einzuflößen. Wie sein rasches strenges Wesen die Trägen mit Furcht erfüllte, so entflammte sein belebender Zuspruch die Tapferen zur höchsten Anstrengung und gewann ihm das Vertrauen der Soldaten. Wie eine eiserne Mauer standen seine Reiter und stürzten sich im Alles niederwerfenden Sturm auf die feindlichen Reihen, um sie zu zerschneiden und dann die einzelnen Theile zu vernichten. Wiewohl Cromwell erst im dreiundvierzigsten Jahre das Kriegshandwerk ergriff, so führte er doch den Befehl mit der Einsicht eines erprobten Feldherrn. Er vereinigte seine Schaaren mit dem Heere des Thomas Fairfax, der, obgleich selbst ein bedeutender Feldherr, sich doch bald vor dem überlegenen Talente Cromwells beugen mußte.

Indessen war im Laufe des Krieges neben den früheren Religionsparteien, den Katholiken, Episcopalen und Presbyterianern (Puritanern) noch eine vierte Secte entstanden, deren

Anhänger sich *Independenten* (Unabhängige) nannten. Ihre Grundsätze gingen noch über die der Presbyterianer hinaus, indem sie jede Oberherrschaft, jede Ordnung in geistlichen und weltlichen Dingen, also auch die der Kirchenältesten verwarfen und den Grundsatz aufstellten, daß jede christliche Gemeinde, die sich in der Gemeinschaft des Geistes zusammenfinde, unmittelbar und unabhängig unter Christus stehe. Wie die Episcopalen (Bischöflichen) durch die Presbyterianer, so wurden diese jetzt durch die Independenten immer mehr in den Hintergrund gedrängt. An diese neue Partei schloß sich Cromwell an, der jetzt durch seine feurigen Reden, durch sein Talent und seine Entschlossenheit diese Partei ebenso zum Siege führte, als er selbst auf ihren Schultern emporgehoben war. Wie aber diese Independenten in religiösen Dingen kein Oberhaupt anerkannten, so auch nicht in politischen: sie waren Republikaner.

Die Independenten gingen zuerst darauf los, die Macht, welche das Parlament dem König entrissen hatte, demselben ihrerseits zu entreißen und ihm im Heere eine selbständige Macht gegenüberzustellen. Cromwell trat daher mit dem Gesetz auf, daß kein Parlamentsmitglied ferner einen Befehl im Felde führen sollte. Allem Widerstande zum Trotz ging das Gesetz durch, und alle Herren im Oberhause verloren ihr Commando. Nun hätte eigentlich auch Cromwell sein Commando niederlegen müssen, allein Fairfax erklärte ihn für unentbehrlich, und so ward das Gesetz zu seinen Gunsten sogleich verletzt.

Jetzt, wo die Episcopalkirche darniederlag, gingen die Puritaner daran, an dem ehemaligen Vorkämpfer derselben endlich Rache zu nehmen. Der Erzbischof Laud saß alt und krank seit Jahren im Tower. Nun ward sein Prozeß wieder aufgenommen, und Laud zum Tode verurtheilt. Er ging den letzten Gang mit Würde und Fassung. „Niemand," sagte er auf dem Schaffot, „kann eifriger begehren, mich aus der Welt zu schaffen, als ich hinauszugehen wünsche." Für den König und seine Kirche betend, empfing er den Todesstreich (1645).

Seitdem Fairfax und Cromwell den Oberbefehl führten, war das Glück gänzlich vom König gewichen. In der Schlacht bei *Naseby* (1645) ward sein Heer vernichtet, und er beschloß

nun, sich dem Volke in die Arme zu werfen, über welches seine Ahnen so lange geherrscht hatten.

---

4. Gefangennehmung, Prozeß und Hinrichtung des Königs.

In dunkler Nacht, nur von zwei Gefährten begleitet, machte sich Karl auf den Weg und kam am 5. Mai 1646 im Lager der Schotten an. Da das Londoner Parlament in einer schnell erlassenen Verordnung Jeden mit dem Tode bedrohte, der den König beherbergen würde, so hielten es die Schotten für gerathen, dasselbe sogleich von Karls Ankunft in Kenntniß zu setzen. Indessen behandelte man den König mit der schuldigen Ehrfurcht und gab ihm eine Ehrenwache, die freilich auch die Bestimmung hatte, sein Entfliehen zu verhindern. Vielleicht hätte der König seinem Schicksal eine glücklichere Wendung geben können, wenn er es über sich gewonnen hätte, zur presbyterianischen Kirche überzutreten, wozu es an eifrigen Versuchen Seitens der Schotten nicht fehlte. Da er dies Gewissens halber nicht über sich vermochte, so ward seine Behandlung allmählig strenger, und die fanatischen Prediger, deren Reden er hören mußte, wählten absichtlich Texte und Worte, die ihn kränken sollten. So begann ein Geistlicher, nachdem er im Eingang von gottlosen Regenten gepredigt hatte, den einundfünfzigsten Psalm: „Was rühmst du noch, Tyrann, dich deiner Frevelthaten?“ worauf der König von seinem Sitz aufstand und mit lauter Stimme die Worte eines anderen Psalmes anhob: „Hab' Mitleid, Herr, ich bitte dich, sie wollen mich verschlingen.“ Er hatte auch die Freude, daß die gerührte Versammlung wirklich den letzteren Gesang anstimmte.

Inzwischen bemühte sich das Parlament zu London, die Schotten zur Auslieferung des Königs zu vermögen. Und in der That ließen sie sich bewegen, den König gegen Zahlung von 400,000 Pfund Kriegskosten an das Parlament auszuliefern. Nicht mit Unrecht klagte Karl, daß die Schotten ihn wider Recht und Ehre an seine Feinde verkauft hatten. Am Anfang des Jahres 1647 holte ihn ein englisches Reiterregiment ab und brachte ihn nach Holmby in der Grafschaft Northampton in engen Gewahrsam.

Das Parlament hatte hiermit in dem vierjährigen Kampfe mit dem König vollständig obgesiegt. Allein es ahnte nicht, daß das Heer, durch dessen Hülfe es seinen Triumph errungen, schon im Begriff stand, die Rache des Himmels an ihm zu vollziehen für die Frevel, die es am Könige verübt hatte. Dieses Heer bestand jetzt aus lauter Independenten, deren Tapferkeit und Begeisterung die bisherigen Siege erfochten hatte; jetzt faßte das Parlament, in dem die Presbyterianer noch immer eine, wenn auch schwache Majorität zählten, den Beschluß, das Heer theils zu verabschieden, theils nach Irland zu schicken. Dieses hatte jedoch noch große Summen rückständigen Soldes zu fordern, die das Parlament trotz der unerschwinglichen Steuern, die es dem Volke aufbürdete, nicht sofort beschaffen konnte. Der Beschluß des Parlaments erregte daher allgemeinen Unwillen; die entschlossensten Offiziere und Gemeinen reichten eine Bittschrift ein, in welcher sie vollkommene Entschädigung für geleistete Dienste verlangten. Das Parlament erklärte die Bittschrift für unstatthaft und meuterisch, worauf von Seiten der Independenten eine noch kräftigere Gegenschrift erfolgte, die von mehr als 150 Offizieren unterschrieben war. Obgleich Cromwell und seine Anhänger die Seele dieses ganzen Treibens waren, so wußte er doch seinen Antheil daran mit solcher Schlauheit zu verbergen, daß ihm das Parlament sogar den Auftrag ertheilte, den Aufruhr des Heeres zu dämpfen, in dem sich schon zwei berathende Versammlungen gebildet hatten, von denen die eine aus Offizieren, die andere aus Vertretern der Gemeinen bestand.

Während dieser Vorfälle gab Cromwell insgeheim einem seiner Offiziere den Befehl, den König von Holmby abzuholen. Der Streich gelang, und ein Reitertrupp führte den gefangenen Monarchen nach Newmarket, wo er ehrenvoll behandelt ward und sogar seine Freunde und Kinder bei sich sehen konnte. Die Nachricht von diesem Vorgang versetzte das Parlament in die größte Bestürzung; es wollte einlenken, aber zu spät: das Heer rückte, den gefangenen König in der Mitte, gegen die Hauptstadt vor, und weder Zugeständnisse noch Geldbewilligungen vermochten seinen Lauf zu hemmen. Es verlangte, daß seine Feinde, welche die den Truppen un=

günstigen Beschlüsse gefaßt und vertheidigt hätten, aus dem Parlamente gewiesen würden. Als solche wurden die elf mächtigsten Häupter der Presbyterianer bezeichnet, denen nichts übrig blieb, als ihre Stellen freiwillig niederzulegen. Sofort hatte das Heer eine andere Forderung in Bereitschaft: die Londoner Stadtmiliz sollte abgeschafft und durch eine Schaar Independenten ersetzt werden. Das Parlament fügte sich, aber das Volk erhob einen Aufstand, der Cromwell erwünscht kam, weil er ihm einen Vorwand gab, in die Stadt einzuziehen. Hier waren 10,000 Mann unter den Waffen; als aber das Heer unter den Mauern erschien, entsank allen der Muth, und ohne Widerstand rückten die Regimenter ein (1647). Zwei Tage darauf wurde in allen Kirchen ein Dankfest für die wiederhergestellte Freiheit gefeiert.

Der König wurde nach Hamptoncourt gebracht und hier mit Auszeichnung behandelt; ja es hatte eine Zeit lang den Anschein, als würde sein Schicksal eine günstigere Wendung nehmen. Cromwell und seine Freunde schienen der Monarchie nicht abgeneigt und hegten wohl den Gedanken, den König wieder in seine Würden einzusetzen. Auch stellten sie ihm weit gemäßigtere Bedingungen, als das Parlament, das nun auch wieder mit dem König unterhandelte und dessen früher gestellte Bedingungen annehmen wollte. Leider aber mangelte dem König alle Geradheit und Offenheit des Charakters und in dem verderblichen Wahne befangen, zwischen den drei Parteien, den Schotten, dem Parlamente und dem Heere als Schiedsrichter auftreten und endlich doch noch die unumschränkte Gewalt wiedergewinnen zu können, vereitelte er auch die letzte Gelegenheit, sich eine bessere Zukunft zu bereiten. „Ihr könnt mich nicht entbehren," äußerte der verblendete Monarch gegen einige Offiziere, „ihr werdet in Stücke zerfallen, wenn ich euch nicht zusammenhalte." Bald sollte der Unglückliche aus seinem Wahne gerissen werden.

In dem Heere war seit einiger Zeit eine neue Partei aufgekommen, deren Ansichten die der Independenten noch überboten. Sie verlangten Freiheit und Gleichheit aller Stände und Aufhebung alles Unterschiedes unter den Menschen in religiöser und politischer Beziehung und erhielten darum auch den Namen Levellers, das heißt Gleich-

macher. Diese Partei setzte jedem Plane zur Wiedereinsetzung des Königs den hartnäckigsten Widerstand entgegen und bezeichnete fortwährend Karl als das Hinderniß des Friedens und die Quelle alles Blutvergießens; sie nannte ihn sogar den todten Hund, der bei Seite geschafft werden müsse. Solche Aeußerungen mußten den König nicht weniger erschrecken, als die verschärften Sicherheitsmaßregeln, mit denen man ihn bewachte und es fehlte nicht an Mittheilungen, die auf meuchelmörderische Anschläge hindeuteten, selbst Cromwell warnte ihn vor einem Ueberfall meuterischer Soldaten. In seiner gefahrvollen Lage faßte der König den Entschluß zu fliehen. Glücklich entging er seinem Kerker und entkam nach der Insel Wight, wo ihn der Gouverneur ehrerbietig aufnahm (1647).

Ob Cromwell in Wahrheit die Absicht gehabt habe, die Wiedereinsetzung des Königs zu betreiben, oder ob er es heuchlerischer Weise nur gethan, um den Willen des Volkes zu erforschen und jenen sicher zu machen, muß hier dahingestellt bleiben. Er sowohl, wie seine Familie, stand in häufigem persönlichen Verkehr zum König, scheint aber bald das Vertrauen zu ihm verloren zu haben, und äußerte nachher im Parlament, der König sei zwar ein Mann von großen Gaben und vielem Verstand, aber in der Verstellung so gewandt, daß man ihm nicht ferner trauen könne. So reifte denn in ihm immer mehr der Plan, sich über des Königs Leiche den Weg zur unumschränkten Herrschaft zu bahnen. Die Mehrheit des Volkes war für den König und der Militärtyrannei längst überdrüssig. Aufstände erhoben sich zu Karls Gunsten, und die Schotten, die wohl fühlen mochten, daß sie eine Schuld wieder gut zu machen hatten, fielen, 40,000 Mann stark, in England ein. Aber mit eiserner Hand wurden die Aufständischen von den Independenten niedergeworfen und die Schotten in zwei Schlachten geschlagen.

Während Cromwell seine Vortheile im Felde bis nach Edinburg verfolgte, nahte sich das fanatische Heer unter Fairfax siegreich der Hauptstadt. Mit Ungestüm forderten die Independenten vom Parlamente, daß der König vor Gericht gestellt und das Oberhaus abgeschafft würde, da die Lords nicht als Abgeordnete des Volkes zu betrachten wären. Als die Presbyterianer im Parlamente hierauf nicht gleich

eingingen, holte eine Truppenabtheilung den König von der Insel Wight ab und brachte ihn zum zweiten Male in die Gewalt des Heeres. Er ward nach dem Schlosse Hurst geführt, das auf einem einsamen Felsen am Meere lag und nur durch einen schmalen Damm mit der Küste von Hampshire zusammenhing. Zugleich rückten mehrere Regimenter in London ein. Das Parlament zeigte diesmal unter dem Getümmel der Waffen und den Drohungen der Soldaten Muth und Entschlossenheit und wies die Anträge des Heeres zurück; eine mildere und gerechtere Ansicht zu Gunsten des Königs begann sich geltend zu machen. Nun aber schritten die Führer des Heeres zu gewaltsamen Maßregeln. Sie besetzten das Parlamentsgebäude mit Truppen und ließen 200 Mitglieder theils verhaften, theils ausweisen (December 1648). Die übrigen, etwa noch 60 an der Zahl, machten das sogenannte Rumpfparlament aus, das aus entschiedenen Independenten bestand. Das geschah zwar in Abwesenheit, aber nicht ohne Wissen Cromwells. Nun klagten die Offiziere den König beim Unterhause auf den Tod an. Es ward ein Antrag gestellt, nach welchem für Hochverrath erachtet wurde, wenn der König sich seinem Parlamente mit Waffengewalt widersetze, und ein Gericht sollte zur Entscheidung der Frage eingesetzt werden, ob Karl Stuart, wie man jetzt den König schlechtweg nannte, sich dieses Verbrechens schuldig gemacht habe. Als das Oberhaus diesen Antrag einmüthig zurückwies, erklärten sich die Gemeinen für die eigentlichen Vertreter des Volks (1649). Nun trat auch Cromwell entschieden gegen den König auf. Er erklärte sein Erstaunen über Gottes wunderbare Fügung: er würde den verabscheut haben, der ihm noch vor wenig Wochen von der Hinrichtung des Königs gesprochen hätte; jetzt aber erkenne er aus der allgemeinen Uebereinstimmung der Lieblinge Gottes, daß Alles auf höhere Zulassung geschehe. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinsetzung des Königs beten wollen, allein die Zunge habe ihm plötzlich am Gaumen geklebt, ein deutliches Zeichen, daß Gott den König verworfen habe. Noch waren alle Gemüther in Aufregung, als ein begeistertes Weib aus Herfortshire Gehör vor dem militairischen Rathe verlangte, viel von gehabten Offenbarungen sprach und versicherte, daß der ein-

geschlagene Weg nach Gottes eigenem Zeugniß der rechte sei. Dies tröstete und beruhigte Viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten.

Der König wurde nun nach Whitehall gebracht. Er war in seiner bisherigen Gefangenschaft mit der seinem Range schuldigen Ehrerbietung behandelt worden, was jedoch von nun an unterblieb. Die Abgeordneten der Gemeinen hatten einen Gerichtshof von 135 Männern ernannt, welche über den König richten sollten, von denen sich aber kaum 70 einfanden. Alle Independenten, Levellers und Republikaner, auch Cromwell und sein Schwiegersohn Ireton hatten Sitz und Stimme in diesem Gerichtshofe. Am 20. Januar versammelte sich derselbe in der Westminsterhalle, um den König vor die Schranken zu rufen. Die Gallerien waren mit Zuschauern angefüllt. Der Präsident rief die Richter namentlich auf. Als er den General Fairfax nannte, der auch eingeladen war, rief eine Stimme aus dem Zuschauerhaufen: „Der ist zu klug, um hier zu sein." Um Mittag erschien der König in dem Saal. Seine Haltung war fest und würdevoll. Als die ersten Worte der Anklage vorgelesen wurden: „Im Namen des ganzen englischen Volks, —" rief dieselbe Stimme: „Nicht des vierten Theils desselben!" Der wachthabende Offizier befahl jetzt, Feuer nach der Stelle zu geben, woher die Stimme komme, und man erkannte Lady Fairfax, die, muthiger als ihr Gemahl, den Richtern zu trotzen wagte.

Karl vertheidigte sich gegen die wider ihn vorgebrachten Anklagen mit großer Würde und Festigkeit, indem er die Macht des Gerichtshofes und der Gemeinen nicht anerkannte und ihnen überhaupt das Recht, ihn zu richten, absprach. Als die Kriegsleute, die ihn zum Gericht hinführten, laut schrien: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!" sagte Karl: „Arme Wichte! für ein wenig Geld würden sie ebenso mit ihren jetzigen Anführern verfahren!" Nur einer war unter den rohen Soldaten, der, von Mitleid ergriffen, laut ausrief: „Gott segne Eure Majestät!" Aber ein barbarischer Offizier gab ihm mit seinem Stock einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte. Mit sanfter Stimme sagte der König: „Mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen."

Der König vertheidigte sich in jedem Verhöre mit siegreicher Beredtsamkeit, die Stimmung des Volkes ward täglich günstiger für ihn und nöthigte die Richter ihr Verfahren zu beschleunigen. Man ließ eine Anzahl Zeugen schwören, daß der König in mehreren Gefechten commandirt habe, worauf der Gerichtshof bei verschlossenen Thüren, ohne den Angeklagten nur gehört zu haben, den König als Tyrann, Verräther, Mörder und Feind der Nation zum Tode verurtheilte. Als er nach Verkündigung des Urtheils nach Whitehall gebracht wurde, gingen die fanatischen Soldaten so weit, daß einige dem König sogar in's Gesicht spieen. Er erinnerte sich des Erlösers und trug diese wie andere Mißhandlungen mit ergebener Ruhe. Aber wie sich in Zeiten schwerer Verhängnisse die edelsten Züge der menschlichen Natur kund geben, so offenbarte sich auch an jenen Tagen manche rührende Erscheinung. Vier ehemalige königliche Räthe stellten sich persönlich zu Gericht und sagten aus, sie allein seien als Rathgeber des unschuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten schuld, die man ihm jetzt als Verbrechen angerechnet habe; sie also solle man strafen. Sie wurden jedoch abgewiesen.

Nur drei Tage waren dem König bis zur Vollstreckung des Urtheils vergönnt. Man hatte ihm erlaubt, seine beiden jüngsten Kinder, die zwölfjährige Prinzessin Elisabeth und den achtjährigen Herzog von Glocester, welche in England zurückgeblieben waren, zum letzten Mal zu sehen. Er nahm den rührendsten Abschied von ihnen. Karl hatte bereits seine Blicke vom Weltlichen abgewandt und beschäftigte sich nur noch mit den Tröstungen der Religion, um mit voller Seelenruhe das Schaffot betreten zu können. Noch in der letzten Nacht erquickte ihn der sanfteste Schlaf. Am Morgen des Todestages (30. Januar 1649) stand er früh auf, legte seine kostbarste Kleidung an und ließ sich von seinem Freunde, dem Bischof Juxon, zum Schaffot begleiten, das unmittelbar am Schlosse von Whitehall errichtet war. Durch eine in die Mauer geschlagene Oeffnung trat der König heraus. Ringsum wogte eine unzählbare Volksmenge, aber mehrere Reiter- und Fußregimenter hielten die Haufen in weiter Entfernung. Er sah, daß seine Stimme den Raum nicht ausfüllen würde, und begnügte sich, einige Worte an seine Umgebung zu richten.

„Ich habe für mich," sagte er, „eine gute Sache und einen gnädigen Gott." Hierauf begann der Bischof: „Jetzt ist nur noch ein Schritt übrig, er ist beschwerlich und schmerzlich, aber kurz, er bringt Sie von der Erde in den Himmel!" — „Ich gehe," fuhr der König fort, „von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone." Hierauf kniete er nieder und legte sein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter mit einer Maske trennte dasselbe mit einem Hiebe vom Rumpfe, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bei den Haaren ergriff, und dem Volke mit den Worten zeigte: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!" Aber während bis dahin das Ungeheuere der That und der von den Bewaffneten ausgehende Schrecken jede Zunge gefesselt hatte, machte sich in diesem Augenblicke der Unwille und Abscheu der gepreßten Herzen in einem langen und dumpfen Murren Luft. Cromwell, der dem Schauspiel aus einem Fenster zusah, sagte ruhig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet, und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe von außen zu erhalten."

Karl war an seinem Schicksal nicht ganz unschuldig; seine Eingriffe in die Verfassung riefen den Widerstand des Volkes hervor, seine Hoffnung, erst durch die Gewalt der Waffen, dann durch die Streitigkeiten der Parteien zu siegen, seine unglückselige Art, stets mit zweien im Geheimen zu unterhandeln, statt sich einer mit Aufrichtigkeit hinzugeben, werfen auf seinen Charakter ein ungünstiges Licht. Allein seine Feinde hatten kein Recht, ihn zu richten, und Karl hat seine Fehler und Verirrungen durch seinen traurigen Tod über alles Maß hinaus gebüßt.

---

5. Englands Republik. — Cromwells Protectorat. (1649—1658).

Das Königthum ward nun in England für auf ewige Zeiten abgeschafft erklärt, das Oberhaus als unnütz und schädlich vernichtet, und ein neues großes Reichssiegel mit der Umschrift verfertigt: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit" (1649). Viele vom höchsten

Adel wurden hingerichtet, des Königs Bildsäule umgestürzt und das Fußgestell mit der Inschrift hergestellt: Exiit tyrannus, regum ultimus.*) England war nun eine Republik, aber das freie Volk seufzte unter drückenderen Fesseln, als dies jemals unter der Königsherrschaft der Fall gewesen war.

Die verwittwete Königin lebte mit ihren Kindern in Paris, ward aber, obgleich sie Heinrichs IV. Tochter war, vom Hofe so sehr vernachlässigt, daß sie zur Winterszeit zuweilen aus Mangel an Holz sich selbst am Tage mit ihrer Tochter im Bette erwärmen mußte. Ihr ältester Sohn, der nachmalige König Karl II., hielt sich bald in Holland, bald in Frankreich, bald auf der Insel Jersey auf, arm und verlassen, doch nicht ohne Hoffnung zurückzukehren und seines Vaters Thron wieder zu besteigen. Die meisten Aussichten dazu bot ihm der Zustand Schottlands und Irlands. Die Schotten drangen auf Wiederherstellung Karls II., verlangten aber von ihm als Bürgschaft ihrer Religion und Freiheit die Anerkennung des Covenants. Noch während der Unterhandlungen erhob sich zu seinen Gunsten ein begeisterter Royalist, Montrose und betrat mit einer kleinen Schaar den schottischen Boden in der Hoffnung, das Volk werde sein Unternehmen unterstützen. Allein er täuschte sich, und so war es denn den Truppen des Parlaments ein Leichtes, den kühnen Mann zu überwinden. Er gerieth selbst in Gefangenschaft und büßte sein Beginnen durch den schmählichen Tod am Galgen, den er mit Würde und Standhaftigkeit erlitt (1650).

Nach seinem Falle bewilligte der Prätendent Karl den Schotten alle ihre Forderungen und landete, den auflauernden Engländern glücklich entgangen, mit sieben holländischen Fahrzeugen an der Schottischen Küste. Nach Unterzeichnung des Covenants ward er mit Ehrerbietung empfangen und erhielt jährlich über 100,000 Pfund allein für sein Hauswesen bewilligt. Doch befand er sich in einer höchst peinlichen Lage. Die Geistlichen umringten ihn täglich und ermüdeten ihn durch unendliche Gebete und Predigten, in denen ungescheut die Gottlosigkeit seiner Eltern geschmäht und sein eigener Wandel dem härtesten Tadel unterworfen wurde. Geduldig ertrug

*) Der Tyrann endete, der Könige letzter.

der zu Leichtsinn und heiterem Lebensgenuß hinneigende Jüngling diese Qual, weil er erkannte, daß er nur hierdurch auf Hülfe gegen England rechnen könne.

Indessen waren diese Verhältnisse der Aufmerksamkeit Cromwells nicht entgangen. Zunächst zog er mit einem Heere nach Irland, wo man nach der Hinrichtung Karls I. dessen Sohn als König anerkannt hatte, und erfocht Sieg auf Sieg. Unter den unmenschlichsten Grausamkeiten machten die Engländer die Insel zur Einöde und warfen jeden Widerstand zu Boden. Nun brach der siegreiche Cromwell, dem das Parlament den Titel eines Lord General verliehen hatte, gegen Schottland auf. Auch hier blieb das Glück dem Unüberwindlichen getreu, und die blutigen Schlachten von Dunbar (1650) und Worcester (1651) entschieden für die junge Republik. Diese Schläge vernichteten die Hoffnungen des Prätendenten, der sich nun unter den entsetzlichsten Leiden und Gefahren*) auf wunderbare Art nach Frankreich flüchtete. Schottland mußte sich die Vereinigung mit der englischen Republik gefallen lassen (1652). Hier und in England flossen Ströme Blutes, und Alles, was die Sieger dem Königthum zum Vorwurf gemacht, die Fesselung der Presse, die Unterdrückung der Meinungsfreiheit, Gerichte über die Gegenpartei, wurde nun auch von ihnen in der wildesten und ausgedehntesten Weise ausgeübt.

Nachdem Cromwell durch eiserne Strenge die Ruhe in den drei Königreichen hergestellt hatte, ging er darauf aus, Englands Macht und Ruhm auf einen Gipfel zu erheben, den dieses vor ihm niemals eingenommen hatte, und es ist nicht zu läugnen, daß er dieses Ziel durch seine Einsicht und Thatkraft vollkommen erreicht hat. Zuerst veranlaßte er einen Krieg mit Holland, der zugleich den Zweck hatte, die Aufmerksamkeit des Volkes, unter dem er bei Royalisten und Levellers zahlreiche Feinde hatte, von den innern Zuständen abzulenken. Da die Niederländer allein gegen die Hinrichtung des Königs ihre Stimme erhoben hatten und den aus

*) Einmal bestieg er, als die englischen Wachen sich nahten, mit einem Gefährten eine Eiche — nachmals die Königseiche genannt — in deren dichtem Laube sie über 24 Stunden verborgen saßen, während die Soldaten oft dicht unter dem Zufluchtsort vorübergingen.

England geflüchteten Königlichen Aufnahme und Unterstützung gewährten, so ward auf Cromwells Betrieb im Anfange des Jahres 1651 die Schifffahrtsacte erlassen, ein Gesetz, durch welches allen seefahrenden Nationen untersagt ward, in ihren Schiffen andere als solche Waaren in englischen Häfen einzuführen, die entweder Producte oder Fabrikate ihres eigenen Landes wären. Da hierdurch der Speditionshandel der Holländer einen empfindlichen Schlag erlitt, so erklärten sie 1652 an England den Krieg. Das war es, was Cromwell wollte, und der Nachdruck, mit welchem er den Krieg führte, gab ein glänzendes Zeugniß sowohl für die vermehrte Seethätigkeit und Erfahrung der Engländer, als für die Einsicht und Anstrengung der Staatsverwaltung, welche Schiffe von einer bisher unerhörten Größe und Zahl zum Kampf ausrüstete und für Mannschaft und Bedarf im Ueberfluß sorgte. Die holländischen Seehelden Tromp und Ruyter vermochten gegen den Admiral Blake nirgends etwas auszurichten, und der Krieg endete (1654) zum Ruhme Englands mit der Anerkennung der Ueberlegenheit der englischen Flagge von Seiten der Niederländer, denen ihre siegreichen Gegner von jetzt an den Besitz des Welthandels streitig zu machen suchten.

Cromwell beschloß den glücklichen Gang dieses Krieges zu seiner weiteren Erhebung zu benutzen. Seine Gewaltherrschaft war dem Rumpfparlament lästig, und dieses drang auf bedeutende Verminderung des Landheeres, auf welchem Cromwells Macht beruhte. Die Offiziere machten ihrem Unwillen hierüber in Beschwerdeschriften Luft, und Cromwell benutzte den zwischen Heer und Parlament drohenden Bruch, um durch offene Gewalt an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Nachdem er sich mit seinen Offizieren berathen hatte, eilte er eines Tages (1653) mit 300 Soldaten nach Westminsterhall, wo die Abgeordneten ihren Sitz hatten. Er vertheilte die Soldaten an den Thüren, Treppen und Vorzimmern des Gebäudes und trat dann ruhig in den Saal. Als er auf seinem gewöhnlichen Platze den Verhandlungen eine Zeitlang zugehört hatte, sagte er seinem Nachbar, dem Oberst Harrison, ins Ohr: „Jetzt ist es Zeit!" — „Herr," erwiderte dieser leise, „es ist ein gefährliches Unternehmen;

ich bitte euch, es ernstlich zu überlegen, ehe ihr Hand anlegt." — „Wohl gesprochen!" entgegnete der General, und saß wieder eine Viertelstunde still. Als es aber zur Abstimmung kommen sollte, stand er plötzlich auf und überhäufte sie mit den heftigsten Vorwürfen über ihre Herzenshärtigkeit und Selbstsucht, mit der sie die Sache des Herrn verlassen hätten, und fuhr dann fort: „Schämt euch, und entfernt euch! Macht besseren Leuten Platz, die ihr Amt getreuer verwalten. Der Herr hat sich von euch losgesagt; er hat andere Werkzeuge erkoren, sein Werk zu betreiben. Ihr seid nicht länger ein Parlament." Nun öffneten sich die Thüren und die Soldaten traten in den Saal. Als der Republikaner Harry Vane bei diesem Anblick ausrief: „Das ist gegen Recht und Sitte, gegen Treue und Glauben!" brüllte Cromwell fast krampfhaft: „O Sir Harry Vane! Der Herr befreie mich von Sir Harry Vane! er ist selbst ein Heuchler ohne Treue und Glauben!" Hierauf nahm er Einen beim Rocke und sagte: „Du bist ein Ehebrecher!" zu einem Anderen: „Du bist ein Säufer!" zu einem Dritten: „Du bist ein Wucherer! Was sollen wir mit diesem Gesindel? Fort mit euch, ihr selbst habt mich gezwungen, so zu handeln! Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehme, als meine Hand zu solchem Werke gebrauchen möchte." Die Soldaten leerten nun das Haus; Cromwell blieb bis zuletzt, ließ, als der Saal leer war, die Thüren verschließen und ging ruhig nach seinem Palast zurück.

Cromwell hatte jetzt zum ersten Male seine Absichten offener gezeigt, doch wollte er die Rolle des Alleinherrschers noch nicht im vollen Sinne spielen, sondern, unbeschadet seiner wirklichen Gewalt, die Formen der Republik möglichst schonen. Er bildete sich zunächst einen Staatsrath, der unter seinem Vorsitz aus vier Rechtsgelehrten und acht Offizieren bestand, und die Berufung eines neuen Parlaments sollte folgen. Da aber die religiöse Begeisterung entschieden die meisten Anhänger im Heere zählte und Alle sich in den Anschauungen und Ausdrucksweisen des alten Testaments gefielen, in denen das Heer gleichsam lebte und webte, so sollte auch das neue Parlament aus lauter Begeisterten und Heiligen bestehen. Es wurden jetzt namentliche Listen der gottesfürchtigsten, gläubigsten

und den Fleischessünden feindlichsten Glieder der verschiedenen Gemeinden entworfen, aus denen der Staatsrath, unbekümmert um die Gerechtsame des Volkes, 158 auswählte, von denen aus Irland nur 6, und für Schottland nur 4 Glieder ernannt wurden. Sie sollten fünfzehn Monate Sitzung halten und nachher ihre Nachfolger selbst wählen. Am 4. Juli 1653 eröffnete Cromwell das neue Parlament, dessen Zusammenkünfte mehr pietistischen Conventikeln als Staatsversammlungen glichen. Gleich der folgende Tag ward nach dem damaligen Ausdruck angewandt, den Herrn zu suchen, und die Gebete und Predigten dauerten ununterbrochen von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends. Jede Sitzung begann und schloß mit Anrufungen Jehovas, und man hörte nichts als Anspielungen und Sprüche aus dem alten Testament. Die Mitglieder dieser Versammlungen waren meist ungebildete Handwerker, in denen Cromwell gefügige Werkzeuge seiner Pläne zu finden hoffte. Da viele von ihnen als Wiedergeborene im Herrn betrachtet sein wollten, hörte man seltsame Vornamen. Einer unterschrieb sich Machfriede Heaton, ein anderer Tödtediesünde Pimple, ein dritter Stehfestinderhöhe Stringer, ein vierter Weinenicht Billing, ein fünfter Kämpfedengutenkampfdesglaubens White, u.s.w. Von einem der eifrigsten Beter und Sprecher, dem Lederhändler Preisegott Barebone, wird dieses Parlament auch das Barebone-Parlament genannt.

Indessen zeigte die Versammlung trotz aller Verkehrtheiten mehr Takt und besonders mehr Widerstandskraft bei der Bewilligung von Abgaben, als Cromwell erwartet hatte. Unter den religiösen Schwärmern waren viele, die ihm nur deshalb so treu gedient hatten, um das erwartete Reich Christi auf Erden zu gründen, und die bereit waren, ihn als einen abscheulichen Heuchler zu verlassen, wenn es sich herausstellen sollte, daß nur Eigennutz und Herrschsucht ihn zu allen seinen Handlungen getrieben habe. Auch in seinem militärischen Staatsrath hatte er deshalb oft harte Kämpfe zu bestehen. Endlich entschloß er sich zu einem entscheidenden Schritt. Nachdem er sich mit seinen treuesten Anhängern, die ebenfalls Sitz im Parlament hatten, besprochen, gingen diese eines Tages eine Stunde früher als gewöhnlich in die Sitzung,

und faßten den Beschluß, daß das Parlament nach so vielen verkehrten Maßregeln sich selbst auflösen und die Herrschaft in die Hände dessen zurückgeben müsse, von dem es dieselbe empfangen habe. Dieser Beschluß ward Cromwell in feierlichem Aufzuge überreicht. Die übrigen Mitglieder hatten sich unterdessen über das Geschehene im höchsten Grade gewundert und setzten ihre Berathungen weiter fort. Sie sollten aber bald in ähnlicher Weise wie das Rumpfparlament unterbrochen werden. Oberst White erschien mit einer Compagnie Soldaten und fragte sie, was sie hier machten. „Wir suchen den Herrn," antwortete Einer. „Dann müßt ihr anderswohin gehen," versetzte der Oberst, „denn wie ich gewiß weiß, ist er seit mehreren Jahren schon nicht mehr hier gewesen." Und damit trieb er sie zum Hause hinaus (1653).

Abermals lag die Regierung in den Händen Cromwells und des Heeres. General Lambert, einer seiner treuesten Anhänger, gewann die Stimmung der Offiziere und entwarf mit ihrer Hülfe eine sogenannte Regimentsordnung mit einer neuen Würde für Cromwell, der unter dem Titel eines Protectors die volle Kraft der Königswürde haben sollte. Cromwell gab mit scheinbarer Weigerung seine Zustimmung, und ward öffentlich unter großen Feierlichkeiten zum Protector (Beschützer) aller drei Reiche auf Zeitlebens erklärt. Ein Staatsrath stand ihm zur Seite, alle drei Jahre sollte er ein Parlament berufen, und der Staatsrath nach seinem Tode seinen Nachfolger zu ernennen haben.

Cromwell hatte das Ziel seiner Anstrengungen erreicht; er war nun Alleinherrscher und fest entschlossen, seine Stellung mit der ganzen Macht seines Herrschergeistes zu behaupten. In kurzer Zeit brachte er Großbritannien zum höchsten Ansehen bei allen Nachbarstaaten; auswärtige Monarchen, selbst der stolze Ludwig XIV., buhlten um seine Freundschaft und sandten ihm Glückwünsche zu. Als der Seekrieg mit Holland ein für England günstiges Ende genommen, verband sich der Protector mit Frankreich gegen Spanien. Der treffliche Seeheld Blake schuf seinem Vaterlande in diesen Kämpfen eine furchtbare Seemacht, und begeisterte die Engländer durch seine Thaten so sehr für den Seekrieg, daß er als der Begründer der englischen Uebermacht zur See betrachtet werden

kann. Er führte sein Geschwader ins Mittelmeer (1655) griff Algier an und vernichtete die Flotte des Bei, so daß auch Tunis und Tripolis, hierdurch geschreckt, versprachen keine englischen Schiffe mehr zu berauben. Im nächsten Jahre nahm er die spanische Silberflotte weg und versenkte viele Schiffe, während andere Admirale San Domingo angriffen und Jamaica eroberten. Um diesen Krieg mit noch größerem Nachdruck zu führen, schloß Cromwell eine Verbindung mit Schweden und unterhielt die mit Frankreich, welches dafür die Stuarts mit allen ihren Anhängern aus seinen Grenzen verbannte.

Dennoch mehrte sich die Zahl seiner Gegner im Volke und im Heere, und wenn man den Protector sagen hörte, daß er nur dem Gebote der Vorsehung gehorchend, sein eigenes Glück hingegeben habe, um das Vaterland vor Aufruhr und Untergang zu bewahren, daß er gern die schwere Bürde niederlegen würde, sobald es mit Sicherheit für die Nation geschehen könne, so nannten ihn viele einen listigen und meineidigen Bösewicht, dem ein noch schlimmerer Ausgang als dem letzten Tyrannen bereitet werden solle. Auch fehlte es nicht an Verschwörungen, die aber durch Hinrichtungen bestraft und an Aufständen, die durch Waffengewalt unterdrückt wurden. Flugschriften aller Art wurden verbreitet, welche die Heuchelei und den Meineid des Protectors auseinandersetzten, und sogar Aufwiegelung des Militärs blieb nicht unversucht. Cromwell kam indessen durch seine 'zahlreichen und wohlbesoldeten Kundschafter allen Aufstandsplänen und Mordversuchen zuvor, und Ströme von Bluts wurden vergossen. Um die ungeheueren Steuern beizutreiben, ward das Land in 12 Militärbezirke eingetheilt, deren Vorstände fast unumschränkte Gewalt ausübten. Und dennoch reichten alle Gewaltmittel nicht hin, die öffentliche Stimme zu unterdrücken, die ihn einen Sultan und den größten Räuber und Mörder nannte, den England je gesehen habe.

Aber allen drohenden Anzeichen zum Trotz betrieb der Protector seine Erhebung zur Königswürde. Wirklich stellten seine Freunde im Parlament den Antrag, das Königthum in seiner Person wieder herzustellen, aber der Widerstand im Volke und Heere war so furchtbar, daß Cromwell, an Cäsars

Schicksal denkend, den Antrag ablehnte, so große Ueberwindung es ihm auch kostete, und dafür vom Parlamente die Bestätigung des Protectors erhielt, mit dem Recht, seinen Nachfolger selbst zu wählen (1657).

Indessen floß das Leben des stolzen Emporkömmlings, der, wenn auch ohne Königstitel, die höchste Stufe irdischer Macht erklommen hatte, ohne Freude und ohne inneren Frieden dahin. Die fortwährenden Aufstände und Verschwörungen, die wiederholten Anschläge gegen sein Leben hatten sein Gemüth in einen furchtbaren Zustand nervöser Spannung versetzt, wozu noch die quälenden Zweifel kamen, die seine Lieblingstochter Elisabeth auf ihrem Sterbebette gegen die Gerechtigkeit seiner Sache in ihm erregt hatte. Von allen seinen Freunden, auch von seiner früheren Zuversicht, daß er im Namen Gottes handele, verlassen, stand er in trauriger Einsamkeit allein da, von Angst und Mißtrauen gefoltert. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn; in großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Pistolen, Dolch und Degen bei sich, sondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung und that keinen Schritt ohne Begleitung starker Wachen. Seine Reisen machte er mit großer Schnelligkeit. Nie kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war; nie sagte er vorher, wann und wohin er gehen wollte. Seine Zimmer hatten sämmtlich verborgene Ausgänge, sein Schlafgemach wechselte er häufig und besetzte die Thüren mit starken Wachen. Unter dieser fortdauernden Aufregung seines Geistes und Gemüthes erlag endlich seine körperliche Kraft. Dazu kam im August 1658 ein gefährliches Fieber. In der Nacht vom zweiten zum dritten September fragte der Kranke seinen Kaplan, ob es möglich sei, aus der Gnade zu fallen. Jener verneinte es. „Nun dann wohl mir," rief Cromwell aus, „dann weiß ich gewiß, daß ich einmal in der Gnade gewesen bin." Darauf betete er mit großer Andacht und starb am Morgen des 3. Septembers, am Jahrestag der Schlachten von Dunbar und Worcester, im 59. Jahre seines Lebens. Ein furchtbarer Orkan erhob sich in seiner Sterbestunde. Sein Leichnam ward mit königlichem Gepränge in der Westminsterabtei beigesetzt, und die meisten europäischen Höfe legten Trauer an.

Cromwell gehört zu den außerordentlichsten Männern der Geschichte. Er vereinigte die Talente des Feldherrn mit denen des Regenten; er war auf des Volkes Wohlfahrt und Ehre bedacht, ein treuer und aufrichtiger Freund, ein zärtlicher und gefühlvoller Vater; aber alle diese glänzenden und schönen Eigenschaften vermögen nicht den düstern Schatten zu verscheuchen, der sich über sein sturmbewegtes Leben gebreitet hat.

---

6. Die letzten Stuarts.

Nach Cromwells Tode übertrug der Staatsrath dessen ältestem Sohne Richard die Würde eines Protectors, der sie aber im Gefühl seiner Schwäche schon im folgenden Jahre niederlegte (1659). Das Rumpfparlament wurde nun wieder berufen, aber so republikanisch es sich auch zeigte, von den Häuptern des Heeres, die ihren Einfluß zu verlieren fürchteten, aufgelöst. Diesen Zwiespalt benutzte General Monk, der unter dem Scheine republikanischer Gesinnung die Treue für das alte Königshaus bewahrte, und wohl erkannte, daß das Königthum unter der Masse des Volkes die tiefsten Wurzeln geschlagen habe, um an der Spitze eines Heeres gegen London vorzurücken. Allmählich erreichte er sein Ziel; ein Ober- und Unterhaus ward berufen, das fast ganz aus königlich-gesinnten Mitgliedern bestand. Dieses beschloß auf seinen Antrag die Zurückberufung Karls II. auf den Königsthron und im Jahre 1660 zog der Sohn des vor elf Jahren gemordeten Königs Karl I. in seine Hauptstadt ein. Alle Straßen waren mit Blumen bedeckt. Unaufhörliches Beifallsgeschrei erhob sich. „Wo sind denn meine Feinde?" rief der König aus. „Gewiß, es muß meine Schuld sein, daß ich nicht früher gekommen bin, heute habe ich wenigstens Niemand gefunden, der nicht betheuert hätte, daß meine Herstellung stets sein Wunsch gewesen sei."

Karl II. (1660—1685) rechtfertigte keineswegs das Vertrauen, das nach so vielen Stürmen die Nation in ihn setzte. Sein Hang zu Wollust und maßloser Verschwendung gewann bald die Oberhand über seine natürlich guten Anlagen, und seine Neigung zu despotischen Gewaltstreichen achtete weder

Dankbarkeit noch Rechtsgefühl. Nach außen ward Englands Ehre schmählich preisgegeben. Der Hafen Dünkirchen ward an Frankreich verkauft und ein Krieg gegen Holland so unglücklich geführt, daß der holländische Admiral Ruyter die englische Flotte in der Themse selber verbrannte (1667). Ebenso konnte Karls Theilnahme an anderen Kriegen die Ehre der Nation nur verletzen. Die Staatsverwaltung seiner fünf Minister war so verhaßt, daß man aus den Anfangsbuchstaben ihrer Namen das Wort Cabal (deutsch Cabale) bildete, das fortan zur Bezeichnung für hinterlistiges Ränkeschmieden, wie jene Minister es ausübten, in gewöhnlichen Gebrauch kam. Die ungeheueren Summen, welche die Verschwendung des Hofes und die unglücklich geführten Kriege kosteten, steigerten den Steuerdruck, aber dennoch kam es zu keinen Aufständen, da die Furcht vor den Zerrüttungen der Revolution und die aus ihr hervorgegangene Liebe zum Rechte es nur bei den Kämpfen im Parlamente bewenden ließ, in denen sich die Parteien der Tories oder Aristokraten und der Whigs oder Liberalen ausbildeten. Später neigte der König sich zur katholischen Kirche hin, zu welcher sein Bruder Jacob, Herzog von York, und künftiger Thronerbe, öffentlich überging und sich mit einer katholischen Prinzessin vermählte. Da glaubte das Parlament die protestantische Religion gefährdet und gab im Jahre 1673 die Testacte, durch welche alle Katholiken von Staatsämtern ausgeschlossen wurden. Um Willkührlichkeiten der Regierung vorzubeugen, gab das Parlament sechs Jahre später die Habeas-corpus-Acte, wonach jeder Engländer 24 Stunden nach seiner Verhaftung den Grund davon erfahren und gegen Stellung von Bürgschaft entlassen werden mußte (1679). Als aber das Parlament den Herzog von York von der Thronfolge ausschließen wollte, ward es aufgelöst, und Karl regierte nun ohne Parlament, indem er seine Verschwendungssucht durch Anleihen und Unterstützungsgelder von Frankreich befriedigte. Er starb 1685, nachdem er noch auf dem Todtenbette zur katholischen Kirche übergetreten war.

Ohne Widerstand bestieg sein Bruder Jacob II. den Thron (1685—1688). Im Vertrauen auf die Hülfe Frankreichs erlaubte er sich die willkürlichsten Gewaltschritte, hob

die Testacte wieder auf, besetzte die Staatsämter mit Katholiken und ging offen darauf aus, den Katholicismus in England zur Herrschaft zu bringen. Das Volk blieb ruhig und harrte der Erlösung, da nach Jacobs Tod der Thron einer seiner protestantischen Töchter erster Ehe zufallen mußte. Da berührte die Nachricht, daß dem König Jacob ein Sohn geboren sei (1688), das ganze protestantische England wie ein Donnerschlag. Man rief nun den Gemahl seiner ältesten Tochter Anna, Wilhelm von Oranien, zum Schutze des Protestantismus herbei; dieser landete mit niederländischen Truppen, mit denen sich mehrere englische Regimenter vereinigten. Jacob II., Alles verloren gebend, floh nach Frankreich, und Wilhelm III. bestieg den erledigten Thron (1689), nachdem er zuvor in einer eigenen Urkunde (declaration of rights) die Freiheiten der Nation beschworen hatte.

Das Zeitalter Ludwigs XIV.

XXVIII.

Ludwig XIV., König von Frankreich.

(1643–1715.)

Ludwig XIV. war ein Enkel Heinrichs IV. (vergl. XXIII). Er kam als sechsjähriges Kind zur Regierung und hat länger als irgend ein anderer Herrscher, zweiundsiebzig Jahre, den königlichen Titel geführt. Während seiner Minderjährigkeit verwaltete der Cardinal Mazarin das Reich, aber nach dem Tode dieses Ministers (1669) übernahm Ludwig selbst die Regierung, und von da an begann sein glänzendes Zeitalter. Er besaß eine schöne und männliche Gestalt, sowie eine edle Gesichtsbildung, aber sein Geist, von Natur scharfsinnig und durchdringend, war ohne wahre Pflege geblieben. Stets war er bemüht, die Majestät und den würdigen Anstand des Herrschers in Allem, was er vornahm und sprach, zu bewahren, und auch in seiner Umgebung und an seinem Hofe spiegelte sich der Glanz der Krone durch Ehrfurcht gebietende Pracht ab. Hoffeste, Komödien, Maskenzüge, Feuerwerke und andere Belustigungen wechselten in bunter Mannigfaltigkeit. In allen Festspielen war dem König die Hauptrolle zugetheilt, bald die eines Helden, bald eines Gottes, und Alles war nur darauf abgesehen, seine Größe, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Dichter und Gelehrte wetteiferten, solche Festlichkeiten durch ihre Talente zu verherrlichen und einen

Herrscher zu preisen, der seinen Ruhm dareinsetzte, als der größte Monarch der Erde geehrt zu werden. Ludwig nahm seine Residenz nicht zu Paris, sondern in Versailles. Dies war ursprünglich ein kleines Jagdschloß, aber der König beabsichtigte, es zum Mittelpunkt des Hoflebens zu machen, und so wurden hier riesenhafte Bauten und Anlagen aufgeführt, deren Kosten sich auf 90 Millionen Livres beliefen. Bald erhob sich um den Palast auch eine ausgedehnte Stadt. Durch diese und unzählige andere Unternehmungen der Art erhielten auch die bildenden und zeichnenden Künste eine mächtige Beförderung. Medailleurs und Steinschneider, Bildhauer und Baumeister waren um die Wette bemüht, den Ruhm ihres Königs mit ihrem eigenen zu verewigen. Der Garten zu Versailles mit seinen Grotten, Springbrunnen, Statuen und Baumgängen wurde lange Zeit als ein Wunderwerk der neuen Welt angesehen. An dem glänzenden Hofe Ludwigs bildete sich jener feine geistreiche Ton aus, der nicht nur das Vorbild aller übrigen Höfe, sondern der höheren Stände Europas überhaupt wurde, so daß Frankreich durch seine Bildung, durch die von ihm ausgehenden Moden und Sitten einen beinahe eben so großen Einfluß ausübte, als durch seine Waffen. Dabei konnte es aber nicht fehlen, daß die Leichtfertigkeit der Sitten und die schrankenlose Ungebundenheit des Lebens auf die alte Einfachheit und namentlich auf häusliche Tugenden eine höchst verderbliche Wirkung äußerten. Da die geistvollsten Dichter Frankreichs (Corneille, Racine, Molière) zur Zeit und am Hofe Ludwigs XIV. lebten, so wurde durch sie die französische Sprache so abgeschliffen und ausgebildet, daß alle Nationen Europas sie vor ihren noch roheren Muttersprachen liebgewannen und sie zur Sprache der Regierungen untereinander machten, wie sie noch jetzt die Sprache der Gesandten und Fürsten bei allen Staatsunterhandlungen ist. Glänzend war Ludwigs Regierung auch durch die Beförderung des Handels und der Manufacturen. In wenigen Jahren ward Frankreich zu einer Seemacht und einem der ersten Handels- und Fabrikstaaten.

Nach außen trat Ludwig als Eroberer auf. Zunächst war er nach dem Besitze der spanischen Niederlande lüstern, obschon er bei seiner Vermählung mit einer spanischen Prin-

zessin feierlichst darauf verzichtet hatte*). Mit 35,000 Mann rückte sein Feldherr Turenne in Flandern ein, während der Prinz Condé die Franche-Comté angriff (1667). Die Spanier waren ohne alle Vorbereitung und so war es den französischen Truppen ein Leichtes, einen großen Theil der spanischen Niederlande im ersten Anlaufe wegzunehmen. Die Eroberung der Franche-Comté machte keine größeren Schwierigkeiten. Ludwig war bei der Belagerung einiger Festungen zugegen und zog mit Gepränge in die eroberten Plätze ein. Noch glänzender war seine Rückkehr nach Paris, und von den Schmeichlern des Hofes umgeben, fühlte Ludwig seinen Ehrgeiz vollkommen befriedigt. Er selbst war kein Held; es genügte ihm, seine Uebermacht zu zeigen, und dann zu den Festen des staunenden Hofes zurückzukehren.

Die Fortschritte der Franzosen erregten am meisten bei den Holländern Besorgniß, welche lieber das spanische Gebiet zwischen sich und Frankreich zur Scheidewand, als das letztere zum unmittelbaren Nachbar haben wollten. Sie eröffneten daher mit England und Schweden Unterhandlungen und schlossen mit diesen Mächten die sogenannte Tripelallianz, wodurch sich diese drei Staaten verpflichteten, Frankreich zum Frieden zu nöthigen, der auch zu Aachen (1668) zu Stande kam. Ludwig gab zwar die Franche-Comté an Spanien wieder heraus, behielt aber zwölf Städte in den spanischen Niederlanden.

Doch er konnte es den Holländern nicht vergeben, daß größtentheils durch ihre Bemühungen seine Entwürfe vereitelt worden waren. Er sann auf Rache, die verwegene Republik zu demüthigen. Es war den französischen Unterhandlungen leicht, die Tripelallianz zu trennen, und mit England und Schweden ein Bündniß zu schließen; ja sogar zwei deutsche Reichsfürsten, der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster verbanden sich mit Frankreich. Die Holländer fanden Hülfe bei dem Kurfürsten von Brandenburg. Der erste Stoß der französischen Heere gegen die wehrlose Republik war furchtbar; in kaum zwei Monaten war fast die Hälfte

*) Im pyrenäischen Frieden 1659, der einen während des 30jährigen Kriegs entstandenen Krieg Frankreichs mit Spanien beendigte.

der Niederlande in französischer Gewalt, und Amsterdam selbst konnte sich nur durch gänzliche Ueberschwemmung der Umgegend retten (1673). Ein Einfall Turennes in Westphalen nöthigte den Kurfürsten von Brandenburg zum Frieden (1673), wogegen sich der Kaiser und Spanien zu thätiger Hülfeleistung mit Holland vereinigten. England schloß Frieden mit der Republik, dem auch Münster und Köln beitraten (1674). Holland war gerettet, und der Kampf wurde nun in den spanischen Niederlanden und in der Franche-Comté geführt, da auch das deutsche Reich an Frankreich den Krieg erklärt hatte. Turenne war am Rheine glücklich, er besiegte das deutsche Heer bei Sinsheim, Ensisheim, Mühlhausen und Türkheim und verwüstete die Pfalz auf die schrecklichste Weise, wurde aber in der Schlacht bei Sasbach getödtet (1675). In demselben Jahre machten die Schweden einen Einfall in die brandenburgischen Länder, um den großen Kurfürsten der den Krieg gegen Frankreich wieder aufgenommen hatte, vom Kampfe abzuziehen. Friedrich Wilhelm aber rückte in Eilmärschen über die Elbe, schlug die Schweden entscheidend bei Fehrbellin und nahm ihnen Vorpommern. Nach dem Tode Turennes war der kaiserliche Feldherr Montecuculi siegreich und verschaffte den Verbündeten am Rhein das Uebergewicht. So dauerte der Kampf mit abwechselndem Glück fort, bis die Erschöpfung Frankreichs Frieden gebot, der zu Nimwegen (1678) abgeschlossen ward. Die Holländer erhielten alle verlorenen Gebiete wieder, aber Spanien verlor ansehnliche Stücke von den Niederlanden und die Franche-Comté; auch der Kaiser und das Reich schlossen Frieden.

Aber die ehrgeizigen Pläne des raubsüchtigen Königs sollten den allgemeinen Frieden nur zu bald wieder stören. Durch offenbare Verdrehung der Worte des Nimweger Vertrages erhob Ludwig die ungerechtesten Ansprüche auf die freien Reichsstädte im Elsaß und viele andere Reichsgebiete. Er setzte in Besançon, Metz und Breisach eigene Behörden unter dem Namen von Reunionskammern nieder, welche den Umfang seiner Ansprüche untersuchen sollten; er erklärte eine Menge Pfälzischer und anderer Graf- und Herrschaften für französisches Eigenthum und nahm, da deren Besitzer sich nicht als französische Vasallen behandeln lassen wollten, dieselben

ohne Umstände in Besitz. Noch weiter ging sein frevelnder Uebermuth, als er, gleichsam zur Verhöhnung alles Völkerrechts, die wichtige Stadt Straßburg überfallen und besetzen ließ (1681). Nur die Schwäche des deutschen Reichs und des Kaisers, der durch einen Türkenkrieg beschäftigt war, konnte Ludwig den anmaßenden Gedanken eingeben, durch die Reunionen mitten im Frieden das zu nehmen, was Waffen nicht erobern konnten Um nur Frieden zu haben, mußte sich in der That das deutsche Reich dazu verstehen, alle bis zum 1. August 1681 von Frankreich gemachten Reunionen an Ludwig abzutreten, wobei man freilich nicht bedachte, daß solche Nachgiebigkeit nur dazu dienen konnte, neue Anmaßungen des alles Recht verhöhnenden Nachbars hervorzurufen (1684).

Wie wenig Ludwig gesonnen war, den Waffenstillstand aufrecht zu erhalten, bewiesen die Forderungen, die er mit gleicher Unverschämtheit schon im nächsten Jahre erhob. Der Kurfürst von der Pfalz war gestorben und nach altem Rechte folgte ihm als Seitenverwandter der Pfalzgraf von Neuburg in der Kurwürde. Da trat die Herzogin von Orleans, die Schwester des Verstorbenen, mit Ansprüchen auf bedeutende Theile der Pfalz auf, und Ludwig unterstützte diese Forderungen, so wie er sich auch neue Eingriffe in die Rechte deutscher Reichsstände erlaubte. In gleicher Weise mischte er sich ohne allen Grund in die Wahl eines Kurfürsten von Köln, zu welcher Würde er seinen treuen Anhänger, den Bischof von Straßburg, erhoben sehen wollte, während der Kaiser und der Papst sich für einen baierischen Prinzen erklärten. Nun glaubte Ludwig, so lange der Kaiser noch durch einen Türkenkrieg beschäftigt sei, die Zeit nicht versäumen zu dürfen, und erklärte unter vielen Beschuldigungen nicht allein dem deutschen Reiche, sondern auch den vereinigten Niederlanden und Spanien den Krieg. In England bestieg nach der Entthronung Jacobs II. Wilhelm von Oranien als Wilhelm III. den Thron von Großbritannien und Irland, an welchem Ludwig einen gefährlichen Gegner bekam. So war denn das westliche Europa abermals zum Kampfe aufgetreten. Auf den Befehl des französischen Kriegsministers Louvois wurden auch diesmal die Rheingegenden, namentlich die Pfalz

auf das Fürchterlichste verheert. Speier, Worms, Mannheim, Rastadt, Kreuznach, Frankenthal, Pforzheim, Oppenheim, Baden und Hunderte von anderen Städten, Flecken und Dörfern sanken in Trümmer, und der barbarische Befehl wurde mit solcher Unmenschlichkeit und so überlegter Vernichtungswuth vollzogen, daß, wie behauptet wird, selbst Ludwig, über solche Schandthaten empört, sich der heftigsten Vorwürfe gegen seinen gefühllosen Minister nicht enthalten konnte; kaum rettete sein ausdrücklicher Befehl die ebenfalls schon dem Untergange geweihte Stadt Trier (1689). Solche himmelschreiende Behandlung des deutschen Reichsgebietes mußte die deutschen Fürsten zum Kampfe anspornen. Wirklich erschien auch das Reichsheer in ansehnlicher Stärke und eröffnete den Feldzug nicht ohne Nachdruck und Glück; die Niederlande, England, Spanien und Savoyen verbanden sich mit dem Kaiser: allein die Franzosen zeigten sich bald allen diesen Feinden gewachsen. Der Marschall von Luxemburg besiegte in den Niederlanden den Grafen von Waldeck bei Fleurus, Catinat schlug den Herzog von Savoyen (bei Staffarda), und selbst zur See erhielten die Franzosen die Oberhand bei Dieppe (1690). Auch in den folgenden Jahren machten sie in den Niederlanden und in Italien Fortschritte und konnten kaum am Rhein von weiterem Vordringen abgehalten werden. Den heftigen Angriff des Königs Wilhelm und des Kurfürsten von Baiern bei Steenkerken hielt der Marschall von Luxemburg tapfer aus; dagegen wurde fast die ganze französische Flotte bei la Hogue von den vereinigten Engländern und Niederländern zu Grunde gerichtet (1692). Im nächsten Jahre war das Glück den Franzosen wieder günstig, der Marschall von Luxemburg erfocht bei Neerwinden einen großen Sieg über den König Wilhelm, und Catinat kämpfte mit Erfolg (bei Marsaglia) gegen den Herzog von Savoyen (1693). Obschon aber der Stand des Krieges für Ludwig im Allgemeinen günstig war, sah er doch ein, daß er seine Macht überschätzt habe, und daß er auch bei den ungeheuersten Anstrengungen seinen Zweck nicht erreichen würde. Die außerordentliche Erschöpfung Frankreichs bewog ihn zur Nachgiebigkeit, aber der Friede kam erst 1697 zu Ryswick zu Stande. Mit den Niederlanden und

England wurden die alten Verhältnisse wieder hergestellt und Wilhelm III. als König anerkannt. Spanien erhielt einiges eroberte Gebiet zurück, trat aber 88 Ortschaften in den Niederlanden an Frankreich ab; dem deutschen Reiche wurde Alles, was Ludwig außerhalb des Elsasses eingezogen hatte, zurückgegeben, Straßburg wurde ganz an Frankreich abgetreten, wogegen Ludwig Kehl, Freiburg, Breisach und Philippsburg räumte.

Eben so empörend wie Ludwigs Verfahren gegen seine Nachbarstaaten war auch die Behandlung seiner protestantischen Unterthanen. Sein Beichtvater la Chaise, in Verbindung mit mehreren anderen Priestern und der frömmelnden Frau von Maintenon, der sich Ludwig in seinen alten Tagen gänzlich hingab, stellte dem König unaufhörlich vor, welche Gnade bei Gott zu erlangen sei durch so viele zum wahren Glauben zurückgeführte Sünder. Zunächst wies der König besondere Summen an, um die Kosten für die Bekehrung seiner ketzerischen Unterthanen bestreiten zu können. Die Bischöfe suchten in ihren Sprengeln die Reformirten auf alle Weise zu bearbeiten und konnten bald ihrem Herrscher die Freude machen, jährlich Listen von 3—400 wieder gewonnenen Seelen einzusenden. Man schloß nun den Reformirten ihre Kirchen und verbot die Ehen zwischen Katholiken und Reformirten. Um aber in dem Bekehrungswerke mit gehörigem Erfolge vorzuschreiten, wurden Dragoner und Priester zugleich in die Provinzen geschickt. Ueberall wurde den Protestanten der Wille des Königs bekannt gemacht, daß sie katholisch werden sollten, und daß man die Widerspenstigen mit Gewalt dazu zwingen werde. Wenn die Unglücklichen betheuerten, daß sie ihr Leben für den König hingeben wollten, aber nicht Herren ihrer Ueberzeugungen wären, so rückten die Dragoner ein, besetzten alle Zugänge und riefen mit dem Degen in der Faust: „Sterbt, oder werdet katholisch!“ Die unmenschlichen Soldaten wurden bei den reformirten Bürgern einquartirt und verfuhren mit den Gütern derselben wie mit ihren eigenen. Was der stille Fleiß einer redlichen arbeitsamen Familie in vielen Jahren mühsam erworben und sorglich erspart hatte, das verzehrten jetzt gefühllose Soldaten hohnlachend und trotzend in wenigen Monaten. Unschuldige Männer und

Frauen wurden ohne Unterschied bis auf's Blut geprügelt und gemißhandelt. Die reformirten Prediger wurden zum Theil hingerichtet; Weibern, die protestantische Kirchenlieder sangen, schnitt man die Haare ab; Eltern nahm man die Kinder weg und steckte sie in katholische Waisenhäuser; Greise wurden unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten an die Altäre geschleppt, das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen, und solche, die aus Furcht ihren Glauben abgeschworen hatten und nachher doch wieder bei einer reformirten Religionsübung ertappt wurden, mußten ihre angebliche Gotteslästerung in den härtesten Gefängnissen, ja wohl gar auf dem Blutgerüste büßen. Um die Flucht der Reformirten zu verhindern, wurden in die Häfen und Grenzstädte strenge Befehle geschickt, alle Personen, die Frankreich verlassen wollten, und keine Zeugnisse von ihren Bischöfen hätten, anzuhalten und als Staatsverbrecher zu behandeln. Endlich wurde das Edikt von Nantes, das Heinrich IV. zum Schutz der Hugenotten gegeben hatte, völlig aufgehoben (1685) und die Verfolgung derselben fortgesetzt. Da sich viele Neubekehrte auf dem Todtenbette weigerten, die Sakramente nach katholischem Brauche zu nehmen, wurde gegen diese ein Gesetz erlassen, das sie im Fall der Genesung zu ewiger Galeerenstrafe, ihre Frauen und Kinder zu lebenslänglicher Einsperrung verdammte; sollten sie aber sterben, so würden ihre Körper den Henkern zur Hinrichtung übergeben werden. Die Verzweiflung der Verfolgten stieg auf's Aeußerste; viele unterlagen und nahmen die katholische Religion an, die meisten aber blieben standhaft, und allen Anstalten zum Trotz, die man getroffen hatte, die Auswanderung zu hintertreiben, verlor Frankreich doch binnen drei Jahren 50,000 seiner fleißigsten, geschicktesten und reichsten Familien. Andere Länder nahmen sie bereitwillig auf, besonders lud sie der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, in seine Staaten ein, wo sie viele blühende Manufacturen und Fabriken anlegten. Viele Zeuge, Spitzen und andere Artikel, welche man bisher aus Frankreich hatte kommen lassen müssen, wurden nun in Deutschland verfertigt.

XXIX.

Der Entsatz von Wien (1683). Rüdiger von Stahremberg. Johann Sobiesky.

Zu der Zeit, wo die Schwäche des deutschen Reiches es Ludwig XIV. möglich machte, bedeutende Ländergebiete demselben zu entreißen, wurde der Kaiser in einen höchst gefahrvollen Krieg mit den Türken verwickelt, den Ludwig, der allerchristlichste König, selbst hatte anschüren helfen. Die Veranlassung dazu gaben die Verhältnisse in Ungarn.

In diesem Lande herrschten seit dem Jahre 1670 Unruhen. Die Ungarn waren unzufrieden über die Verletzung ihrer Verfassung, und die Protestanten beklagten sich noch außerdem über Verfolgungen, deren Ursache sie den Jesuiten zuschrieben. Im Jahre 1678 war ein offenbarer Aufruhr ausgebrochen, als die Unzufriedenen an dem Grafen Emmerich von Töckely einen entschlossenen Anführer fanden. Er brachte fast ganz Ungarn unter Waffen und schloß sogar ein Bündniß mit den Türken. Der kriegerische und ehrgeizige Großvezier Kara Mustapha bereitete sich, mit einem Heere in's Feld zu rücken, wie es seit der Eroberung Constantinopels nicht gesehen war. Zum Glück fand der Kaiser an dem polnischen König Johann Sobiesky einen tapferen Bundesgenossen, an den deutschen Fürsten treue und wider Gewohnheit rasche Helfer, und an dem Herzog Karl von Lothringen einen trefflichen Feldherrn für sein Heer.

Im Jahr 1683 führte der Großvezier ein Heer von 200,000 Mann durch Ungarn gerade gegen Wien. Bestürzung und Angst erfüllten die Stadt. Der Kaiser mit seinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten; die anderen aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, waffneten sich zur Gegenwehr, und die Langsamkeit der Türken, die sich mit der Plünderung der Oerter und Landschlösser umher aufhielten, verstattete dem Herzog von Lothringen, 12,000 Mann als Besatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkischen Heeres durfte er sich mit seiner kleinen Schaar nicht in den Weg stellen, er zog seitwärts und erwartete den polnischen König.

Der Graf Rüdiger von Stahremberg war vom Kriegsrathe zum Befehlshaber der Stadt ernannt, er zeigte sich wacker und rüstig und that Alles, dieselbe in der Eile so gut als möglich in Vertheidigungsstand zu setzen; und wer arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Im Juli erschien der Vezier mit seinem unermeßlichen Heere vor der Stadt; er breitete sich in einem Umfange von sechs Stunden um dieselbe aus. Nach zwei Tagen schon eröffnete er die Laufgräben, bald ertönte der furchtbare Donner des Geschützes und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Basteien und Stücke der Mauern in die Luft zu sprengen und durch die Lücken in die große Stadt zu dringen, in der sie eine unendliche Beute zu finden hofften. Allein die Vertheidiger hielten sich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebessert; jeder Schritt wurde auf das Hartnäckigste verfochten, und so vereinigte sich die ganze Hartnäckigkeit des Angriffs und der Vertheidigung. Der Hauptkampfplatz war die Löbelbastei, an welcher wenige Erdschollen sein mochten, welche nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum; Ende August hatten sie sich schon in dem Stadtgraben festgesetzt und in den ersten Tagen des September ließen sie eine Mine in der Burgbastei springen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Bastei selbst wurde auf eine Länge von fünf Klaftern von einander gerissen. Die Lücke war so groß, daß die Feinde Sturm laufen konnten; sie wurden zurückgeschlagen; sie stürmten an den folgenden Tagen mit neuer Wuth; noch hielt die Tapferkeit der Besatzung Stand. Als aber die letzte Mine unter der Burgbastei gesprungen war, wurde der Riß so groß, daß mehrere Feinde neben einander hindurchdringen konnten. Die Gefahr war auf's Höchste gestiegen, die Besatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zusammengeschmolzen, der Graf Stahremberg hatte schon Boten auf Boten an den Herzog von Lothringen gesendet. Endlich, da man mit Zittern einen Sturm der Feinde erwartete, sahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, daß die Hülfe nahe sei; Abends fünf Uhr erschienen christliche Kriegsvölker auf dem Kalenberge und gaben ihre Ankunft

durch einige Kanonenschüsse zu erkennen. Der König Johann Sobiesky war an der Spitze tapferer Schaaren angekommen; die Kurfürsten von Sachsen und Baiern, die Haufen des fränkischen Kreises unter dem Fürsten von Waldeck, der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die Markgrafen von Baden und Baireuth, der Landgraf von Hessen und die Fürsten von Anhalt und viele andere Fürsten aus Deutschland erschienen mit frischer Hülfe. Mit solchen Männern konnte es Karl von Lothringen wagen, gegen den Feind zu ziehen; doch war sein Heer nur 46,000 Mann stark.

Tags darauf senkte sich die christliche Schlachtordnung vom Kalenberge herab. Fünf Kanonenschüsse gaben das Zeichen zur Schlacht, jeder Hohlweg, jeder Schutthaufen wird von den Türken mit aller Todesverachtung vertheidigt; die Polen auf dem linken Flügel, Herzog Karl auf dem rechten, drängen unaufhaltsam vor, die von neuem Muth begeisterten Wiener brechen aus ihren Mauern hervor; aber noch immer schwankt der Sieg, denn Kara Mustapha wüthet wie ein Verzweifelter, daß ihm die sichere Beute entrissen werden soll; er läßt in seine eigenen weichenden Schaaren einhauen, zugleich aber auch von den gefangenen Christen, die als Sclaven fortgeführt werden sollten, 30,000 niedermetzeln. Aber der christlichen Tapferkeit vermögen die Türken nicht zu widerstehen; um sechs Uhr Abends ist der Sieg entschieden, die Türken stürzen in wilder Flucht davon, nach Raab zu; ihr ganzes Lager mit allen seinen Schätzen fällt in die Hände der Sieger. Dreihundertsiebzig Kanonen, die Kriegskasse mit mehr als zwei Millionen Thaler und das prächtige Zelt des Großveziers, allein zu 400,000 Thaler geschätzt, wird eine Beute der siegreichen Christen.

Das erlöste Volk sandte innige Dankgebete für seine Befreiung zum Himmel, und die Namen Johann Sobiesky, Karl von Lothringen und Rüdiger von Stahremberg tönten von Munde zu Munde und lebten noch fort im Gedächtniß der dankbaren Nachwelt. Nach zwei Tagen kam auch Kaiser Leopold von Linz zurück, aber das Volk schaute nicht auf ihn, sondern auf den edlen Sobiesky. Und wohl mochten die Oestreicher dankbar sein für ihre Errettung; denn der furchtbare Feind raubte und mordete nicht allein nach gewöhnlicher

Kriegsweise, sondern er schleppte die Menschen ohne Unterschied als Sklaven mit sich fort. Man hat berechnet, daß Oestreich in dieser Zeit 87,000 Menschen durch die Türken verloren habe, unter denen 50,000 Kinder und 26,000 Weiber und Mädchen waren, und unter letzteren allein 204 aus gräflichem und adeligem Geschlecht.

Ganz Europa nahm lebhaften Antheil an der Rettung Wien's; nur Ludwig XIV. war über diese Nachricht sehr bestürzt, und soll sich in seinem Verdruß drei Tage lang eingeschlossen haben. Er hatte die Türken mit Geld, mit Offizieren und Ingenieurs unterstützt, und glaubwürdige Schriftsteller versichern, man habe im Zelte des Großveziers Briefe vom Könige gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens enthalten war. Ludwig hatte gehofft, daß nach dem Falle Wiens das geängstigte Deutschland sich ihm als dem einzigen Retter in die Arme werfen sollte; dann wollte er als Vermittler auftreten und seinen Sohn auf den deutschen Kaiserthron setzen. Durch den Entsatz von Wien waren diese glänzenden Aussichten vernichtet.

Der Krieg mit den Türken dauerte mit einigen Unterbrechungen noch fünfzehn Jahre und ging fortan glücklich für die kaiserlichen Waffen. Der Schrecken vor ihrem Namen verlor sich und ihr kriegerischer Ruhm nahm ab. Im Jahre 1687 schlug sie der Herzog von Lothringen und der nachher so berühmte Prinz Eugen von Savoyen bei Mohacz auf's Haupt, und in Folge dieses Sieges unterwarf sich ganz Ungarn von neuem dem Kaiserhause und machte sogar seine Königswürde in demselben erblich, statt daß es vorher ein Wahlreich gewesen war. Im Jahre 1691 erfocht Ludwig von Baden einen glorreichen Sieg bei Salankemen, aber die Feldzüge der nächsten Jahre waren weniger erfolgreich, da der Kaiser seine Hauptmacht gegen die Franzosen am Rhein verwenden mußte. Nach dem großen Siege des Prinzen Eugen bei Zentha (1697) wurde zu Carlowitz (in Slavonien) ein Waffenstillstand auf 25 Jahre mit den Türken geschlossen (1699), in welchem der Kaiser Siebenbürgen, die Pforte den Temeswarer Banat und Venedig Morea behielt.

XXX.

Der spanische Erbfolgekrieg (1701—1714).

1. Veranlassung des Krieges. Tod Karl II. von Spanien (1700).

Ludwig XIV. hatte im Frieden zu Ryswick nicht aus Liebe zur Gerechtigkeit so viel von seinen Eroberungen aufgeopfert, sondern weil ein Ereigniß in naher Aussicht stand, von dem er sich noch weit größere Vortheile versprach, und nur um zu neuen Anstrengungen Kräfte zu sammeln, schloß er Frieden.

In Spanien saß der kinderlose, an Körper und Geist schwache Karl II. auf dem Throne. Sein baldiger Tod war vorauszusehen, und das Habsburgische Haus in Spanien starb mit ihm aus. Es entstand daher die Frage, wem nach dem Tode Karls die spanische Monarchie mit ihren ungeheueren Nebenländern zufallen sollte. Ansprüche erhoben Ludwig XIV. und Kaiser Leopold I. (1658—1705), jener für seinen Enkel Philipp von Anjou, dieser für seinen zweiten Sohn Karl. Beide begründeten ihre Ansprüche durch ihre Vermählung mit spanischen Prinzessinnen, Schwestern Karls II. Aber dem König von Frankreich war der Umstand entgegen, daß er bei seiner Vermählung auf die spanische Erbschaft feierlichst verzichtet hatte, und aus Leopolds Ehe stammte nur eine Tochter, denn sein Sohn Karl war aus einer dritten Ehe entsprossen. Die gerechtesten Ansprüche hatte daher Joseph Ferdinand, Kronprinz von Baiern, als Sohn von Leopolds Tochter. Wilhelm III., König von England, suchte bei dieser wichtigen Angelegenheit vor allem zu verhindern, daß die gesammte spanische Monarchie an Ein Haus fiele, weil durch die Uebermacht Eines Hauses die Ruhe von Europa gefährdet schien. Er war daher für eine Theilung der Monarchie, und auch Ludwig XIV., dessen Reich durch seine früheren Kriege außerordentlich erschöpft war, zeigte sich einer Theilung nicht abgeneigt. Es kam zu einem Theilungsvertrage, in dem der Kurprinz von Baiern als Haupterbe betrachtet wurde, aber der frühe Tod des Kurprinzen vereitelte diesen Vertrag (1699). Nun schloß Ludwig XIV. mit den beiden Seemächten England und Holland einen neuen Vertrag zur Theilung der

spanischen Erbschaft, auf den jedoch Kaiser Leopold nicht einging.

Karl II. selbst wollte von einer Theilung seiner Länder nichts wissen, und wenn der östreichische Hof seine Sache mit mehr Thätigkeit und Eifer betrieben hätte, so wäre es ihm leicht gewesen, den Erzherzog Karl zum alleinigen Erben der ganzen Monarchie eingesetzt zu sehen. Denn der König von Spanien war bei der Nachricht von dem zweiten Theilungsvertrage schon dazu entschlossen, und drang in Leopold, den Erzherzog nach Spanien zu schicken. Dazu war der Kaiser aber nicht zu bewegen. Dagegen verstand es der französische Gesandte, Marquis von Harcourt, durch gefälliges einschmeichelndes Benehmen und durch Bestechungen das spanische Volk und des Königs Rathgeber so für Frankreich zu gewinnen, daß Karl II. endlich in seinem Testamente den Herzog Philipp von Anjou zum alleinigen Erben der gesammten spanischen Monarchie einsetzte. Bald darauf starb Karl (1700).

Ludwig XIV. nahm die Erbschaft an und schickte seinen Enkel als Philipp V. nach Madrid, indem er die Worte an ihn richtete: „Mein Sohn, von jetzt an giebt es für Frankreich keine Pyrenäen mehr!“ Er mußte jedoch wohl einsehen, daß Leopold sich nicht gutmüthig dazu verstehen würde, seine Ansprüche auf Spanien Preis zu geben, und suchte sich für den bevorstehenden Krieg durch Bundesgenossen zu stärken. Den Kurfürsten von Baiern, Maximilian Emanuel, gewann er, indem er ihm den Besitz der Niederlande zusicherte, eben so dessen Bruder, den Kurfürsten von Köln, durch andere Zusagen. Auch die Herzoge von Savoyen und Mantua entschieden sich für Frankreich.

Dagegen fand Kaiser Leopold an dem neuen Kurfürsten von Hannover und an dem noch neueren König von Preußen treue Verbündete*). Was aber den Kaiser mehr als viele

*) Der Herzog von Hannover war 1692 von Leopold zum Kurfürsten erhoben und mit der neunten Kurwürde belehnt worden. Der Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen, Friedrich III., nahm mit Bewilligung Leopolds den Königstitel an und nannte sich Friedrich I. Der Kurfürst von Sachsen wurde nach dem Tode Johann

tausend Krieger einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens hoffen ließ, war der Umstand, daß er einen Feldherrn an die Spitze seiner Truppen stellen konnte, der zu den ausgezeichnetsten Helden aller Zeiten gehört. Dieser Held war Prinz Eugen von Savoyen.

---

2. Prinz Eugen.

Er stammte aus einer Seitenlinie des Savoyischen Hauses und war der jüngste von fünf Brüdern. Wegen seines schwächlichen Körpers ward der kleine Eugen zum geistlichen Stande bestimmt und lernte früh und mit großem Eifer Griechisch und Latein. Ludwig XIV., der ihn zuweilen sah, nannte ihn schon im Scherze das Aebtchen. Aber mit jedem Jahre fühlte er weniger Neigung zum geistlichen Stande, und von allen Büchern, die ihm vorgelegt wurden, las er keine lieber, als die alten Geschichtsschreiber, besonders solche, welche die Kriegsthaten großer Helden beschrieben. Er war noch jung, als er seinen Vater verlor, und dies nöthigte seine Mutter, den Hof zu verlassen und in den Niederlanden ihren Wittwensitz aufzuschlagen. Ihre älteren Söhne hatten bereits Regimenter. Auch Eugen erbat sich eins, aber der König, der ihn wegen seiner Kleinheit verachtete, fand den Einfall wunderlich und empfahl ihm, im geistlichen Stande zu bleiben.

Als im Jahre 1683 der Krieg zwischen der Türkei und Oestreich ausbrach, begaben sich mehrere französische Offiziere nach Wien, um in östreichischen Diensten gegen die Ungläubigen zu fechten. Unter ihnen war auch Eugen. Er lernte in Ungarn den Dienst mit Ernst und Eifer und gab früh Proben von großer persönlicher Tapferkeit, die auch der Kaiser dadurch belohnte, daß er ihm die Anführung eines Dragoner-

---

Sobieskys als August II. König von Polen und trat deshalb zur katholischen Kirche über; dennoch blieb er auf dem seit 1663 permanent, d. h. stehend gewordenen Reichstage zu Regensburg, den nun nicht mehr die Fürsten in Person, sondern deren Vertreter besuchten, nicht nur Mitglied, sondern sogar Director des Corpus Evangelicorum, gebrauchte aber in Reichsangelegenheiten nur protestantische Gesandte.

regiments anvertraute. Dennoch veranlaßte seine schwächliche Figur und sein grauer Obermantel, in dem er öfters auszureiten pflegte, die kaiserlichen Soldaten noch lange zu dem Scherze: der kleine Kapuziner werde auch nicht vielen Türken den Bart ausraufen.

Aber er wußte sich bald mehr Ansehen zu verschaffen. In den folgenden Türkenkriegen, die er mitmachte, begleitete er den kriegserfahrenen Prinzen Ludwig von Baden und den noch berühmteren Herzog von Lothringen, beobachtete alle ihre Plane und richtete ihre schwierigsten Aufträge aus. Daher konnte der Herzog von Lothringen den jungen Eugen dem Kaiser mit der Versicherung vorstellen, daß in ihm der erste Feldherr seines Jahrhunderts aufblühe.

Leopold blieb dieser Empfehlung eingedenk; er bediente sich des Prinzen nach dem Ausbruch des dritten Raubkrieges Ludwigs XIV. in Italien, ernannte ihn dann zum Commandanten von Turin und später zum Generalfeldmarschall. Als Eugen im Jahre 1697 im Kriege gegen die Türken seinen glorreichen Sieg bei Zentha erfochten hatte, gab sich der stolze Ludwig alle ersinnliche Mühe, einen so begabten und glücklichen Feldherrn wieder zu gewinnen. Er ließ ihm die Statthalterschaft der Campagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich und ein jährliches Gehalt von 2000 Louis'dor anbieten, wenn er zu ihm zurückkehren wolle. Aber Eugen betrachtete mit Recht das Land, das ihn liebreich aufgenommen, als sein wahres Vaterland, und antwortete dem Abgesandten mit Würde: „Sagen Sie ihrem Könige, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, was eben so viel Werth ist, als der französische Marschallsstab. Geld brauche ich nicht. So lange ich meinem Herrn pflichtgemäß diene, werde ich dessen genug haben.“ Und höchst musterhaft ist die Dankbarkeit, mit der er dem Hause Oestreich ergeben blieb. Alle drei Kaiser, denen er diente, kamen ihm an Geist nicht gleich, und mußten seiner Einsicht unbedingt huldigen; dennoch fiel es ihm nie ein, etwas mehr als ihr Diener sein zu wollen, und in seinen späteren Jahren hörte man ihn oft sagen: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Bruder, und Karl ist mein Herr.“ Er besaß eine große Bescheidenheit und eine so richtige Kenntniß seiner selbst, daß man nie eine Bemühung bei ihm wahrnahm, sich

über andere erheben zu wollen. Seine amtlichen Berichte stellen selbst die glücklichsten Anordnungen, die seine Klugheit entworfen und seine Thätigkeit ausgeführt hatte, als nothwendige und natürliche Maßregeln vor, die sich von selbst verständen, und alle Zufälle, alle Fehler des Feindes, und was sonst zum glücklichen Ausgange einer Schlacht beigetragen, sind aufrichtig mit angegeben. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich auf die unbedeutendsten Dinge, und seine Offiziere fürchteten eben so sehr seinen Falkenblick, als sein ungeheures Gedächtniß. Mitten in der Verwirrung der Schlacht blieb er besonnen und ruhig, und Furcht war ihm ganz fremd. Er entwickelte stets eine rastlose Thätigkeit. In den Jahren seiner Kraft brauchte er nur drei Stunden zum Schlaf. Seine Erholung war die Beschäftigung mit der Mathematik und der Geschichte. Noch in seinem Alter wußte er aus den alten Geschichtschreibern ganze Seiten auswendig. Alle Anordnungen zu Angriffen und Belagerungen entwarf er mit eigener Hand. Zum Vergnügen und zur Uebung sann er auf mögliche Fälle, und überlegte, was in jedem derselben zu thun sein würde. Der Soldat ehrte seinen Eifer und seinen Ernst, bewunderte seine Klugheit und Geistesgegenwart, und liebte ihn wegen seiner väterlichen Sorgfalt. Zum großen Verdrusse manches Verwegenen unter seinen Offizieren war er so bedacht auf Schonung seiner Leute, daß er auch nicht einen Einzigen ohne Noth verloren gab. Für die Kranken und Verwundeten trug er die eifrigste Sorge. Ueberhaupt lag ihm die Verpflegung des Heeres besonders in den Winterquartieren, über Alles am Herzen, und wenn Mangel eintrat, so schoß er lieber von dem Seinigen vor, als daß er es an den bestimmten Zahlungstagen am Solde fehlen ließ. Dafür verlangte er aber auch Pünktlichkeit im Dienste und strengen Gehorsam. Ausreißer schoß er oft mit eigner Hand im Fliehen nieder.

Das Aeußere dieses großen Mannes fiel nicht sehr in's Auge. Doch gewann sein kleiner, leichter und sehr gewandter Körper durch die Beschwerden des Krieges bald eine gewisse Festigkeit, und die bleiche Farbe seines länglichen Gesichts verwandelte sich in eine männliche Bräune. Er hielt den Körper sehr gerade, und faßte Jeden, der mit ihm redete, scharf in's Auge. Seine Stimme war beim Commandiren

stark, lebhaft und vernehmlich, außerdem sprach er für einen Franzosen sehr bedächtig und langsam. Die Nase war lang, die Augen schwarz und feurig. Den Mund mußte er beständig offen halten, weil er, wie Friedrich der Große, die Nase unaufhörlich voll spanischen Tabacks stopfte, womit auch Weste und Busenstreif reichlich bedeckt waren. Sein schwarzes Haar ergraute früh und machte darauf, nach damaliger Sitte, einer gewaltigen Wolkenperrücke Platz.

Nie hat sich ein Ausländer, zumal ein Franzose, so glücklich in den deutschen Charakter zu schicken gewußt, als dieser Eugen. Das sah man auch bei Roveredo, wo sich das Heer versammelte (1701). Mit blindem Vertrauen folgten ihm die Truppen auf die Gipfel der Alpen. Aber hier boten sich seiner Kühnheit die ersten Schwierigkeiten dar. Alle Pässe waren schon jenseits von den Franzosen besetzt, und der Marschall Catinat hatte gute Hoffnung, daß Eugen wohl wieder würde nach Hause kehren müssen. Allein diesem zweiten Hannibal war kein Gebirge unübersteiglich. Ein Berg, Namens Balbi, verschloß einen Ausweg, an den kein Franzose gedacht hatte. Eugen bewaffnete einige Regimenter mit Hacken, Bohrern und Pulver, und in wenigen Tagen war durch die vereinte rastlose Arbeit so vieler Hände ein Weg von sechs Meilen in der Länge und 9 Fuß in der Breite durch den Felsen gebrochen, auf dem man mit Geschütz und Gepäck ohne Schaden herüber kam. Wo den Pferden das Ziehen zu schwer ward, legten die willigen Soldaten mit Hand an, und mit Erstaunen sah Catinat den ganzen Zug von den Bergen herabkommen, und ehe er es verhindern konnte, die Ebene von Verona bis an die Etsch besetzen. Bald täuschte Eugen ihn nun durch unerwartete Wendungen, bald verschanzte er sich so klug, daß er nicht anzugreifen war, und zuletzt überfiel er ihn bei Carpi und schlug ihn auf's Haupt. Da mußte Catinat sich über den Mincio und Oglio zurückziehen, und Eugen nahm eine treffliche Stellung bei Chiari, wo er sein Lager meisterhaft verschanzte.

Dieser erste ungünstige Erfolg für die Franzosen verursachte am Hofe von Versailles große Unzufriedenheit. An Catinats Stelle übernahm der Marschall Villeroi den Oberbefehl, mit dem Auftrage, eine Schlacht zu liefern. Er ging

daher über den Oglio, griff Eugen in seinem verschanzten Lager bei Chiari an und wurde so völlig geschlagen, daß 2500 Franzosen gegen wenige Deutsche auf dem Wahlplatze blieben und ein allgemeiner Rückzug erfolgte (1701). Bald darauf gingen die Heere in die Winterquartiere, aber selbst im Winter ließ Eugen Cremona überfallen, wobei die Oestreicher den französischen Feldherrn Villeroi gefangen nahmen und nach Wien führten (1702).

---

3. Marlboroughs Auftreten. Zug des Kurfürsten von Baiern nach Tyrol (1703).

Eugens glücklicher Anfang hatte auch die Seemächte ermuthigt. Da Frankreich ihre billigen Forderungen abschlug, so ward (1701) ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oestreich, England und den Niederlanden geschlossen, welches das große Bündniß genannt wurde. Der Zweck dieses Bundes war, die Ansprüche des Kaisers geltend zu machen, die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien zu erobern und nicht eher Frieden zu machen, als bis Sicherheit vorhanden sei, daß Frankreich und Spanien nie unter Einem Scepter vereinigt werden könnten.

Zum Oberbefehlshaber der englischen und holländischen Landmacht ernannte Wilhelm III. den Grafen, nachmaligen Herzog von Marlborough, der unter dem großen Turenne seine Schule gemacht hatte und von diesem sehr ausgezeichnet worden war. In Turennes Lager hieß Marlborough nur der schöne Engländer, denn die außerordentliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit seines Körpers, verbunden mit der Lebhaftigkeit seines Geistes, soll ihn unwiderstehlich gemacht haben.

Er war noch nicht lange mit seinen Truppen in Holland gelandet, als plötzlich die Nachricht vom Tode Wilhelms III. einlief (1702). Zum Glück hatte dieser Todesfall keinen Einfluß auf den Gang des Krieges, da Anna, welche nun den englischen Thron bestieg, erklärte, daß sie ganz nach den Grundsätzen ihres Vorgängers regieren werde.

Auch Preußen trat dem großen Bündnisse gegen Ludwig XIV. bei und ließ eine ansehnliche Truppenabtheilung zu

Marlboroughs Heere stoßen. Bald schlossen sich vier Reichskreise dem Bunde an, und im Jahre 1702 erklärte das deutsche Reich selbst an Frankreich den Krieg. Um so mehr mußte das undeutsche Benehmen Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Baiern, alle Gemüther empören, der sich durch nichts bewegen ließ, seine Verbindung mit Frankreich aufzugeben, und so Schuld ward, daß auch mitten im deutschen Reiche die Flammen des Krieges schrecklich emporloderten.

Nachdem der französische Feldherr Villars schon früher vergebens versucht hatte, über den Rhein zu setzen, gelang es ihm durch einen geschickten Marsch nach Schwaben vorzudringen, wo sich der Kurfürst mit ihm vereinigte. Während nun Villars zur Deckung Baierns zurückblieb, unternahm der Kurfürst mit etwa 16,000 Mann einen Zug nach Tyrol (1703), um dem Herzog von Vendome den Weg in's Oestreichische zu bahnen. Als er Kufstein aufforderte, sich zu ergeben, ertheilte ihm der tapfere Befehlshaber dieser Bergfestung eine entschlossene Antwort, und ließ, um die Stadt besser vertheidigen zu können, die Vorstädte in Brand stecken. Aber zum Unglück warf ein plötzlich entstandener Sturmwind die Flamme auf die Stadt selbst: das Pulvermagazin sammt allen Bomben und Granaten flog in die Luft, und während die Besatzung in größter Verwirrung zum Löschen und Retten Hand anlegte, erstiegen die Baiern das Schloß. Im ersten Schrecken über diese Begebenheit ergaben sich auch die nächstgelegenen Plätze, und sogar das wichtige Inspruck. Von hier aus ging der Zug weiter nach der Ehrenberger Klause. Auch dieser Platz wurde glücklich erobert, und nun zog man auf den Brenner los, den Gipfel der tridentinischen Alpen. Aber hier war den Eroberern ein Ziel gesteckt. Die tapferen Tyroler erhoben sich und griffen zu den Waffen, zur Vertheidigung ihres Landes und zum Verderben der Angreifer. In den nur ihnen bekannten und zugänglichen Schlupfwinkeln, neben und über den gefährlichen Felsenwegen versteckt, warfen und schossen sie alle Vorübergehenden nieder. Ein Hülfshaufen östreichischer Truppen, den ihnen der Kaiser zuschickte, machte ihnen noch mehr Muth, und so kamen sie bewaffnet unter der Anführung eines wackern Beamten, Martin Sterzingers, zu Tausenden herbei, besetzten alle Höhen

über jenen engen Pässen, durch welche die Baiern ziehen mußten, und gaben ein herrliches Beispiel von aufopfernder Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus. Von allen Felsenspitzen rollten Steine und Baumstämme, flogen Kugeln auf die Feinde herunter, die, dicht zusammengedrängt, unkundig der Gegend, und ohne ihr Geschütz brauchen zu können, ein sicherer Raub des Todes wurden. An einem Hohlwege lauerte ein tyrolischer Jäger mit seiner Büchse dem Kurfürsten selber auf, schoß aber statt seiner den Grafen von Arco nieder, den er wegen seiner reichen Kleidung für den Kurfürsten hielt. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt, beschloß denn der Kürfürst, den Rückzug wieder anzutreten. Dieser war aber noch unglücklicher als der Hinmarsch, denn die immer mehr ermuthigten Bergbewohner tödteten noch eine große Menge, wofür sich denn freilich die Baiern wieder in den durchzogenen Dörfern und Städten an den Weibern und Kindern barbarisch genug rächten. Alle eroberten Städte und Schlösser mußten, bis auf Kufstein, wieder verlassen werden, und so kam der Kurfürst sehr kleinmüthig und nur etwa mit der Hälfte der Mannschaft, mit der er vor zwei Monaten ausgezogen war, wieder in Baiern an.

Hier vereinigte er sich mit Villars und ein Sieg über die Oestreicher bei Höchstädt setzte ihn wieder in seine Staaten ein. Andere französische Heere nahmen die Festungen Breisach und Landau, und Augsburg mußte sich an die Baiern ergeben. Wegen der steten Zwistigkeiten, die zwischen dem Kurfürsten und Villars walteten, hatte Ludwig XIV. endlich den letzteren abgerufen und den Grafen von Marsin geschickt.

---

4. Eugens und Marlboroughs Siege.

Da der Feldzug von 1703 für die Verbündeten so ungünstig geendet hatte, so ward für das nächste Jahr beschlossen, daß auch Eugen diesmal nach Deutschland gehen sollte, um sich mit Marlborough und dem Prinzen Ludwig von Baden zu vereinigen. Durch einen bewunderungswürdigen Zug, der zu den glänzendsten Thaten Marlboroughs gehört, wußte

dieser Feldherr sowohl die Holländer, die in eine so weite Entfernung nicht eingewilligt haben würden, als auch die Franzosen zu täuschen und stand plötzlich am Neckar. Bei Heilbronn vereinigten sich Ludwig von Baden und Eugen mit ihm. Die Feldherrn überhäuften sich mit Höflichkeit. Ludwig nannte Marlborough den Retter Deutschlands, und der Herzog erwiderte darauf, nur von ihm könne er lernen, wie man das Reich retten möge. Eugen rühmte die Schönheit der Marlboroughschen Truppen und den ungemein kriegerischen Muth, der jedem Einzelnen aus den Augen blitze, und desgleichen er nie gesehen habe, worauf der Engländer entgegnete, wenn dem so sei, wie er sage, so habe einzig die Gegenwart Seiner Hoheit ihnen dieses Feuer eingeflößt.

Während Eugen an den Rhein ging, drangen Marlborough und Ludwig gegen die Franzosen und Baiern vor. Diese schickten, um den Verbündeten den Uebergang über die Donau zu erschweren, einen Theil ihrer Truppen auf den Schellenberg bei Donauwerth, um sich dort zu verschanzen. Noch waren sie damit beschäftigt, als sie von den Verbündeten angegriffen wurden. Marlborough führte seine Engländer und Holländer auf dem linken Flügel, Ludwig von Baden seine Reichstruppen auf dem rechten dem Feinde entgegen. Die Wuth der Fechtenden von beiden Seiten war fürchterlich, aber schon in der ersten Stunde mußten die Baiern weichen. Die Kaiserlichen erstiegen die Verschanzungen zuerst, dann drangen auch die Engländer und Holländer hindurch, und den Angegriffenen blieb nichts übrig, als über die Donau nach Lauingen zu fliehen, auf welchem Wege jedoch Viele unter den Hieben der nachsetzenden Reiter fielen, und noch Mehrere in den Fluß gesprengt wurden. Der Verlust der Mannschaft war auf beiden Seiten zwar ungefähr gleich groß, aber den Verbündeten fiel doch das ganze Gepäck sammt allen Zelten der Feinde, einige trefflich gefüllte Magazine in Donauwerth und sechszehn Kanonen in die Hände. Das reiche Silberzeug des Grafen von Arco ward unter die Soldaten zur Belohnung ihrer Tapferkeit vertheilt.

Nach diesem Treffen forderte Marlborough den Kurfürsten dringend auf, dem französischen Bündnisse zu entsagen, und auch der Kaiser bot ihm die billigsten Bedingungen an;

doch umsonst. Man bediente sich hierauf des Mittels, das Baierland schrecklich zu verwüsten und auszuplündern, und das Jammergeschrei der Unglücklichen ward so laut, daß der Kurfürst von seinen Räthen auf das dringendste gebeten ward, die unselige Verbindung aufzugeben. Einen Augenblick schwankte er: als aber jetzt die Nachricht kam, daß der französische Marschall Tallard mit 48 Bataillonen Fußvolk und 60 Schwadronen Reiterei angelangt sei: da verwarf der Kurfürst alle Friedensvorschläge. Aber hinter Tallard war auch Eugen mit 18,000 Mann hergezogen und vereinigte sich bei Donauwerth glücklich mit Marlborough, der listig genug, den alten Prinzen von Baden zur Belagerung von Ingolstadt abgeschickt hatte, mit dem bescheidenen Eugen wurde der Herzog sehr gut fertig, weil dieser zum Besten der gemeinsamen Sache dem eigenen Ruhm willig entsagte.

Beide rückten nun auf den Flecken Höchstädt zu, wo sie den Feind bereits aufgestellt fanden, und beschlossen, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Früh um halb vier Uhr rückten sie aus dem Lager, und um sechs Uhr bekamen sie den Feind zu Gesicht. Die Kanonade begann gegen halb neun Uhr, aber da man noch einige Moräste umgehen und über einige Bäche setzen mußte, so fing die eigentliche Schlacht erst um ein Uhr Nachmittags an. Die Franzosen hatten den Vortheil der besseren Stellung und der weit größeren Truppenzahl für sich. Marlborough führte den rechten Flügel, heimlich betend, gegen Tallard an (er selbst gestand nachher, er habe nie soviel gebetet, als an diesem Tage), Eugen drang mit dem linken auf die Baiern ein. Mehrmals wurden sie zurückgeworfen, aber immer setzten sie sich wieder und gingen auf's neue in das fürchterlichste Feuer. Endlich benutzte der Herzog einen Augenblick der Unordnung und drang in die Franzosen ein; nun flohen sie, und als der Kurfürst ihre Flucht sah, wich er gleichfalls mit den Seinigen, und nach Sonnenuntergang ward die Flucht der Feinde allgemein. Zwanzigtausend Franzosen und Baiern lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde; 15,220 Mann, und unter diesen der Marschall von Tallard selbst nebst seinem Sohne und 818 Offizieren, waren gefangen. Die Beute der Sieger war außerordentlich. Die reiche Kriegskasse, 5300 Wagen

mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf, 3600 Zelte, zwei Schiffbrücken, 117 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 171 Standarten und 17 Pauken fielen in ihre Hände. Das französische Heer war so gut als vernichtet, ganz Baiern und Schwaben vom Feinde gereinigt, und der bisher so hartnäckige Kurfürst von Baiern nun durchaus zu Grunde gerichtet. Von diesem glorreichen Tage an tönte der Name Marlborough in tausend Liedern wieder, und der Kaiser, voll gerechten Dankgefühls gegen den Retter seiner Ehre und den Ueberwinder seiner Feinde, ernannte ihn auf der Stelle zum Reichsfürsten. Er selbst krönte seinen Ruhm noch durch menschenfreundliche Sorgfalt für die Verwundeten und durch höfliches Benehmen gegen die Gefangenen. Dem tiefgebeugten Marschall von Tallard sagte er über seinen vortrefflichen Charakter verbindliche Dinge; und als dieser äußerte, der Herzog habe die bravsten Truppen von der Welt geschlagen, erwiderte er lächelnd: „Ich hoffe, Ew. Gnaden werden diejenigen ausnehmen, welche die Ehre gehabt haben, sie zu schlagen."

Dem Kurfürsten von Baiern blieb nun nichts übrig, als mit den Franzosen über den Rhein zu gehen. Sein Land wurde von den Kaiserlichen besetzt, und seine Gemahlin behielt zu ihrem Unterhalte nur die Stadt und das Rentamt München. So unglücklich endete für ihn der Feldzug von 1704.

Im Jahre 1705 starb Kaiser Leopold I., und es folgte ihm Joseph I. Man zweifelte anfänglich, ob dieser den Krieg für seinen Bruder Karl mit demselben Eifer führen würde, wie es der Vater für den Sohn gethan hatte; er erklärte sich jedoch entschieden für die nachdrückliche Fortsetzung des Kampfes. Uebrigens verlief das Jahr 1705 ohne alle Entscheidung. Baiern wurde von den östreichischen Beamten furchtbar mißhandelt, wovon die Folge war, daß sich das erbitterte Volk in heftigen Aufständen erhob und zu den Waffen griff. Da die Oestreicher die junge Mannschaft in Baiern zum kaiserlichen Dienste aushoben, überfielen die Aufständischen einzelne östreichische Haufen und nahmen ihnen die Rekruten wieder ab. Mehrmals wurde der Aufruhr unterdrückt und das Volk entwaffnet, aber die blutigen Auf-

tritte zwischen Baiern und Oestreichern dauerten bis zum Ende des Krieges. Der Kurfürst selbst ward vom Kaiser als ein Reichsfeind in die Acht erklärt und sein Land als ein verfallenes Reichslehen betrachtet. Dem Kurprinzen von der Pfalz gab der Kaiser die Oberpfalz zurück, welche sein Haus im dreißigjährigen Kriege an Baiern verloren hatte.

Im Jahre 1706 stellte Ludwig XIV. ein schönes Heer, 75,000 Mann stark, unter dem Befehl des Marschalls Villeroi in den Niederlanden auf. Dieser Feldherr hatte den Auftrag, sich durch eine glückliche Schlacht den Weg nach Holland zu bahnen, um in diesem reichen Lande die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu gewinnen. Aber Marlborough, dem ein Villeroi durchaus nicht gewachsen war, lockte diesen durch eine Kriegslist aus seiner festen Stellung bei Löwen heraus in eine Ebene bei dem Dorfe Ramillies unweit Judoigne*), wo er eine sehr günstige Stellung nahm. Beide Heere breiteten sich in der schönsten Schlachtordnung aus. Villerois Terrain war so unverständig gewählt, daß der beste Theil der französischen Truppen gar nichts thun konnte. Marlboroughs Feldherrnblick schwebte spähend und leitend über den ganzen weiten Raum des Schlachtfeldes hin, überall Ordnung und Fassung erhaltend. So konnte ihm, obgleich sein Heer um 8000 Mann schwächer war, der Sieg nicht fehlen. Keine Tapferkeit der französischen Soldaten konnte gut machen, was ihr unweiser Feldherr verdorben hatte, und so erfolgte eine mörderische Schlacht, in der mehr als 20,000 Franzosen theils getödtet oder verwundet, theils gefangen oder zerstreut wurden; ihr ganzes Geschütz von 88 Kanonen, sämmtliches Gepäck, die Kriegskasse, 80 Fahnen und selbst die Pauken und Standarten der königlichen Leibwachen fielen den Siegern in die Hände, und mehr als zwei Monate vergingen, ehe sich das zerstreute Heer der Feinde wieder sammeln und im Felde aufstellen ließ. In Folge dieses Sieges mußte ganz Brabant, das spanische Flandern und ein Theil von Hennegau dem Erzherzog Karl als König Karl III. huldigen, in dessen Namen zu Brüssel ein Staatsrath errichtet ward.

Begeistert von dem glänzenden Waffenglücke Marlbo-

---

*) Die Ebene ist ungefähr dieselbe der Schlacht bei Waterloo.

roughs arbeitete Eugen aus allen Kräften, auch seinerseits dieses Jahr durch eine große Kriegsthat zu verherrlichen. In Italien war der Herzog von Savoyen von Frankreich abgefallen und hatte sich dem großen Bündniß gegen Ludwig XIV. angeschlossen. Dafür überschwemmten nun die Franzosen sein Land und hatten es bis auf die einzige Stadt Turin in Besitz genommen. Aber auch Turin wurde jetzt von 30,000 Mann Franzosen unter von La Feuillade belagert. Der Herzog überließ die Vertheidigung der Stadt dem kaiserlichen Feldmarschall von Daun, um sein persönliches Heil an der Spitze seiner Truppen zu versuchen. Mit ihm sich zu vereinigen, war der kühne Plan des Prinzen Eugen. Es war ein Weg von beinahe fünfzig Meilen, mitten durch feindliche Posten, und durch ein Land, das von drei schiffbaren Strömen und vielen kleinen Gewässern durchschnitten wird, und er hatte nicht mehr als 24,000 Mann. Die Feinde staunten über seine Erscheinung; und ehe sie noch eins werden konnten, hatte er sich schon mit dem ängstlich harrenden Herzog von Savoyen vereinigt, und rückte zum Entsatz von Turin herbei. Aber der Herzog hatte auch nicht mehr als 13,000 Mann, so daß das ganze Heer nur 37,000 Mann betrug, also nicht einmal ganz so viel, als La Feuillades Belagerungsmacht, geschweige denn als das sich damit vereinigende Heer des Herzogs von Orleans und Marsins.

Daß Eugen mit jenem Heer einen Angriff machen würde, glaubte Niemand, er aber wagte ihn dennoch im Vertrauen auf die Unkunde der feindlichen Heerführer. Zum Erstaunen derselben rückte er eines Morgens um 4 Uhr in voller Schlachtordnung gegen ihre Linie an. Als er beim Recognosciren von einer Anhöhe herab die unordentliche Bewegung im feindlichen Lager bemerkte, sagte er zum Herzog von Savoyen: „Mich dünkt, diese Leute sind schon halb geschlagen.“ Die Franzosen empfingen ihn mit einer heftigen Kanonade; die Deutschen rückten immer schweigend weiter. Auf einmal erdonnerten alle ihre Kanonen zu gleicher Zeit, und immer hinter einander wiederholte sich dies entsetzliche Krachen, bis man dicht vor den Linien stand. Jetzt führte Leopold von Dessau zuerst auf dem linken Flügel die Preußen auf die Verschanzungen los, dann folgten die Würtemberger und

Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel. Zu gleicher Zeit that der Graf Daun mit zwölf Bataillonen einen Ausfall aus der Festung. Es kam zu einem fürchterlichen Handgemenge. Zweimal wurden die Preußen zurückgetrieben, aber zum dritten Mal erstiegen sie glücklich, die ersten von allen, die Linien, und nach ihnen folgten die Uebrigen. Die Gothaer hatten den härtesten Stand, aber zuletzt warfen auch sie den Feind zurück, und innerhalb zweier Stunden war der blutige Kampf entschieden. Fünftausend Todte und noch mehr Verwundete lagen auf dem Platze, unter den letzteren auch der Marschall von Marsin, der gefangen nach Turin gebracht ward, wo er am folgenden Tage starb. Von dem ganzen großen Heere von 80,000 Mann blieben nicht 1600 beisammen. Alle die außerordentlichen Vorräthe, welche der Herzog von La Feuillade zur Belagerung Turins mit sich geführt hatte, 159 Kanonen, 80,000 Fässer Pulver, 55 Mörser nebst einer großen Menge Bomben, Kugeln und Granaten, desgleichen die reiche Kriegskasse, 2000 Ochsen, 5000 Maulesel und die Pferde von dreizehn Regimentern abgestiegener Dragoner gingen verloren.

Der Sieg bei Turin (1706) reinigte mit einem Schlag fast ganz Italien vom Feinde, und der länderlose Herzog von Savoyen ward in alle seine Staaten wieder eingesetzt. Eugens Name ward, wie kurz vorher noch Marlboroughs, das Gespräch der ganzen Welt. Die allgemeine Begeisterung für diese große Begebenheit äußerte sich hier und da auf seltsame Weise. Ein unverheirathetes Frauenzimmer in London vermachte dem Prinzen auf ihrem Sterbebette 12,000 Thaler, mit der Bedingung, daß sie ihm ohne Unkosten zugeschickt würden, und ein sterbender Gärtner verschrieb ihm die Hälfte seines Vermögens, 600 Thaler. Die Dichter besangen seinen Ruhm lateinisch und deutsch. Von Kaiser Joseph erhielt er zum Dank einen prächtigen Degen, und ward zum Oberstatthalter in Mailand ernannt. Im Winter brachte es Eugen noch dahin, daß Ludwig XIV. seine Truppen aus allen Plätzen der Lombardei zog, welche dieselben noch inne gehabt hatten.

5. Ludwigs XIV. Bedrängniß. Schlachten bei Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709).

Bei der überaus großen Erschöpfung Frankreichs versuchte es Ludwig XIV., Friedensunterhandlungen mit seinen Feinden anzuknüpfen, aber diese kamen ihm dabei keineswegs entgegen. Sie glaubten, jetzt sei der glückliche Zeitpunkt gekommen, wo man dem frechen Länderräuber seine drei barbarischen Raubkriege, seine unverschämten Reunionen, seine hinterlistigen Friedensschlüsse und seine übermüthige Behandlung schwächerer Nachbarn vergelten und seine Macht möglichst herabdrücken müsse. So blieben denn seine Versuche, den Frieden herzustellen, ohne Erfolg, denn seine Feinde waren entschlossen, zur Erkämpfung größerer Vortheile den Krieg fortzusetzen.

Für den Feldzug 1708 sollte sich Eugen mit Marlborough in den Niederlanden vereinigen, wo Ludwig XIV. ein treffliches Heer von 80,000 Mann aufstellte. Anführer der Franzosen war der fünfundzwanzigjährige Herzog von Bourgogne, dem der kluge Vendome als Rathgeber zugeordnet war: allein zwischen beiden herrschte Ungleichheit der Gesinnungen, welche auf den Ausgang des Feldzuges den größten Einfluß hatte.

Der Anfang war indessen für die Franzosen noch ziemlich glücklich. Sie nahmen mehrere feste Plätze und brachten den Herzog Marlborough in große Verlegenheit. Es war die höchste Zeit, daß Eugen jetzt ankam, der wegen des langen Ausbleibens der Reichsmannschaften erst spät eintreffen konnte. Die Franzosen berannten Oudenarde, und Eugen war der Meinung, diesen Platz durch eine Schlacht zu entsetzen. Marlborough und der holländische General stimmten ihm bei und das verbündete Heer rückte gegen Oudenarde heran.

Jetzt zeigten sich die Folgen der Uneinigkeit zwischen den französischen Heerführern. Vendome wollte schlagen, während der Herzog von Bourgogne darauf bestand, daß man ein Treffen vermeiden müsse. So ließen sie den Feind die vortheilhaftesten Posten besetzen, bis sie sich doch endlich genöthigt sahen zu schlagen, und nun alle Anstalten zum nachdrücklichen Empfang zu spät kamen. In der schönsten Schlachtordnung rückten die Verbündeten an. Das Gefecht begann auf dem rechten Flügel, den Eugen anführte. Die Franzosen schlugen

sich mit großer Tapferkeit; aber mitten in der Schlacht durchkreuzten sich Vendomes und des Prinzen Befehle. So mußte wohl Verwirrung auch in das willigste Heer kommen und das weit schwächere siegen, das nach einem schönen Plane geleitet ward. Die Unordnung unter den Franzosen ward so groß, daß sich zuletzt ganze Regimenter ergeben mußten, und die Zahl der Gefangenen über 8000 Mann betrug. Der Todten und Verwundeten waren nicht weniger. Eugen eroberte nach diesem Siege noch die wichtige Festung Ryssel (Lille).

Gleich nach Beendigung dieses Feldzuges trat der ungemein strenge Winter von 1708 auf 1709 ein. Die Kälte war so schrecklich, daß das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erstarrten. Die französischen Landleute erlitten durch den Frost einen so ungeheueren Schaden, daß sie völlig an den Bettelstab kamen. Es schien unmöglich, für den nächsten Feldzug die Vorrathshäuser zu füllen und das nöthige Geld aufzubringen und der König sah sich gezwungen, den Frieden dringender als bisher zu suchen. Er ließ zuerst insgeheim bei den Holländern anfragen und erhielt die stolze Antwort: wenn er sich nicht zur Abtretung von Spanien, Indien, Mailand und den Niederlanden verstehe, könnte von weiteren Unterhandlungen gar keine Rede sein. Eine solche Sprache mußte jetzt der einst so übermüthige Ludwig hören, er, der früher nur gewohnt war, Friedensbedingungen vorzuschreiben. Aber er fand sich jetzt in so bedrängter Lage, daß er dem Verlangen nachgab und den Präsidenten Rouillé als Friedensunterhändler absandte. Dieser hatte den Auftrag, der ganzen spanischen Monarchie zu entsagen, wenn man Philipp V. nur Neapel und Sicilien lassen und den Kurfürsten von Baiern wieder einsetzen wollte. Da warfen die Holländer die Frage auf, ob denn wohl Philipp V. Spanien so gutwillig räumen würde, und Ludwig XIV. erbot sich, seine Truppen aus Spanien zu ziehen, dann sollten die Holländer Spanien einstweilen besetzen und Philipp zu Schiffe nach Neapel führen. Als Rouillé am Ende zu sein glaubte, erschien auch Eugen und Marlborough und erklärten ihre Unzufriedenheit mit den bisherigen Unterhandlungen; namentlich erklärte Eugen, daß der Kaiser seinem Hause auch nicht

ein Stück der ganzen spanischen Monarchie wolle entziehen lassen, und daß der Münstersche Friede ohne Einschränkung wieder hergestellt werden müsse. Jetzt nahmen auch die Holländer einen anmaßenden Ton an und sagten, Philipp von Anjou solle sich doch ja keine Rechnung darauf machen, auch nur einen Fuß breit Landes von der spanischen Monarchie zu behalten, und als der französische Gesandte sie daran erinnerte, daß sie ihm ja schon das Königreich Neapel zugestanden hätten, erklärten sie, das sei blos vom Titel zu verstehen. Trotz aller dieser schmählichen Demüthigungen beschloß Ludwig bei der drückenden Noth seines Landes sich zu fügen, und sandte den Minister Torcy nach Holland. Dieser machte den Holländern vortheilhafte Anerbieten, da letztere aber ohne England und den Kaiser nichts bestimmen wollten, so trafen auch Marlborough und Eugen wieder ein, um an den Unterhandlungen Theil zu nehmen. Ihre Forderungen wurden immer höher gespannt, bis endlich Torcy mit der äußersten Vollmacht hervortrat und erklärte, daß sein Herr bereit sei, die ganze spanische Monarchie abzutreten. Nun gingen aber auch die Gesandten der Verbündeten über die Schranken der Mäßigung hinaus; sie verlangten außer anderen schweren Bedingungen, die sie noch aufstellten, daß Ludwig XIV. selbst seinen Enkel aus Spanien vertreiben solle. Dazu konnte sich Ludwig unmöglich verstehen; die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und der König von Frankreich machte seinem Volke öffentlich bekannt, daß die Schuld der Fortsetzung des Krieges nicht an ihm liege. Die Franzosen wurden dadurch zu neuen Anstrengungen willig und ein neues Heer betrat den Schauplatz des Kampfes.

Während die Deutschen am Rhein im Nachtheil waren, stand Villars mit 110,000 Mann in den Niederlanden. Die Franzosen wünschten schon aus bloßem Hunger zu schlagen, denn man konnte ihnen auf die Länge nur die Hälfte, ja zuletzt nur den vierten Theil ihrer Brodportionen reichen, und viele verkauften ihre Kleider, um sich nur Lebensmittel verschaffen zu können. Die Verbündeten, 120,000 Mann stark und auch an Geschütz den Franzosen weit überlegen, kamen unter Eugens und Marlboroughs Anführung und eroberten Dornick, ohne daß Villars die Festung entsetzen konnte. Beim

weiteren Vorrücken fanden die Verbündeten das feindliche Heer bei dem Dorfe Malplaquet vor Mons fest verschanzt. Die beiden Feldherren, die noch nie ein Treffen verloren hatten, beschlossen den Angriff. Von Morgens acht Uhr bis gegen drei Uhr Nachmittags dauerte das entsetzliche Gemetzel, das mörderischste in dem ganzen Kriege, denn es kostete beiden Theilen zusammen 33,000 Menschen. Die Holländer besonders, die unter dem braven Prinzen von Nassau den Preis der Tapferkeit davontrugen, wurden schaarenweise von den französischen Kartätschen niedergestreckt. Eugen selbst, welcher den rechten Flügel zuerst ins Feuer führte, erhielt gleich zu Anfang einen Streifschuß an den Kopf, ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern steckte ruhig sein Schnupftuch unter den Hut und führte den Befehl fort. Durch die entsetzliche Heftigkeit seines Angriffs sah Villars sich genöthigt, einige Regimenter aus dem Mittelpunkte abzurufen und seinem linken Flügel zur Verstärkung zuzusenden. Dies bemerkte Marlborough, der auf seinem linken Flügel schon 12,000 Mann verloren hatte, und schnell in diese schwache Stellung einbrechend, trennte er die ganze feindliche Schlachtordnung und entschied dadurch den Sieg. Gegen das Ende mußte sich der französische Feldherr, am Knie verwundet, aus dem Treffen tragen lassen, worauf die Franzosen den Rückzug antraten. Die Sieger wagten nicht, ihn zu stören, sie hatten in der That gegen 3000 Mann mehr als die Franzosen verloren. Die Stadt Mons mußte sich aber nun den Verbündeten ergeben (1709).

So war denn auch dieser Feldzug für Ludwig XIV. verloren, und es schien, als habe das unerbittliche Glück ihm auf immer den Rücken gekehrt. Er mußte sich dazu verstehen, die abgebrochenen Friedensunterhandlungen noch einmal anzuknüpfen. Aber mit seiner Hülflosigkeit war auch der Uebermuth seiner Gegner gewachsen. Die französischen Gesandten erboten sich, alle früheren Bedingungen zu unterschreiben, bis auf die, in welcher dem König Ludwig die gewaltsame Vertreibung seines Enkels aus Spanien zugemuthet ward. Ja, der von allen Seiten bedrängte König suchte jetzt so ernstlich den Frieden, daß er zur Vertreibung seines Enkels sogar Hülfsgelder zu zahlen bereit war, und dem Kaiser Valenciennes

und den ganzen Elsaß abtreten wollte, wenn man seine Bundesgenossen, die Kurfürsten von Baiern und Köln, wieder in ihre Länder einsetzen würde. Aber die Verbündeten bestanden hartnäckig auf jener Bedingung, und es blieb dem König nichts Anderes übrig, als die Unterhandlungen zum zweiten Male abzubrechen.

---

6. Marlboroughs Sturz. Friedensschlüsse (1713 und 1714).

Aber gerade jetzt, in seiner größten Bedrängniß, in seiner tiefsten Erniedrigung, eröffnete sich für Ludwig wider alles Erwarten eine günstige Aussicht. Es schien, als wollte der Herr der Schicksale in Ludwigs Geschichte den Völkern ein Beispiel geben, wie sehr Rachsucht und Uebermuth ihm mißfalle, und wie leicht es ihm sei, auch den Glücklichsten zu beugen

In London hatte bis jetzt der Herzog von Marlborough Alles gegolten; seine Gemahlin, eine von Leidenschaftlichkeit, Herrschsucht und Stolz ganz erfüllte Frau, war die innigste Vertraute der Königin Anna. Diese Eigenschaften hatten zur Folge, daß es zwischen ihr und der Königin zu heftigen Erörterungen kam, welche die völlige Entlassung der Marlborough vom Hofe nach sich zogen*). Der Sturz der Herzogin führte den ihres Gemahls mit sich, zwar ließ man ihn noch beim Heere, aber man legte ihm solche Hindernisse in den Weg, daß seine Thätigkeit von nun an gelähmt war. Ein neues Ministerium, welches den Frieden wünschte, kam in England an's Ruder. Dieser Wechsel rettete Ludwig XIV. Dazu kam noch der unerwartete Tod Kaiser Joseph I. (1711). Da nun der Erzherzog Karl der Erbe der östreichischen Länder ward und auch die Aussicht hatte, Kaiser zu werden, so erhob sich das Bedenken, zu diesen Besitzungen noch die große spa-

---

*) Man erzählt folgende Geschichte: Eines Tages hatte die Herzogin ein Paar schöne Handschuhe, welche der Königin gefielen; Anna wünschte sie zu haben, aber die Marlborough schlug sie ihr ab. Sie trug darauf eine Schaale Wasser heraus, und wie durch einen Fehltritt gießt sie in Gegenwart der Königin die ganze Schaale Wasser einer Madame Masham über ein prächtiges Kleid. Dies war die Veranlassung, daß die Herzogin in Ungnade fiel.

nische Monarchie in die Hand eines einzigen Fürsten zu legen. Ludwigs geheime Unterhandlungen in England hatten nun guten Fortgang und auch die Holländer mußten sich zum Frieden bequemen.

Zu Utrecht unterhandelten Frankreich und England, zwischen denen der Friede 1713 zu Stande kam. Die wichtigsten Bedingungen sind folgende: Philipp V. erhielt das Königreich Spanien und dessen außereuropäische Länder; Frankreich erkannte die protestantische Erbfolge in England an; der Herzog von Savoyen erhielt die Insel Sicilien mit der Königswürde; Neapel, Sardinien, Mailand und Belgien wurden dem Kaiser Karl VI. zuerkannt, doch sollten die Holländer in einer Anzahl belgischer Festungen gegen Frankreich hin das Besatzungsrecht haben, was man den Barrieretractat nannte. Auch wurde festgesetzt, daß Frankreich und Spanien nie unter einem Könige vereinigt werden sollten. Zwar wollte der Kaiser diesem Utrechter Frieden nicht beitreten und den Krieg fortsetzen, aber das Glück war von ihm gewichen und so nahm er denn zu Rastadt den ihm zugesprochenen Theil der spanischen Monarchie in Besitz (1714). Die Kurfürsten von Baiern und Köln wurden wieder in ihre Länder eingesetzt. Das deutsche Reich trat zu Baden diesem Frieden bei.

So hatte denn der Krieg für Ludwig XIV. einen unerwartet günstigen Ausgang genommen. Er überlebte diesen Erfolg nicht lange, er starb 1716. Das Volk, das er nicht blos arm gemacht, sondern auch der Sittlichkeit und alles Vertrauens beraubt hatte, jubelte bei der Nachricht von seinem Tode und verfolgte den Leichenzug mit so pöbelhaftem Muthwillen, daß man genöthigt war, die Leiche auf Nebenwegen zu führen.

Die Zeit Peters des Grossen.

XXXI.

Peter der Große.

(1682—1725.)

Das ungeheuere russische Reich, das sich jetzt von der Ostsee bis zum Meere von Kamtschatka ausdehnt, war ursprünglich von rohen asiatischen Horden bevölkert, welche die Bildung des übrigen Europas verschmähten. Zwar erschienen im neunten Jahrhundert auch in Rußland normannische Stämme, die man hier Waräger nannte, und die weniger roh als die Slaven waren, und um das Jahr 1000 verbreitete sich sogar das Christenthum von Konstantinopel aus in Rußland, weshalb sich die Russen noch jetzt zur griechischen Kirche bekennen; aber auch das Christenthum vermochte nicht die rohen Sitten dieser Slaven zu mildern, und die Kenntnisse, Wissenschaften, Erfindungen und Künste, welche das übrige Europa veredelten, blieben bis über 1600 hinaus den Russen völlig fremd.

Auf dem Throne dieses Reiches saß im siebzehnten Jahrhundert das Haus Romanow, aus welchem Feodor II. stammte, der 1682 starb. Er hinterließ einen Bruder, Jwan, eine Schwester, Sophia, und einen Halbbruder, Peter. Die Krone gebührte eigentlich dem älteren Bruder Jwan, allein dieser war so schwachen Geistes, daß die Großen des Reiches Peter zum Thronerben bestellten. Darüber brach aber ein fürchterlicher Aufruhr aus, an dessen Spitze Jwans Schwester Sophia stand. Diese war ein Weib von hoher Schönheit und vielem Verstande, aber von unbezähmbarer

Herrschsucht. Da sie sich durch die Erhebung ihres Stiefbruders zurückgesetzt fühlte, so bewog sie die Strelitzen, — diesen Namen führte das aus Adeligen bestehende Heer, — zu einem Aufstande. Die Strelitzen ermordeten mehrere Glieder der Familie, aus welcher Peters Mutter, die verwittwete Natalie, stammte, und riefen den Prinzen Iwan zum Regenten oder Czaren aus. Aber der gutmüthige Iwan trat selbst hervor und bat, man möchte ihm doch auch seinen Bruder Peter zum Mitregenten lassen. Das waren die Strelitzen zufrieden, und Iwan und Peter wurden als künftige Czaren gemeinschaftlich gekrönt. Die Regierung aber führte während ihrer Minderjährigkeit die Prinzessin Sophia.

Die Strelitzen glaubten sich von der Regentin nicht hinreichend belohnt und zeigten meuterische Gesinnungen. Der Hof entwich aus Moskau nach einem Kloster, Namens Trozkoi. Hierher lockte man die Häupter der Strelitzen und ließ sie ermorden. Jetzt griffen diese sämmtlich zu den Waffen, um das Blut ihrer Führer zu rächen. Sie drangen in's Kloster, und der Hof schwebte in der größten Gefahr. Natalie, Peters Mutter, war mit ihrem Sohne in die Kirche geeilt; hier stand sie am Altar, den jungen Peter mit ihren Armen schützend. Schon hatte ein frecher Kriegsmann das Messer nach ihm gezückt, als ihn einer seiner Gesellen mit den Worten zurückhielt: „Nicht hier am Altar, Bruder! Er wird uns nicht entwischen.“ Bald kam der Adel der Umgegend, den man aufgeboten hatte, dem Hofe zu Hülfe, und das Vorhaben der Strelitzen wurde vereitelt. Die Aufrührer legten die Waffen nieder, und unterwarfen sich demüthig dem Hofe, der die Rädelsführer unter ihnen, dreißig an der Zahl, hinrichten ließ, die Uebrigen begnadigte.

Natalie zog sich mit ihrem fünfzehnjährigen Sohne nach dem schön gelegenen Dorfe Preobraschenskoe zurück. Hier versammelte Peter Jünglinge gleichen Alters um sich, mit denen er Soldaten spielte. Der Hauptmann der Schaar war Lefort, der Sohn eines Kaufmanns aus Genf, der, um als Seesoldat sein Glück zu machen, nach Rußland gegangen war, und sich in Moskau durch seine Kenntnisse und Gewandtheit auszeichnete. Er verstand Deutsch und Holländisch, und da Peter diese Sprachen zu lernen wünschte, ward

ihm Lefort bekannt und gewann bald seine ganze Liebe. Unter diesem Lefort standen alle übrigen Jünglinge, und mußten von unten auf dienen: nur Verdienst und Auszeichnung, nie Geburt erhob zu höheren Ehrenstellen. Selbst Peter diente nach einer allgemeinen Sage zuerst als Trommler. Sophia sah dies Kriegsspiel gern, denn es schien ihr ganz dazu geeignet, den jungen Peter von ernsteren Geschäften abzulenken. Sie ahnte nicht, welche ernste Wendung für sie selbst das Spiel nehmen sollte. Die Zahl dieser Spielkameraden, die man Poteschnie nannte, nahm bald so zu, daß sie in zwei Dörfer vertheilt werden mußten, und bald sah sich Peter an ihrer Spitze stark genug, den Anmaßungen seiner Schwester entgegenzutreten. Im Jahre 1689 ging er nach Moskau, dort einem feierlichen Aufzuge beizuwohnen; auch Sophia kam als Regentin. Peter wollte ihr in solcher Eigenschaft die Theilnahme am Umzuge nicht gestatten, und da sie nicht weichen wollte, verließ er die Kirche. Jetzt beschloß die Regentin, ihren Halbbruder je eher, je lieber aus dem Wege zu räumen. Doch ihr Anschlag wurde verrathen, und Peter zeigte öffentlich an, welch' einen Plan Sophia auf sein Leben gemacht habe. Viele Edle Moskaus und viele Soldaten eilten zu Peter, der in wenigen Tagen ein kleines Heer um sich versammelt hatte. Sophia, die den Strelitzen nicht traute, zögerte, ihrem Bruder mit Waffengewalt entgegenzugehen, und knüpfte Unterhandlungen mit ihm an. Inzwischen wuchs die Zahl von Peters Anhängern immer mehr, und Sophia mußte ihm die angeblichen Mörder ausliefern. Mehrere von ihnen wurden gerädert, andere geköpft, andere geknutet, noch andere mit ausgeschnittenen Zungen nach Sibirien geschickt. Endlich mußte Sophia selbst in ein Nonnenkloster gehen, wo sie streng bewacht wurde. So war Peter Alleinherrscher, und obschon sein Bruder Iwan noch bis zum Jahre 1696, wo er starb, den Czarentitel führte, so besaß er doch durchaus kein Ansehen.

Es war jetzt Peters nächste Sorge, sich ein Heer nach europäischer Weise zu bilden, wozu in den Poteschnie der Grund gelegt worden war; die Bildung einer Seemacht sollte folgen. Im Jahre 1690 ging er einst in einem Dorfe nahe bei Moskau durch Speicher, wo allerlei altes Hausgeräth

aufbewahrt lag. Er fand darunter ein Boot, das nicht nach russischer Weise gezimmert war. Dies machte ihn aufmerksam; er fragte nach und erfuhr, daß es ein englisches Boot sei, das unter seinem Großvater verfertigt worden. Da erkundigte er sich weiter, ob Niemand in Moskau sei, der solch ein Boot zu machen verstehe. Man nannte ihm einen Holländer, Namens Brand. Dieser ward gerufen, brachte das Boot bald wieder in Stand, und Peter setzte sich selbst an's Steuer, um zu lenken. Schnell mußten mehrere ähnliche Fahrzeuge, und bald auch größere Schiffe erbaut werden. Er reiste (1693) selbst nach Archangel am weißen Meere, damals dem Haupthafen Rußlands für den Handel mit dem Auslande, und suchte auch hier seine Unterthanen zum Schiffbau zu ermuntern und den Handel zu beleben; und als er im folgenden Jahre (1694) wieder hinkam, hatte er die Freude, mit mehreren russischen Schiffen in See gehen zu können,

Doch wenn die Russische Seemacht gedeihen sollte, so war Archangel, nahe dem nördlichen Eismeer, für den Verkehr mit den übrigen europäischen Ländern nicht bequem gelegen, und einen näheren Hafen hatte Rußland damals nicht. Denn die Länder an der Ostsee, welche jetzt den Russen unterthan sind, Liefland, Esthland, Ingermannland, gehörten damals den Schweden, und am schwarzen Meere herrschten die Türken. Diese beiden Staaten sah daher Peter als die natürlichen Feinde seines Landes an, mit denen auch vor seiner Zeit nie redlicher Friede gewesen war. Am schwarzen Meere lag die Stadt Asow, am Ausfluß des Don, schon lange ein Gegenstand der Eifersucht unter Russen und Türken, und daher von diesen, die im Besitz waren, stark befestigt. Auch ohne Flotte gedachte Peter sie durch seine neugebildeten Regimenter, die er auf 12,000 Mann gebracht hatte, und durch 100,000 andere Krieger zu erobern, aber umsonst: er mußte nach einem großen Verluste abziehen (1695). Nun ließ er eine Flotte bauen, und aus mehreren Ländern Europas kamen auf sein Ansuchen belagerungskundige Offiziere. Asow ward von der Land- und Wasserseite angegriffen und erobert (1696). In einem prächtigen Triumphzuge kehrte der Sieger nach Moskau zurück. Zugleich aber wurden binnen drei Jahren 55 Kriegsschiffe erbaut, um die gemachte Eroberung zu sichern.

Nach der Eroberung von Asow eilte Peter, die gebildeten Staaten Europas mit eigenen Augen zu sehen. Die Zurüstungen zu dieser Reise erregten den Unwillen der Strelitzen, denen die fremden Offiziere längst verhaßt waren, und die von dieser Reise mit Recht eine völlige Umbildung des Kriegswesens befürchteten. Die Unzufriedenheit der Strelitzen und die Abneigung vieler russischen Großen gegen die Neuerungen des Czaren veranlaßte eine Verschwörung gegen Peters Leben.

Im Februar 1697 war der Czar zu Preobraschenskoe bei Lefort in einer großen Gesellschaft. Man wollte sich eben zur Abendtafel setzen, als zwei Strelitzen gemeldet wurden, die den Czaren allein zu sprechen wünschten. Peter ging hinaus. Die beiden Strelitzen warfen sich auf ihr Angesicht nieder und sagten: „wir bringen dir unsere Köpfe, die wir verwirkt haben. Wir haben uns mit unsern Brüdern verschworen, dich zu ermorden; aber Reue treibt uns zur Entdeckung. Im Hause des Staatsraths Sokownin sitzen die Verschworenen jetzt beisammen. Es ist verabredet, gegen Mitternacht einige Häuser in Moskau in Brand zu stecken, und da du gewöhnlich beim Schall der Feuerglocke selbst zu Hülfe zu kommen pflegst, dich im Gedränge zu umringen und so zu ermorden." — Peter behielt die beiden Angeber zurück und schrieb sofort an den Hauptmann seiner Leibwache, in der Stille seine Compagnie zu versammeln, gegen elf Uhr das Haus des Sokownin zu umringen, und alle, die sich darin befänden, gefangen zu nehmen. Darauf kehrte Peter wieder zur Gesellschaft zurück. Gegen zehn Uhr stand er auf, setzte sich in seinen Wagen und fuhr, von einem einzigen Offizier begleitet, gerade nach Sokownins Hause. Um halb 11 Uhr kam er an und wunderte sich nicht wenig, keinen einzigen Mann seiner Garde anzutreffen, denn er meinte, er habe den Hauptmann um zehn Uhr bestellt, vielleicht dachte er, sind die Wachen im Hofe oder im Hause vertheilt. Er fuhr also gerade auf den Hof, stieg an der Hausthür ab und begab sich mit seinem Begleiter in's Haus. Nirgends traf er Soldaten. Doch unerschrocken trat Peter in das Zimmer, wo die Verschworenen bei einander waren. Betroffen standen alle auf, ihrem Herrn die schuldige Ehrerbietung zu bezeigen. Der Czar grüßte sie freundlich, gab vor, er habe im Vorbeifahren so

helles Licht wahrgenommen, und geglaubt, der Herr vom Hause müsse unfehlbar Gesellschaft haben, und weil es ihm noch zu frühe schiene zu Bett zu gehen, wäre er hier angefahren, ein Gläschen mit der Gesellschaft zu trinken. Es ward eingeschenkt, man trank auf des Czaren Gesundheit, und Peter that tapfer Bescheid. Indeß winkte einer von den Strelitzen dem Sokownin und sagte leise zu ihm: „Es ist Zeit, Bruder!" — Sokownin winkte ihm wieder und sagte: „Noch nicht." Indem sprang Peter mit der größten Beherztheit auf, schlug den Sokownin mit geballter Faust in's Angesicht, daß er zu Boden stürzte und sprach mit heftiger Stimme: „Wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, so ist es bei mir Zeit. Fort, bindet die Hunde!" — In dem Augenblick trat mit dem Schlage elf Uhr der Gardehauptmann in's Zimmer, und hinter ihm seine Compagnie mit Gewehren. Sogleich fielen die Verräther alle nieder, bekannten ihre Schuld und baten um Gnade. Der Czar befahl, daß die Verräther sich selbst einander binden sollten. Darauf wandte er sich zum Hauptmann und schlug ihn im ersten Eifer in's Gesicht, daß er sich nicht zur befohlenen Stunde eingestellt habe. Dieser zog den schriftlichen Befehl des Czaren aus der Tasche und zeigte ihn. Der Czar, der seine Uebereilung erkannte, küßte den Hauptmann auf die Stirn, nannte ihn einen braven Offizier und übergab ihm die gebundenen Verräther zur gefänglichen Haft. — Peter kehrte darauf zu Lefort zurück und erzählte der staunenden Gesellschaft, welcher Lebensgefahr er entgangen sei. Die Strafe Sokownins und zweier der vorzüglichsten Mitverschworenen war fürchterlich. Sie wurden geviertheilt, und ihre Glieder in allen Stadtthoren aufgesteckt. Sophia ward von jetzt an schärfer bewacht als zuvor, denn der Plan der Verschworenen war gewesen, nach Peters Ermordung sie aus dem Kloster zu holen und auf den Thron zu setzen.

Im April 1697 trat Peter die beabsichtigte Reise an. Da er alles Aufsehen haßte und selbst unerkannt bleiben wollte, gab er seinem Gefolge das Ansehen einer großen Gesandtschaft, an deren Spitze der General Lefort und einige vornehme Russen standen. Er selbst befand sich unter dem Titel eines Ober-Commandeurs bei derselben. Die Reise

ging über Riga nach Königsberg, wo der damalige prachtliebende Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg für eine höchst glänzende Aufnahme sorgte. Unter einem carmoisinrothen, reich mit Gold durchstickten Thronhimmel, und in einem scharlachenen, mit Diamanten besetzten Kleide, umringt von seinem Hofstaat, empfing er den Besuch, hörte die Reden der Gesandten, bewirthete die Gesellschaft verschiedene Male und unterhielt die Fremden durch abwechselnde Festlichkeiten. Während der ersten Audienz stand der Czar mitten unter dem Gefolge, allein die brandenburgischen Hofleute wollten hernach doch versichern, sie hätten Peter schon damals an dem hohen und schlanken Wuchse und an dem wunderbaren Blitze seiner rollenden Augen erkannt. Wenigstens blieb seine Anwesenheit dem Kurfürsten nicht verborgen. Mit großer Wißbegierde besuchte er die Handwerker und Künstler, besonders die Bernsteindrechsler. Von Königsberg reiste er über Pommern, Berlin, Magdeburg, Hannover und Cleve nach Amsterdam. Das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und Soldaten, die unzähligen Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maschinen und Schleusen, und vor Allem die Schiffe beschäftigten seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde so sehr, daß er von früh bis in die Nacht bemüht war, Alles genau zu besehen und zu merken. Um die Zeit nicht mit leeren Förmlichkeiten zu verlieren, hatte er sich bereits von seiner Gesandtschaft getrennt und begab sich nach dem Dorfe Saardam, wo ein bedeutender Schiffsbau getrieben wurde. Nicht zufrieden, nur zu sehen, wollte er selber lernen, und stellte sich in einer kurzen rothen Fricsweste und leinenen Hosen einem Meister als einen russischen Arbeiter vor, der zur Erlernung des Schiffsbaues abgeschickt sei. Er wurde hierauf als Zimmermann unter dem Namen Michaelow eingeschrieben, und nur einer seiner Begleiter nahm an der mühsamen Arbeit Theil. Um sich nicht zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuße, und zeichnete sich durch nichts vor ihnen aus, als durch ganz ungewöhnlichen Fleiß und eine unersättliche Lernbegierde. Mit seiner Axt auf der Schulter war er des Morgens immer einer der Ersten und des Abends der Letzte bei der Arbeit. Er bewohnte ein kleines Häuschen an den Schiffswerften, das

noch jetzt den Fremden gezeigt wird. Auch die Werkstätten der Schmiede und Seiler besuchte Peter und lernte die Einrichtung der holländischen Mühlen kennen. Im Winter ließ er sich zu Amsterdam in der Mathematik und Naturkunde unterrichten, ja er übte sich sogar in chirurgischen Operationen. Als eine Galiote, an der er fleißig mitgearbeitet hatte, fertig war, und die Stadt Amsterdam ihm dieses Schiff schenkte, sandte er dasselbe mit vielen in Holland angeworbenen Seeleuten, Offizieren und Künstlern nach Archangel.

Von Holland ging Peter nach England hinüber, wo Wilhelm III. regierte. Auch hier nahm er seine Wohnung zu Deptfort bei den Werften und unterhielt sich fleißig mit den Arbeitern. In London besuchte er Uhrmacher und andere Künstler, ließ sich in der Sternkunde unterrichten und streifte in Gärten und Kaffeehäusern, Kirchen und Schauspielen, bald als Mann vom Stande, bald als Matrose gekleidet, ohne allen Zwang umher. Einst machte ihm der König eine außerordentliche Freude, indem er die englische Flotte ein Seetreffen vorstellen ließ. Dieser Anblick entzückte Petern so sehr, daß er ausrief: „Ha fürwahr, wäre ich nicht Czar von Rußland, so möchte ich nichts lieber sein, als ein englischer Admiral!“ Beim Abschiede schenkte ihm der König seine Jacht von vierundzwanzig Kanonen, auf welcher er wieder nach Holland überfuhr. Er nahm aus England drei Capitäne von Kriegs- und fünfundzwanzig von Handelsschiffen, vierzig Lieutenants, dreißig Lootsen, dreißig Wundärzte, zweihundertundfünfzig Kanoniere und über dreihundert Künstler mit. Von Holland ging er über Dresden nach Wien, wo er sich aufs genaueste über das östreichische Kriegswesen unterrichtete, und schon schickte er sich an, nach Venedig und Rom abzugehen, als eine höchst beunruhigende Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen anlangte, die ihn zwang, seine weiteren Reisepläne aufzugeben.

Voll Ingrimm und Wuth kehrte der Czar nach Moskau zurück. Auf dem Wege durch Polen hatte er eine Zusammenkunft mit König August II. Dieser, dem es ein Leichtes war, ein Dutzend zinnerne Teller wie ein Papier zusammenzurollen, gab ihm eine Probe seiner ungeheueren Stärke, indem er einem Ochsen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf

herunterschlug. Peter bat sich die Waffe mit den grausamen Worten: „Ich will Ihre Kunst an Russenköpfen versuchen," zum Andenken aus. Bei seiner Ankunft fand er die Empörer bereits besiegt und nun begannen grausame Untersuchungen und Hinrichtungen. Mehrere Wochen lang dauerte das Rädern, Hängen und Enthaupten fort, denn gegen 5000 Menschen wurden hingerichtet. Peter selbst hieb gegen hundert Köpfe herunter, und forderte auch seine Freunde auf, ihm schlachten zu helfen. Obgleich man nicht entdecken konnte, daß Sophia an der Verschwörung Theil hatte, so ließ Peter doch vor dem Kloster, in welchem sie eingekerkert war, dreißig Galgen errichten und zweihundertdreißig Strelitzen daran aufknüpfen. Die nächsten hingen unmittelbar vor dem einzigen Fenster, durch welches ihr Gefängniß Licht und Luft erhielt, so daß die unglückliche Fürstin bis an ihren Tod (1704) nichts als die modernden Gebeine der Hingerichteten vor Augen hatte.

Nun ging Peter daran, seine neuen Einrichtungen nach dem Muster des übrigen Europas einzuführen. Sein erstes Geschäft war, das regelmäßige Heer zu vermehren, und er ordnete eine Aushebung an, nach welcher Geistlichkeit und Adel von einer gewissen Anzahl Höfe je einen Mann zu Fuß oder zu Pferde stellen mußte. Ebenso wurde der Bau von Kriegsschiffen unter die Adligen und Priester vertheilt. Auch wurde eine Seeschule eingerichtet und sonst für die Verbreitung von Kenntnissen gesorgt, die in das Kriegs- und Geschützwesen einschlagen. Auch im Aeußern sollten die Russen den anderen europäischen Nationen gleich werden, und deshalb führte Peter mit Gewalt statt der langen russischen Tracht die deutsche Kleidung ein. Wer seinen Zorn nicht reizen wollte, mußte sich den Bart abscheeren, und wer nicht wollte, daß ihm auf öffentlicher Straße der Rock abgeschnitten würde, durfte sich nur in einem kurzen sehen lassen. Damit jeder das Maaß genau erführe, so wurden an den Thoren Moskaus Muster von deutscher und holländischer Kleidung aufgehängt.

Es gelang dem Czaren, durch seine Neuerungen das Reich schnell in eine Militairmacht zu verwandeln, deren Ansehen sich bald auch nach Außen geltend machte, aber die Art und Weise, wie er seine Einrichtungen durchsetzte, war roh und

gewaltsam. Auch waren es nur äußere mechanische Fertigkeiten und Kenntnisse, welche Peter den gebildeten Völkern absah und mit Leichtigkeit in sein Reich verpflanzte; für höheres geistiges Leben hatte er keinen Sinn. Daher blieb er in seinen Sitten ein Barbar: er war roh und thierisch in seinen Begierden, dem Branntweintrinken ergeben, wüthend im Zorn, grausam im Strafen, aber raschen und strebsamen Geistes, schnellen Entschlusses und kräftigen Handelns.

XXXII.

Karl XII., König von Schweden.

(1697—1718.)

Karl XII. war ein Urenkel der Schwester Gustav Adolfs. Seine Mutter war Ulrike Eleonore, eine dänische Prinzessin, die ihm eine vortreffliche Erziehung gab. Besonders suchte sie ihm eine religiöse Gesinnung einzuflößen und hielt ihn zum Lesen der Bibel an. Morgens und Abends mußte er in ihrer Gegenwart knieend sein Gebet verrichten. Das Deutsche, damals die Hofsprache in Stockholm, lernte er neben dem Schwedischen; in der Folge brachte man ihm auch Latein und Französisch bei, aber obgleich er es in beiden Sprachen ziemlich weit brachte, konnte man ihn doch nie bewegen, das Französische zu sprechen; das Lateinische dagegen sprach er gern und fehlerfrei, wenn auch nicht zierlich. Vom fünften Jahre an erhielt er männliche Erzieher, die jedoch die Weisung hatten, ihn nie hart anzugreifen, sondern ihn allein durch den Ehrtrieb zum Fleiße zu reizen. Unter den Wissenschaften beschäftigte er sich am liebsten mit der Mathematik, in welcher er sich auch gute Kenntnisse erwarb. In ritterlichen Uebungen ward er von Keinem übertroffen, und im Reiten zeigte er eine Verwegenheit, die ihm mehr als einmal fast das Leben kostete. Leider verlor er seine würdige Mutter, als er erst elf Jahre zählte, und vier Jahr später auch den Vater. Während der Minderjährigkeit des jungen Karl führte seine Großmutter, eine verständige Frau, die Regierung. Karl

schien sich darum nicht weiter zu kümmern, wie er denn überhaupt sehr verschlossen war. Auch suchte er wenig Umgang und noch weniger jugendliche Vergnügungen auf und gab dadurch den fremden Gesandten Anlaß, nach ihren Höfen zu berichten, der junge König von Schweden sei ein sehr mittelmäßiger Kopf, der die Arbeit scheue. Einst jedoch wohnte Karl in Begleitung des Kanzleirathes Piper einer Heerschau bei und zeigte sich ungewöhnlich finster und nachdenkend. Dies bemerkte Piper und fragte ihn, wie man erzählt, was ihn denn eben jetzt so lebhaft beschäftige. „Ich denke," erwiederte Karl, „daß ich selbst schon diesen braven Leuten Befehle ertheilen könnte und wünschte, daß wir beide nicht länger unter einer Frau ständen." Piper merkte sich diese Worte und bewog den Adel zu dem Vorschlage, den König für mündig zu erklären. Der Vorschlag ging durch, und die Krönung ward im December des Jahres 1697 vollzogen. Als bei dieser Feierlichkeit der Bischof dem jungen Könige in der Kirche die Krone aufsetzen wollte, nahm dieser sie ihm aus der Hand und setzte sie sich selbst auf das Haupt. Doch zeigte er im Anfange keine besondere Neigung zu den Regierungsgeschäften, sondern überließ sie meistens dem Grafen Piper, der auch bis an sein Ende sein vertrautester Rathgeber blieb.

Schweden gehörte seit dem dreißigjährigen Kriege zu den Hauptmächten Europas. Selbst arm und nicht zahlreich, zog dieses kriegerische Volk seine besten Nahrungsquellen aus den benachbarten reicheren Ländern, deren Küsten es erobert hatte, und über deren Handel es gebot, Bremen, Wismar, Stralsund, Stettin, Riga und Reval waren damals dem schwedischen Reiche unterworfen; die Ausflüsse der Weser, Oder, Düna und Newa waren von Schweden besetzt und gewährten reichliche Zölle; Ingermannland, Livland und Ehstland waren seine Kornkammern, und Rußland hatte kein anderes Meer zur Grenze als das Eismeer und das Asowische. Die Stätte, auf welcher das heutige Petersburg steht, war damals eine sumpfige Niederung auf schwedischem Grunde und Boden, auf welcher einige Fischerhütten und Verschanzungen standen. Aber diese weit ausgebreitete Herrschaft der Schweden war sehr unsicher, da die Nachbarn die Küstenstriche ihrer Binnenländer und die Ausflüsse ihrer Ströme zu gewinnen suchten. Als daher

Karl XI. gestorben war (1697), glaubten Dänemark, Polen und Rußland den Zeitpunkt benutzen zu müssen, wo der fünfzehnjährige Karl, von dessen Fähigkeiten man eine geringe Meinung hatte, den schwedischen Thron bestieg. Friedrich IV., König von Dänemark, wollte Holstein und Schleswig wieder unter seine Herrschaft bringen; August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, strebte nach dem Besitze von Livland, um dadurch in Polen selbst angesehener zu werden, und der Czar Peter beabsichtigte die Ostseeländer zu erobern, um dadurch seinem Volke einen Platz unter den handeltreibenden Nationen, sich selbst aber die erste Stelle im Norden zu erwerben. Alle drei schlossen daher (1699) ein Bündniß, worin sie sich gelobten, einander in der Ausführung ihrer Pläne beizustehen.

Als die Nachricht von den Rüstungen dieser drei feindlichen Nachbarn in Stockholm erscholl, entstand im schwedischen Reichsrath große Bestürzung. Viele sprachen von Unterhandlungen, vom Nachgeben, von nothwendigen Aufopferungen. Der junge Karl wohnte den Verhandlungen lange Zeit und wie es schien, fast gedankenlos bei, endlich erhob er sich und sagte mit einer Festigkeit, welche Alle in Verwunderung setzte: „Ich habe den festen Vorsatz, nie einen ungerechten Krieg zu führen, aber auch einen gerechten nur durch den Untergang meiner Feinde zu enden.“ Hierauf ward der Krieg beschlossen, und Heer und Flotte in Stand gesetzt.

XXXIII.

Der nordische Krieg.

(1700—1721.)

1. Karl XII. gegen Friedrich IV. von Dänemark. — Schlacht bei Narwa (1700).

Die Dänen machten den Anfang der Feindseligkeiten damit, daß sie in's Holsteinische fielen, welches einem Schwager Karls XII. gehörte. Bald aber erschien der Schwedenkönig vor Seeland und ging gerade auf Kopenhagen los. Der

achtzehnjährige Karl zeigte plötzlich den lebendigsten, unternehmendsten Geist, und da ein Bombardement der Stadt keinen Erfolg hatte, beschloß er, fünf Meilen weit von Kopenhagen zu landen. Es geschah unter dem heftigsten Feuer der Dänen im August 1700. Es war bereits Abends sechs Uhr, als Karl selbst aus dem Schiffe sprang, mit dem Degen in der Hand in's Wasser stürzte und muthig gegen die dänischen Batterien vordrang; seine Soldaten folgten ihm mit lautem Jubel. Als die Kugeln um ihn herumflogen, fragte er seine Begleiter, was das für ein Pfeifen wäre. „Sire, das sind die Flintenkugeln!" „So?" sagte Karl, „das soll künftig meine Lieblingsmusik sein!" Bald wurden die feindlichen Verschanzungen erobert, und die fliehenden Dänen retteten sich unter die Kanonen von Kopenhagen.

Schrecken und Angst ergriff die Bürger dieser Stadt. Friedrich IV. war über das plötzliche Erscheinen der Schweden bestürzt, und es blieb ihm nichts übrig, als gedemüthigt und beschämt um Frieden zu bitten, der auch noch im August des Jahres 1700 zu Travendahl geschlossen wurde. Er mußte sich darin verpflichten, dem Bündniß gegen Schweden zu entsagen und den Herzog von Holstein-Gottorp zu entschädigen. So gelinde diese Bedingungen waren, so edel war auch Karls Betragen gegen das eroberte Seeland. Alles, was zum Unterhalt seiner Truppen gehörte, wurde baar bezahlt, die ausgeschriebenen Kriegssteuern waren mäßig, und die Mannszucht so streng, daß kein Einwohner ungestraft gekränkt wurde. Und bis an's Ende war es Karls fromme Sitte, jeden Morgen und Abend in seinem Lager eine Betstunde zu halten, der er selbst jedesmal und mit großer Andacht beiwohnte.

So war denn ein Feind schon nach einem Kampfe von wenigen Wochen glücklich entwaffnet. Inzwischen hatte August II. einen Einfall in Livland gemacht, wozu ihm ein von dem Schwedenkönige gekränkter livländischer Edelmann, Reinhold Patkul, behülflich war. Als nun Karl aus Seeland nach Schweden zurückkam, gedachte er auch noch mit den Sachsen zu kämpfen. Während er aber mit der Einschiffung der Truppen beschäftigt war, erfuhr er, daß ein dritter Feind, der Czar Peter, sich gegen ihn erhoben habe. Peter war mit einem Heere von 80,000 Russen in Esthland eingebrochen und

belagerte Narwa. Daher beschloß Karl, diesem Feinde zuerst zu begegnen.

Karl landete im October 1700 und rückte gerade auf Narwa los. Sein Häuflein bestand aus 5000 Mann Fußvolk und 3300 Reitern, allein es trug die Begeisterung des neulich errungenen Sieges und die Freude an seinem jungen Anführer vor sich her, dessen wunderähnliches Beispiel auch den Feigsten zur Nachahmung fortriß. Karl rückte auf die Verschanzungen los; er hatte den Vortheil des Windes und eines dichten Schneegestöbers, das den Russen in's Gesicht fiel, und so beschloß er denn „im Namen Gottes," wie er sagte, mit seinen 8000 Schweden den Angriff gegen die 80,000 Russen. Nachmittags um 2 Uhr flogen zwei Raketen durch die wirbelnden Schneeflocken in die trübe Luft: das war das Zeichen zur Schlacht. Bei dem ersten Feuern des russischen Fußvolks ward das Pferd unter ihm erschossen; er warf sich auf ein anderes und sagte: „Die Leute wollen mich im Reiten üben." Sein Weg führte ihn durch einen Morast. Hier verlor er abermals ein Pferd und ein Stiefel blieb stecken; aber viel zu ungeduldig, um sich mit dem Anziehen aufzuhalten, jagte er im Strumpfe weiter. Bald suchte der ganz ungeübte Feind, der vom Schrecken verschüchtert und vom Wetter so schlecht begünstigt war, sein Heil in der Flucht, und nach einem dreistündigen wüthenden Gefechte war der Sieg für die tapferen Schweden entschieden. Tausende von blutigen Leichen bedeckten das beschneite Schlachtfeld. Am anderen Morgen ergaben sich noch 30,000 Mann freiwillig, da sie hörten, mit welcher Güte der Sieger die am vorigen Tage Gefangenen behandelt habe. Die Kriegskasse, das Gepäck, alle Fahnen, 145 Kanonen, 28 Mörser und ein großer Kriegsvorrath fielen den Schweden in die Hände. Narwa war außer sich vor Freude über diesen glorreichen Sieg. Unter dem Donner der Kanonen zog der achtzehnjährige Held in die Stadt ein. Sein erster Gang war in die Kirche, und knieend dankte er Gott für seinen Sieg. Die alten Krieger, die den frommen Sinn ihres Führers sahen, zerflossen in Freudenthränen. Man zeigte ihm den Bericht, den man von diesem Siege nach Stockholm schicken wollte, und mit eigener Hand strich der bescheidene Jüngling aus, was für ihn zu schmei-

chelnd und für den Czaren zu unrühmlich war. Die russischen Offiziere erhielten Geschenke und wurden in Stockholm mit Anstand und Milde behandelt.

Für August II. war die Nachricht von der Niederlage seines Bundesgenossen ein Donnerschlag. Auch Peter erröthete, von einem Knaben besiegt zu sein. Doch faßte er sich schnell und sagte: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden, aber endlich werden sie uns auch siegen lehren.“

---

2. Augusts Entthronung (1706).

Im Sommer 1701 landete Karl in Livland und schlug das vereinigte russische und sächsische Heer in die Flucht. So hatte denn der junge Held drei Feinde innerhalb neun Monaten besiegt, und faßte jetzt den Entschluß, August II., der Alles daran gesetzt hatte, König von Polen zu werden, der polnischen Krone zu berauben und in sein deutsches Kurfürstenthum zurückzujagen. Dabei beging er jedoch den großen Fehler, daß er dem Czaren, dem gefährlichsten seiner Feinde, die beste Muße ließ, neue Kräfte zu sammeln. Aber Karl, von persönlicher Leidenschaft verblendet, ließ sich durch keine Vorstellungen seiner Freunde abhalten, seinen unseligen Plan, August zu entthronen, in Ausführung zu bringen, und traf seine Anstalten für den nächsten Feldzug.

Auch sein Aeußeres und seine Lebensart verkündete den Kriegsfürsten. Trotz der fürchterlichen Kälte bezog er doch den ganzen Winter hindurch kein Haus, sondern blieb in seinem von Stroh umflochtenen Zelte, in welchem er sich, wenn die Kälte zu heftig ward, durch glühende Kugeln erwärmte. Er trank weder Wein noch Branntwein und aß die einfachste Kost. Einen Pelz verwarf er von dem Augenblicke an, da ein Offizier scherzend gesagt hatte, er sei seit gestern so dick geworden, daß man ihn nicht mehr kenne. Ein einfacher Soldatenrock mit großen messingenen Knöpfen bekleidete die lange schlanke Gestalt, und dazu trug er gelbe Unterkleider, große Reiterstiefeln und lederne Handschuhe, deren mächtige Stulpen bis an den Ellenbogen reichten. Nur an dem furchterweckenden Ernst im Blick, der Stolz, Eigensinn und Kühnheit zugleich ausdrückte, erkannte man

den König. Doch nur dem Feinde zeigte er diese Eigenschaften. Gegen seine Offiziere und Soldaten war er der leutseligste Herr. Er entschuldigte Fehler gern, litt es nie, daß von Abwesenden Böses gesprochen ward, und belohnte treue Dienste königlich. Seine Reden waren meist kurz, aber immer sinnvoll; Zorn und Mißfallen äußerte er nur durch ein finsteres Zusammenziehen der Augenbrauen. Das weibliche Geschlecht ehrte er, mied aber den Umgang mit Frauen fast schüchtern.

Der König von Polen wollte jetzt gern, auch mit empfindlichen Aufopferungen, den Frieden erkaufen. Zu dem Ende ließ er die schöne Gräfin Aurora von Königsmark, eine geborene Schwedin, wie in ihren eigenen Angelegenheiten, eine Reise nach Curland machen, wo sich Karl aufhielt. Aber dieser war von ihren geheimen Absichten unterrichtet und ließ sie nicht einmal vor sich. So mußte sie denn unverrichteter Sache zurückkehren. Karl zog nun gegen Polen, nahm Warschau und Krakau und erklärte den Polen, er sei gekommen, ihren König August abzusetzen und einen neuen wählen zu lassen. Diese Erklärung ward nicht von allen Polen freudig aufgenommen, aber Karl wußte durch seine Siege diejenige Partei, die es mit August hielt, so in Schrecken zu setzen, daß die Absetzung Augusts auf einer Ständeversammlung öffentlich ausgesprochen wurde (1704). Nach langen Streitigkeiten fiel die neue Königswahl endlich auf den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszinsky, einen jungen Mann von schönem Wuchs und bescheidenen Sitten, dessen Krönung im folgenden Jahre (1705) Statt fand.

Einige Zeit darauf, mitten im Winter (Januar 1706) brach Karl plötzlich auf und wandte sich nach Litthauen, wo ein russisches Heer stand, das Peter zum Schutze Augusts herbeigeführt hatte. Weder Schnee noch Eis konnten die Fortschritte des Königs hemmen; wer unterwegs erstarrte, blieb liegen. Nächte hindurch mußten die Schweden im fürchterlichsten Froste unter freiem Himmel bleiben. Viele starben, aber Karl drang immer weiter vor, und schloß die Russen ein, die sich in Grodno geworfen hatten; doch erkannte er, daß sie nicht mehr die von Narwa seien, und wagte keinen Sturm, sondern nahm eine Stellung zwischen

Wilna und Grodno, wodurch er beide Städte zugleich bedrohte. Die Russen geriethen aber aus Mangel an Lebensmitteln in das größte Elend; zuletzt warfen sie eine Menge von Leichen in den vorüberfließenden Strom, versenkten ihr schweres Geschütz nebst vielem Pulver und Kugeln und brachen dann auf, um nach Volhynien zu ziehen. Aber auch dahin folgten ihnen die Schweden. Zwar litten auch sie von Hunger und Frost, aber Karl wollte so viel Menschen nicht umsonst geopfert haben. So zog er denn den Russen nach, um sie ganz zu vernichten. Aber das Schicksal war mitleidiger als er, und gönnte ihm diese Rache nicht. Die morastigen Wege, vom Thauwetter aufgelöst, verschlangen fast Pferde und Wagen. Die Pferde fielen unter entsetzlichen Prügeln nicht selten todt nieder, die Wagen mußten oft mit Winden aus dem Schlamm gehoben werden. Karl selbst, um seine Schweden aufzumuntern, watete oft tagelang bis an die Knie, ja zuweilen bis unter die Arme im Wasser, schlief wenig und aß schwarzes Brod. Hin und wieder erreichte man eine Abtheilung müder Russen, die man bald tödtete, bald gefangen nahm. Einst fand man unter den Verwundeten einen Hauptmann, von Geburt einen Franzosen, der mit dem Tode rang. Karl fragte ihn Einiges über das russische Heer. Jener wollte darauf wissen, ob sich der König von Schweden bei dem letzten Scharmützel befunden habe, und sagte, er wolle gern sterben, wenn er diesen berühmten Helden vorher noch sehen könnte. „Ich bin's," sagte Karl und reichte ihm die Hand. Und mit verklärtem Gesichte sprach der Sterbende: „Seit Jahren habe ich gewünscht, Ew. Majestät zu dienen, allein mein Unstern hat mich immer gezwungen, gegen einen so edlen Herrn zu streiten. Jetzt kann ich nichts mehr sprechen, als daß Gott Ew. Majestät in allen Ihren Unternehmungen mit Glück segnen wolle." Gerührt ließ Karl ihn in das nächste Dorf bringen und, da er nach wenigen Stunden starb, anständig begraben.

Bis in Volhynien drang der König vor, und hier gönnte er seinen entkräfteten Truppen einen Monat Ruhe. Verödete Felder und niedergebrannte Dörfer verriethen, daß die Russen vorher hier gewesen waren. Karls Zug in Litthauen und Volhynien hatte die Folge, das der größte Theil des Adels

in diesen Theilen des polnischen Reiches Stanislaus als König anerkannte. Uebrigens scheint der König bei seinen Zügen in Polen keinen bestimmten Plan gehabt zu haben; jetzt beschloß er umzukehren, um seinen Gegner August in seinen deutschen Staaten, nämlich in Sachsen, anzugreifen.

Ungesäumt wurde der Marsch angetreten. Als Karl in Schlesien anlangte, erhielt er eine Gesandtschaft vom Kaiser, der sich beschwerte, daß man sich ohne Anfrage den Durchmarsch durch seine Staaten erlaube. Die Antwort war, was man den Sachsen Jahre lang zugestanden habe, werde ihm ja wohl ein Mal verstattet sein. Nun näherte er sich der Oberlausitz, wo ein allgemeines Schrecken die Einwohner ergriff. Ganze Dörfer fand man verlassen, weil die Bewohner sich mit ihrer Habe in die Städte geflüchtet hatten. Die königliche Familie floh in's Ausland, die Kostbarkeiten Dresdens rettete man auf den Königsstein. Karl ließ eine Erklärung ausgehen, worin er den Einwohnern volle Sicherheit versprach, wenn sie sich ruhig verhielten und die verlangte Kriegssteuer regelmäßig entrichteten. In der That war auch seine Mannszucht musterhaft. In bester Ordnung rückte er über Meißen, Grimma, Leipzig nach dem Dorfe Altranstädt. Hier blieb er mit einem Theile des Heeres, während ein anderer in der Nähe von Dresden stand. August mußte sich jetzt zum Frieden bequemen, der zu Altranstädt abgeschlossen wurde (1706). August verzichtete darin für sich und seine Nachkommen auf den polnischen Thron, erkannte Stanislaus an und entsagte allen Bündnissen gegen Schweden, besonders dem mit Rußland. Auch lieferte er alle schwedischen Ueberläufer aus, unter denen sich auch Patkul befand. Nach dem Abschluß des Friedens kam August nach Sachsen und besuchte Karl in seinem Hauptquartier bei Altranstädt. Beide Könige blieben einen ganzen Tag beisammen und betrugen sich gegen einander mit großer Höflichkeit; auch stattete Karl jenem drei Tage nachher einen Gegenbesuch in Leipzig ab. Die Schweden blieben übrigens ein volles Jahr in Sachsen und waren eine harte Plage für das Land, obschon Karl jeden Unfug seiner Soldaten auf's Strengste, meistens mit dem Tode bestrafte. Einst wurde ein Grenadier, der einem Bauer sein Essen weggenommen hatte, von diesem darum verklagt. Mit drolliger

Kühnheit sagte der Soldat zum König: „Was ist denn ein Huhn! Ew. Majestät haben ja seinem Herrn ein Königreich weggenommen.“ Karl fühlte sich durch diese Worte nicht beleidigt; er schenkte dem Bauer einige Ducaten und sagte zum Grenadier: „Wenn ich dem Kurfürsten sein Königreich genommen habe, so mußt du bedenken, mein Freund, daß ich es nicht für mich genommen habe.“

Karl ritt eines Tages von seinem Hauptquartier aus nach dem nahen Lützen, wo sein großer Vorgänger gefallen war. Er ließ sich die Stelle zeigen und sagte gerührt: „Ich habe mich bemüht, zu leben wie er, vielleicht schenkt mir Gott einst auch einen so schönen Tod.“

Nachdem er seinen zweiten Feind also gedemüthigt hatte, dachte er endlich an den Aufbruch, um dem dritten entgegen zu gehen (1707). Auf dem Rückmarsche machte einst Karl mit etwa 8 Begleitern einen Spazierritt auf der Straße nach Dresden. Er schien in Gedanken, bis ihm einer die Thürme der Hauptstadt zeigte. „Ei!“ sagte er, „weil wir so nahe sind, wollen wir hineinreiten.“ Betroffen folgten die anderen. Am Thore gab er sich für einen Trabanten des Königs von Schweden aus, aber er ward sogleich mit den Uebrigen auf die Hauptwache geführt. Hier ward er erkannt und man führte ihn auf das Schloß. August eilte ihm bestürzt im Schlafrock auf der Treppe entgegen, und umarmte den unerwarteten Gast, der sich der kurfürstlichen Familie vorstellen ließ, eine halbe Stunde bei ihr blieb und dann mit August einen Ritt durch die vornehmsten Straßen der Stadt machte, unter einem ungeheuern Zulauf des neugierigen Volkes, dessen Staunen dem fünfundzwanzigjährigen Helden wohl ein geheimes Vergnügen machte. Als sie am Thore waren, wurden die Kanonen auf den Wällen dreimal gelöst, und hierauf begleitete ihn August noch eine halbe Meile weit außerhalb der Stadt. Seine Generale, die über diesen Jugendstreich in nicht geringer Sorge gewesen waren, freuten sich herzlich, ihn so glücklich wiederkehren zu sehen.

Während seines Aufenthalts in Deutschland hatten sich die schlesischen Protestanten, welche trotz des westfälischen Friedens manche Bedrückungen erlitten, dringend an ihn gewandt, daß er ihnen eine freiere Uebung ihres Gottesdienstes ver-

schaffen möchte. Ein alter Landmann in Schlesien hatte sich sogar persönlich an ihn gedrängt und ihn nicht eher losgelassen, als bis ihm der König die Hand darauf gegeben hatte. Kaiser Joseph I., der damals mit dem spanischen Erbfolgekrieg beschäftigt war, gewährte gern das Gesuch und gab die eingezogenen Kirchen heraus. Als einige Zeit darauf der päpstliche Gesandte ihn deßhalb tadelte, antwortete er, „er sei noch glücklich, daß der König von Schweden nicht auch seinen Uebertritt zum Lutherthum begehrt habe, denn er wisse nicht was er alsdann gethan haben würde."

Auf dem Rückmarsche durch Schlesien erntete Karl die schönsten Früchte der Dankbarkeit für seine Verwendung ein. Auf den Knieen riefen ihm die erleichterten Bürger und Bauern ihren Dank entgegen. Dann ging Karl nach Posen, wo er seinen Soldaten eine Ruhe von sieben Wochen gönnte *).

---

3. Karls XII. Kampf gegen Peter den Großen. Schlacht bei Pultawa (1709).

Während Karl mit der Bekämpfung Augusts die Zeit verlor, wußte sie der Czar von Rußland, sein mächtigster Gegner, um so besser zu benutzen. Er nahm den Schweden ihre Länder an der Ostsee, Ingermannland und einen Theil von Livland und Esthland. Nachdem er sich das Land bis zum Ausfluß der Newa unterworfen hatte, machte er sogleich Anstalten, an diesem Flusse eine Stadt zu bauen. Es war ein ungeheures Werk, das Peter unternahm, denn der Boden war durchaus morastig und mußte erst durch aufgetragene

*) In dieser Zeit wurde der unglückliche Patkul auf kannibalische Weise hingerichtet. Schon im Lager bei Altranstädt hatte er 3 Monate in Ketten an einen Pfahl geschlossen stehen müssen. Jetzt lautete das Urtheil des Kriegsgerichtes, daß er als Landesverräther gerädert werden solle. Zum Unglück hatte man zu diesem schauderhaften Geschäfte einen ungeschickten Menschen, und dieser ein leichtes unbeschlagenes Bauernrad genommen. Nach fünfzehn langsamen Schlägen auf Arme und Beine und zweien auf die Brust, mußte Patkul, da er noch immer lebte, losgebunden und umgekehrt werden. „Kopf ab! Kopf ab!" stöhnte er bittend, und da der gefühllose Mensch noch immer zögerte, so kroch der Arme auf seinen zerschlagenen Gliedern selbst heran, und legte das Haupt auf den Block. Aber auch dieses fiel erst auf den vierten Hieb.

Erde befestigt und erhöht werden; aber die russische Leibeigenschaft gewährte Arbeiter in Menge. Auf zweihundert Meilen weit wurden die Menschen zusammengeholt. Sie kamen meist in Bettlerslumpen, und in diesen trugen sie auch die Erde herbei, denn man hatte weder Schubkarren noch Spaten. Am ersten Pfingsttage des Jahres 1703 ward der Grundstein zu der neuen Stadt, dem jetzigen St. Petersburg, gelegt, und zwar zuerst zu der Hütte, die der Czar selbst bewohnen und von welcher aus er die Arbeiter und die in der Newa ankommenden Schiffe, seine größte Freude, übersehen wollte. Hunderttausende von Leibeigenen arbeiteten nun Tag und Nacht. Viele starben in Folge der übermäßigen Anstrengung, der elenden Nahrung und der ungesunden Luft; aber die Abgegangenen wurden immer wieder durch neve ersetzt, und selbst Kalmucken und Tartaren wurden herbeigetrieben. Bei solchem Eifer kam man denn mit den Festungswerken in unglaublich kurzer Zeit zu Stande, und auch der Bau der Häuser rückte schnell fort, da man Anfangs nur hölzerne baute. Schon im zweiten Jahre konnte die neue Stadt bewohnt werden, und viele Edelleute, Kaufleute und Handwerker aus Moskau und anderen Städten erhielten die strengsten Befehle mit ihren Familien nach Petersburg zu ziehen. Die meisten kamen sehr ungern, und nur aus Furcht vor Peters Zorn, denn der Aufenthalt in jenen Morästen war weder angenehm noch sicher. Mehr als einmal, noch bei Peters Lebzeiten, war die Stadt in Gefahr, vom Meere weggeschwemmt oder vom Feuer verzehrt zu werden. Erst unter den Nachfolgern Peters ist sie allmählig in die schöne und prachtvolle Residenz der russischen Czaren verwandelt worden, die sie jetzt ist. Peter genoß eine unaussprechliche Freude, als das erste holländische Schiff in die Newa einfuhr und den Bewohnern der neuen Stadt seine Ladung anbot. Für die Eröffnung neuer Erwerbsquellen in seinem barbarischen Lande war Peter auch in diesen Jahren fortgesetzt thätig. Er ließ Schäfer und Schafe aus Polen kommen, die russische Schafzucht zu veredeln; er errichtete Leinwandmanufakturen und Papiermühlen, verschrieb Büchsenschmiede und Stückgießer aus Deutschland, ließ die sibirischen Bergwerke anbauen und einen Kanal graben, der zum Besten des Handels die Wolga und den Don verbinden sollte.

Die Schweden suchten die Fortschritte der Russen in Ingermannland zwar zu stören, da sie aber immer in geringer Anzahl kamen, so hatten ihre Versuche keinen Erfolg. Erst nach der Entthronung Augusts unternahm Karl den Zug gegen den gefährlichsten seiner Gegner. Im Anfang des Jahres 1708 setzte er über die Weichsel und marschirte auf Grodno. Die polnischen Bauern waren auf die Schweden so erbittert, daß sie in den Gebüschen versteckt auf die Vorübergehenden schossen, und dafür machten diese wieder auf sie, wie auf wilde Thiere, Jagd. Wenn sie zuweilen einen ganzen Schwarm auf einmal fingen, so mußte einer den anderen und der letzte sich selbst aufhängen. Die russischen Vorposten flohen überall, wo sich die Schweden nur zeigten, und selbst in Grodno machte die unerwartete Nachricht von ihrer schnellen Ankunft einen solchen Eindruck, daß das ganze russische Heer sich zurückzog, und Peter selbst nach Petersburg eilte. Karl zog bis in die Gegend von Wilna, dann in die von Minsk und ging im Juni mit seiner ganzen Macht über die Berezina. Moräste und ausgetretene Flüsse schienen das weitere Vordringen unmöglich zu machen, aber Karl sprang immer zuerst bis an die Brust in's Wasser, um seinen Leuten das Beispiel zu geben. Die Russen konnten es oftmals nicht glauben, daß die Wege gangbar wären, welche die Schweden wirklich zurückgelegt hatten. Endlich erreichte man den russischen General Scheremetow, der sich bei einem Flusse Namens Bibitsch auf's beste verschanzt und vor sich den Fluß und Moräste hatte. Karl stellte spät am Abend sein Heer in Schlachtordnung und am andern Morgen, früh um drei Uhr gab er das Zeichen zum Angriff. Da auf einmal sahen die Russen, was sie nimmermehr erwartet hatten, den König von Schweden in den Fluß springen, und einen Haufen Soldaten ihm nach, Mäntel und Flinten über den Kopf haltend; dann alle aus dem Fluß in die Moräste waten und hierauf dem fürchterlichsten Kanonenfeuer entgegen gehen. Sieben Angriffe der tapferen Schweden wurden zurückgetrieben, und mancher fiel wehrlos, denn Vielen war beim Durchwaten des Flusses Gewehr und Patrontasche naß geworden; aber endlich krönte der Sieg doch die Beharrlichkeit, und die Russen flohen. Karl verfolgte sie bis Mohilew, ruhte dort einige Wochen

und setzte dann auf Schiffbrücken über den Dnieper. Jetzt stand er auf russischem Grund und Boden, in der Nähe von Smolensk. Jedermann glaubte, Karl werde nun auf Moskau marschieren, aber er hatte gar keinen bestimmten Plan und ließ sich jetzt zu seinem Verderben auf den Vorschlag eines ehrgeizigen Mannes ein, der ihn einlud, in die Ukraine zu ziehen.

Dieser Mann war der vierundsechzigjährige Kosackenhetmann Mazeppa, ein Mann von Geist und Feuer und seltener Ueberredungsgabe. Er war bisher dem Czaren zinsbar gewesen, wünschte sich aber jetzt im unbeschränkten Besitz seines Gebietes, der Ukraine, zu sehen. Dies hoffte er am besten durch Karls Hülfe ausführen zu können. Er bot ihm eine Hülfe von 30,000 Mann und Lebensmittel im Ueberfluß für seine Truppen an, wenn er, anstatt gerade nach Moskau zu gehen, den Umweg durch die Ukraine machen und sich dort mit ihm vereinigen wolle. Je weniger dieser Vorschlag Allen gefiel, um so hartnäckiger bestand Karl darauf. Der General Löwenhaupt, der in Livland stand, hatte Befehl erhalten, mit 11,000 Mann zu ihm zu stoßen, und ihm so viele Lebens mittel und Kleidungsstücke als möglich zuzuführen. Mit Verwunderung sah nun der Czar die Schweden nach der Ukraine ziehen. Ungeheuere Waldungen und wüste Steppen, durch welche oft erst Wege gebahnt werden mußten, und in denen man weder bewohnte Orte noch Lebensmittel fand, machten jetzt auch die Unverdrossensten ungeduldig, und keiner war vielleicht im ganzen Heere, außer Karl, der sich nicht herzlich wieder nach der Heimath zurücksehnte. Man kannte die Gegend nicht, die Wege wurden immer abscheulicher. Menschen und Vieh erlagen den ungeheuren Beschwerden, und eine Menge Kanonen mußte man in den Morästen stecken lassen. Die beständige Nässe und die mangelhafte Bekleidung der Soldaten erzeugten Krankheiten, und weder Löwenhaupt noch Mazeppa ließen sich sehen. Endlich erschien der Erstere, aber von seinen 11,000 Mann hatte er kaum noch 6000, und von den tausend Wagen, die er dem Könige hatte zuführen wollen, nicht einen einzigen mehr. Ein weit überlegenes russisches Heer hatte ihn, bald nach seinem Uebergang über den Dnieper, sechsmal in drei Tagen wüthend

angegriffen, und ihn endlich, nachdem er sich mit bewunderns-werther Tapferkeit durchgeschlagen, gezwungen, sein ganzes Gepäck in Brand zu stecken und siebzehn Kanonen zurückzulassen.

Mazeppa erschien in nicht viel besseren Umständen. Auch er brachte statt der versprochenen 30,000 Kosacken nur 5000, und weder Lebensmittel noch Geld mit. Die schreckende Nachricht, daß der Czar mit einem furchtbaren Heere im Anzuge sei, hatte alle seine Versuche, das Volk aufzuwiegeln, fruchtlos gemacht. Alle Offiziere Karls äußerten sich zornig über Mazeppa, aber eben deshalb blieb Karl ruhig und sagte dem Mazeppa nicht ein unfreundliches Wort. Immer tiefer drang man in die Ukraine. Unter unaufhörlichen Beunruhigungen der Russen, deren Heerhaufen den Schweden immer zur Seite streiften, kam man im November in Baturin, Mazeppas Wohnort an. Man fand aber nur einen Aschenhaufen; der russische Fürst Menzikow war fünf Tage vorher hier gewesen, hatte die Stadt niedergebrannt, des Hetmanns Bildniß an den Galgen gehängt und einen andern Hetmann ernannt. Jetzt trat eine ungeheure Kälte ein, die den Winter von 1708 auf 1709 berühmt gemacht hat. Dennoch brach Karl, der fast nichts zu leben hatte und keine Zeit verlieren wollte, im strengsten Froste auf und ging über Schnee und Eis nach Weprik. Die Reiter mußten absitzen, wenn sie nicht erfrieren wollten. Das Fußvolk zog stets in vollem Laufe fort. Dennoch erstarrten einigen Tausenden Hände und Füße, und auf den Posten fand man täglich Erfrorene. Und unter solchen Umständen mußte man sich mit dem Feinde schlagen. Von dem Eise auf den Wällen von Weprik prallten alle Kugeln ab und erschlugen die diesseits stehenden Schweden. Die Eroberung dieses Ortes kostete gegen 1500 Mann, was ein bedeutender Verlust war, da das ganze Heer kaum noch 28,000 Mann betrug, und man mitten in Feindesland und von lauter Feinden umringt war. Doch wäre es noch Zeit gewesen umzukehren, wozu sogar Mazeppa rieth, aber Karl wollte eher Alles wagen, als etwas thun, was einer Furcht oder Flucht ähnlich sähe. So ging denn der Zug weiter nach Pultawa, der Hauptstadt der Ukraine.

Der Marsch ward immer beschwerlicher. Dem harten

Froste folgte ein feuchtes Thauwetter, das die Wege fast unbetretbar machte und die kleinsten Bäche zu Strömen anschwellte. Dennoch wagte Karl sogar einmal des Abends den Weg über einen überschwemmten Damm. Da glitten viele Pferde und Menschen hinab, und viele Wagen versanken, ja andere, die man gar nicht durchzubringen hoffen konnte, mußten verbrannt werden. Das Schreien und Rufen der Verunglückten in der Dunkelheit war fürchterlich. Und für alle diese Beschwerden keine Erholung, denn nirgends fand man ein Haus. Alles hatten die Russen vorher verbrannt. Schwarzes verschimmeltes Brod von Hafer und Gerste war noch die letzte übrige Nahrung. Ein Soldat gab dem Könige ein Stück davon; dieser aß es ganz und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Es ist nicht gut, aber man kann es essen.“

In der Nähe von Pultawa verschaffte Mazeppa von den befreundeten Kosacken bessere Nahrung. Aber die Stadt war fest und hatte eine russische Besatzung von 8000 Mann. Im April 1709 ließ sie Karl förmlich belagern, aber vergeblich. Es fehlte an Leuten alle Zugänge zu decken, auch hatte man nur noch achtzehn Kanonen übrig. Schon rückten die Russen herbei und warfen eine Verstärkung in die Festung; ja ein schwedischer Heerhaufen, der die letztere hatte aufheben wollen, ward geschlagen. Jetzt ward endlich auch die lange unterdrückte Ungeduld der Schweden laut, die Hülfstruppen aus Polen desertirten und gingen zum Feinde über. Täglich griffen die Russen an, und in einem dieser Scharmützel ward Karl selbst durch den Knöchel des linken Fußes so gefährlich geschossen, daß eine sehr lange Zeit erforderlich schien, ehe er nur wieder einen Stiefel würde anziehen können. Peter hatte sich persönlich bei seinem Heere eingefunden; er wollte die Bestürzung der Feinde und die Ohnmacht des Königs benutzen und rückte mit 65,000 Streitern an. Die Schlacht war unvermeidlich und sie fiel entscheidend aus. Karl mußte die Anführung einem seiner Generale überlassen und ließ sich selbst von zwei Pferden in einer Sänfte umhertragen. Innerhalb zweier Stunden wurde der nie besiegte Held, das Schrecken dreier mächtigen Herrscher, zum ärmsten Flüchtling gemacht, und ein Heer, gleich bewundernswerth wegen seines Thuns und seines Leidens, gänzlich vernichtet. Mehr als

8000 Schweden und Kosacken fielen. Das Vorderpferd von Karls Sänfte ward erschossen; da ließ er sich von Trabanten tragen, aber bald darauf zerschmetterte ein Schuß die Stange des Tragsessels. Auch dem Czaren drang eine Kugel durch den Hut, und eine andere durch den Rock. Endlich ward die Verwirrung allgemein; mehrere Generale wurden gefangen, das ganze Gepäck, und darunter die reiche Kriegskasse von sieben Millionen Thalern genommen. Nichts war mehr zu retten, die Russen hatten einen vollständigen Sieg erfochten. Man half dem König Karl auf ein Pferd, aber auch dieses ward unter ihm erschossen. Man holte ein anderes und brachte ihn darauf glücklich bis zu einer Kutsche, in der er nun eiligst gegen den Dnieper hin floh. General Löwenhaupt mußte sich mit 16,000 Mann ergeben: die Unglücklichen wurden durch das ganze russische Reich zerstreut. Viele starben in den sibirischen Bergwerken oder als Bettler auf den Landstraßen.

---

4. Karl XII. in der Türkei. (1709—1714.)

Vom Dnieper eilte der flüchtige König an die Ufer des Bog. Fünf schreckliche Tagereisen legte er durch eine ungeheuere Einöde zurück, die mit Gras und niedrigem Gesträuche bewachsen war und weit und breit keine Spur von Menschen, nicht einmal einen Fußweg zeigte. Alle Lebensmittel waren ausgegangen; die Kosacken jagten Rebhühner und wilde Schafe, die Schweden aßen Wurzeln und wilde Kirschen und tranken Wasser aus einem faulen Moraste dazu. Endlich kamen die Flüchtigen an den Bog, der damaligen Grenze des russischen und türkischen Reiches, an. Karl sandte einen General hinüber, dem nächsten Pascha in Oczakow seine Ankunft zu melden, aber dieser wollte erst in Konstantinopel anfragen, ob man die vielen Bewaffneten einlassen dürfe. Zum Glück brachten viele Kaufleute Lebensmittel in's Lager und viele Schweden drängten sich mit Gewalt über den Fluß; die übrigen, noch fünfhundert Mann, wurden von den Russen gefangen. Inzwischen hatte der Pascha von Bender, der von des Königs Thaten ganz bezaubert war, seine Annäherung erfahren, schickte ihm gleich Boten entgegen und bereitete ihm einen glänzenden Empfang. Der damalige Sultan Achmed III., war ein großmüthiger

Mann, der sogleich Befehl ertheilte, für die Schweden bei der Stadt Bender ein Lager zu errichten.

Es wäre für Karl ein Leichtes gewesen, durch Ungarn und Deutschland nach Schweden zurückzukehren, aber der Gedanke, sich seinen Unterthanen als einen Feldherrn ohne Heer zu zeigen, war dem stolzen Könige unerträglich. Er beschloß daher den Sultan zu einem Kriege gegen Rußland zu bewegen. Anfangs schenkte Achmed seinem Gesandten kein Gehör, aber Karl wußte es durch seinen Unterhändler dahin zu bringen, daß zwei Veziere, die vom Kriege abriethen, abgesetzt wurden; selbst die Mutter des Sultans ward gewonnen, bis endlich der neue Vezier den Krieg gegen Rußland erklärte.

Im Frühling 1711 setzte sich das Heer in Bewegung; der Großvezier selbst war der Anführer. Ihm entgegen rückte ein ansehnliches russisches Heer unter den Befehlen des Generals Scheremetew, bei dem sich auch Peter und seine Gemahlin Katharina befanden. Diese berühmte Frau war die Tochter eines lithauischen Bauern, also eine Leibeigene. Sie heirathete einen schwedischen Dragoner und fiel, als die Russen das livländische Städtchen Marienburg eroberten, dem General Scheremetew zu, der sie an Menzikow abtreten mußte. Bei ihm lernte sie Peter kennen, und ihre Schönheit gefiel ihm so sehr, daß er sie gleich zu sich nahm. Er ließ sie sich antrauen, und machte später die Vermählung öffentlich bekannt. Sie besaß eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, sich seinen Launen zu fügen und wußte sich bis ans Ende im Besitz seiner Liebe und Achtung zu erhalten. Sie begleitete ihn auch in diesem Feldzuge.

Die Russen fielen in die Moldau ein und zogen längs dem Pruth hinab. Plötzlich wurden sie von dem weit zahlreicheren Heere der Türken so eingeschlossen, daß diese das ganze Heer hätten aushungern können. Die besten Generale Peters konnten sich das Mißliche dieser Lage nicht verbergen und Peter selbst sagte: Jetzt bin ich weit schlimmer daran, als mein Bruder Karl bei Pultawa." Er verschloß sich in sein Zelt und verbot Jedermann den Zutritt. Da ersann seine getreue Katharina das Mittel zu seiner Rettung. Sie gab ihren ganzen Juwelenschmuck her und bewog viele vornehme Offiziere, auch von dem ihrigen hinzuzulegen. Mit den

Juwelen wurde ein Friedensbrief an den Vezier und dessen Unterfeldherrn geschickt. Die Edelsteine wirkten schnell bei den türkischen Großen, und der Großvezier schloß einen Frieden mit den Russen, so rasch, daß ihn Karl nicht mehr zu hindern vermochte.*) Karl hatte sich auf die erste Nachricht von der Noth des Czaren zu Pferd gesetzt, um seinen Feind, wie er hoffte, als einen Gefangenen zu erblicken, und nun mußte er die Russen ungekränkt fortziehen sehen. Er hätte ihnen ganz allein nachsetzen mögen, und wollte auch den Großvezier dazu bewegen, aber vergebens: der Friede war einmal geschlossen. Zwar verklagte Karl den Vezier in Konstantinopel wegen seiner Treulosigkeit, so daß dieser abgesetzt und verwiesen wurde, aber damit war nichts wieder gut gemacht. Auch alle späteren Versuche Karls, die Türken zu einem Kriege gegen Rußland zu veranlassen, schlugen fehl.

Inzwischen hatten sich nach der Schlacht bei Pultawa Karls Feinde wieder erhoben. August II. erklärte den Frieden von Altranstädt für erzwungen, kehrte nach Polen zurück und verjagte in Verbindung mit dem Czaren den Stanislaus Lesczinsky vom Throne. Auch Friedrich VI. von Dänemark begann von neuem den Krieg. Alle drei fielen nun über die schwedischen Provinzen her und nahmen sie trotz aller Tapferkeit der Schweden bis auf Stralsund, die Insel Rügen und Wismar weg. Während so die schwedischen Angelegenheiten eine schlimme Wendung nahmen, wurde auch Karls Lage in der Türkei immer mißlicher. Den Türken war sein Aufenthalt lästig, und der Sultan bestand darauf, daß er die Türkei verlassen sollte. Der König verlangte aber, um mit Ehren abreisen zu können, eine halbe Million Thaler zur Bezahlung seiner Schulden. Er erhielt in der That ein Geschenk von

---

*) Bald nach dem Frieden am Pruth suchten die Türken den Venetianern Morea wieder zu entreißen. Da sich der Kaiser Karl VI. zu ihrem Schutze rüstete, so erklärten sie auch diesem den Krieg. Aber Prinz Eugen erfocht bei Peterwardein (1716) einen glänzenden Sieg, nahm Belgrad ein (1717) und führte den Frieden zu Passarowitz herbei (1718), in dem der Kaiser den Banat, einen Theil von Serbien und die westliche Walachei (bis an die Aluta) erhielt. Venedig überließ der Pforte Morea, behielt aber einige Städte in Dalmatien.

1200 Beuteln oder 600,000 Thalern; aber auch jetzt machte Karl noch keine Anstalten zur Abreise, sondern kam bei dem türkischen Hofe schriftlich um weitere 1000 Beutel ein. Aber jetzt war des Sultans Großmuth und Geduld zu Ende, und man beschloß in seinem Rathe, den König mit Gewalt zu vertreiben.

Im Jahre 1713 war es, als sich zahllose Schaaren von Türken und Tartaren rings um die Schweden zusammenzogen. Karl gab der Stimme der Vernunft kein Gehör, und weder das Zureden seiner Freunde noch die drohende Gefahr bewogen ihn zum Nachgeben. Er war tollkühn genug, sich mit seinem kleinen Häuflein gegen die Uebermacht zu vertheidigen und befahl seinen Schweden, das Lager wohl zu verschanzen. Nach einigem Zögern schritten die Türken, die ihn gern schonen wollten, zum Angriff. Die Kanonen donnerten, und in wenig Augenblicken waren die Verschanzungen erstiegen. Die Schweden ergaben sich der Uebermacht; nur Karl wollte sein Haus bis auf den letzten Augenblick vertheidigen. Die Janitscharen wollten ihn noch immer schonen, daher kam er noch glücklich hinein, aber das Gedränge um ihn war so groß, daß er kaum um sich hauen konnte. Auch die Zimmer fand er schon mit Türken gefüllt. Etwa fünfzig Hausgenossen standen ihm noch tapfer zur Seite. Mit diesen griff er jene wüthend an, hieb und stach selbst mehrere nieder, und reinigte wirklich in kurzem das ganze Haus. Dann verrammelte er die Thüren wieder und ließ aus den Fenstern feuern. Die Türken, die schon eine Menge Leute verloren hatten, beschossen darauf nicht nur das Haus, sondern schleuderten auch auf das Strohdach desselben brennende Lunten, die es bald in helle Flammen setzten. Schon fiel eine brennende Latte nach der andern auf die Vertheidiger herab, und die Balken drohten zusammenzustürzen, aber noch immer wurde fortgefeuert. Da kam einer von seinen Leuten auf den Einfall, man könne sich vielleicht bis zu einem anderen, festeren Hause durchschlagen, welches fünfzig Schritte von diesem brennenden lag. Das gefiel dem König; er schloß aus seinem Häuflein ein dicht gedrängtes Bataillon, ließ die Thür öffnen und drang mit einer guten Salve aus Pistolen auf die Türken hinaus. Aber jetzt verwickelte er sich mit seinen

Sporen und fiel zu Boden, dann ward er von den Janitscharen, nicht ohne Mühe und Wunden, entwaffnet.

Der Pascha ließ ihn nun nach einem anderen Orte bringen, wo er kürzer gehalten wurde. Von seinem besseren Hausrath war ihm so wenig geblieben, daß er sich schämte, Jemand zu sich kommen zu lassen. Nur drei seiner Großen waren um ihn und durften mit ihm essen. Sie hatten wenig, bedienten sich selbst und einer von ihnen besorgte die Küche. Damit er keine Besuche anzunehmen brauche, stellte sich der König krank, und kam in zehn Monaten nicht aus dem Zimmer und dem Bett. Einst ermahnten ihn seine schwedischen Reichsräthe zur Rückkehr, aber Karl soll ihnen geschrieben haben: „wenn sie regieren wollten, so werde er ihnen einen von seinen Stiefeln schicken, von dem könnten sie ihre Befehle holen." Als man ihn jedoch aufmerksam machte, daß, wenn er nicht zurückkomme, das Volk einen Reichsvorsteher wählen werde, da kam endlich der Entschluß abzureisen in ihm zur Reife, nachdem er sich unnützer Weise fünf Jahre in der Türkei aufgehalten hatte.

Im October 1714 brach er auf. So unverschämt er sich auch gegen den türkischen Hof benommen hatte, so war doch der Sultan großmüthig genug, ihm noch die glänzendsten Geschenke zu machen. Er ließ ihm ein prächtiges, mit Gold gesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit diamantenen Griffen, acht schöne arabische Pferde mit silbernem Geschirr und Steigbügeln, und sechzig Wagen, mit allerlei Mundvorrath gefüllt, zum Geschenk überreichen. Fünf Tage lang ertrug Karl die Langsamkeit des türkischen Geleites, aber am sechsten befahl er, schon früh um zwei Uhr die Pferde zu satteln, und so hielt er's, zum großen Verdruß seiner trägen Begleiter, alle Tage, bis man an die türkische Grenze kam. In der Walachei ließ er auch sein schwedisches Gefolge im Stiche, und ritt blos mit den Obersten Düring und Rosen unter fremden Namen weiter. Tag und Nacht dauerten die angestrengten Ritte durch ganz unbekannte Gegenden fort. Zuweilen mußte ein Wegweiser mit der Fackel voranlaufen. Jeder hatte noch ein Handpferd neben sich. Rosen ermattete in den ersten Tagen und mußte zurückbleiben. Dann ward auch Düring ohnmächtig, aber Karl wollte lieber allein fort, als auf ihn

warten. Düring bestach indeß den Postmeister, daß er dem König ein schlechtes Pferd gab, ihn selbst aber in einem mit zwei muthigen Hengsten bespannten Wagen drei Stunden später nachschickte. Wie gewünscht, holte er ihn ein, und sie machten nun die ganze übrige Reise zusammen, des Tages zu Pferde, des Nachts im Wagen, und nirgends wurde längere Zeit angehalten, als zum Wechseln und zur Anspannung der Pferde gehörte. Die Reise ging über Stuhlweißenburg, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow, Lotz und Triebsees nach Stralsund. In vierzehn Tagen legten sie zweihundertundachtzig deutsche Meilen zurück. Im November 1714 Nachts um ein Uhr langten sie vor dem Thore Stralsunds an. Der wachthabende Offizier machte Schwierigkeiten sie einzulassen: da aber der angebliche Courier gleich vom Aufhängen sprach, so ließ man ihn ein. Trotz dem ungeheuern Barte und der schwarzen Perrücke, die nebst einem braunen Rocke seine Reisevermummung ausgemacht hatte, erkannte man ihn sogleich, und eine allgemeine Freude erfüllte am frühen Morgen die Stadt. Man mußte ihm die Stiefeln von den Beinen schneiden. Seit sechzehn Tagen legte er sich jetzt zum ersten Male wieder in ein Bett. Unbeschreiblich war das Gedränge in den Straßen, als er sich am zweiten Tage zu Pferde sehen ließ; überall begrüßte man ihn jubelnd mit hellem Vivatruf, und Allen dankte er freundlich; ja um den guten Bürgern ihre aufrichtige Liebe zu vergelten, erließ er der Stadt auf 10 Jahre die Abgaben und adelte die vornehmsten Rathsherren. Und seiner frommen Sitte getreu, fehlte er auch am nächsten Sonntage nicht in der Kirche, weder beim Vor- noch beim Nachmittags-Gottesdienste.

---

5. Karls XII. letzte Thaten. (1715—1718.)

Als Karl nach Stralsund kam, fand er die Zahl seiner Feinde um zwei vermehrt. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte einen großen Theil von Schwedisch-Pommern und die Festung Stettin besetzt, und der Kurfürst von Hannover hatte sich die Herzogthümer Bremen und Verden angeeignet. Karl war trotz aller Tapferkeit seiner Schweden

nicht im Stande, seine deutschen Länder zu behaupten und mußte sogar Stralsund den Dänen überlassen.

Schweden befand sich in der trostlosesten Lage; es fehlte an Geld, an allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges. Unter dem Drucke des langwierigen Krieges hatte das arme Land schrecklich gelitten. Selbst das Heer war im elendesten Zustande und nicht einmal gehörig gekleidet. Die wenigsten Soldaten hatten ordentliche Wehrgehenke, sondern trugen den Degen an einem Stricke über der Schulter. Da kein Geld mehr im Lande war, so zahlte der Hof alle Besoldungen in Papier und in kupfernen Thalern aus, die ihrem inneren Gehalte nach nicht einen Groschen werth waren. Indessen hatte Karl das Glück in dem Baron von Görz einen Mann zu finden, der durch seine klugen und umfassenden Pläne im Stande war, den schwedischen Angelegenheiten mit der Zeit eine bessere Wendung zu geben. Auch knüpfte er mit dem mächtigsten Feinde Karls, dem Czaren Peter, Unterhandlungen an, denen zufolge der König Livland, Esthland und Ingermannland an Peter abtreten, dafür aber in Norwegen Entschädigungen erhalten sollte.

Nach einem vergeblichen Versuche in Norwegen einzufallen, unternahm es Karl im Jahre 1718 zum zweiten Mal dieses Land zu erobern. Er theilte sein Heer, 27,000 Mann, in zwei Haufen, der eine sollte auf Drontheim losgehen, mit dem andern wollte er selbst von der Mittagsseite einfallen. Der erste Zug brach im August auf und hatte in den norwegischen Gebirgen mit unsäglichen Beschwerden zu kämpfen. Kanonen und Lafetten mußten auf den engen Wegen von den Soldaten auf den Schultern getragen werden. Mit Reisbündeln mußte man erst die Sümpfe ausfüllen, durch welche man gehen wollte. Nahrungsmittel fehlten, von dem Pfützenwasser schwoll Menschen und Pferden der Leib auf, und die beständige Nässe und Kälte erzeugte täglich neue Krankheiten. Um Brod zu erhalten, mußte man erst das Getreide selbst auf dem Felde abschneiden, dreschen, mahlen und backen oder rösten, so gut man konnte. Und vor Drontheim selbst zeigte sich die Unmöglichkeit, diese von drei Seiten mit Wasser umgebene Festung zu erobern, so deutlich, daß man nichts Besseres thun konnte als umkehren. Jetzt war der Winter in seiner

fürchterlichsten Strenge eingetreten, und zum Unglück führte der Rückweg über ein acht Meilen langes Eisgebirge. Auf diesen nur von Bären und Raubvögeln bewohnten Höhen, die zu dieser Jahreszeit (Januar 1719) wohl nie ein menschlicher Fuß betreten hatte, kletterten 10,000 abgemattete Schweden, unter dem fürchterlichsten Sturme und Schneegewirbel, durch ungebahnte Wege, ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne hinlängliche Bekleidung, umher, und zogen noch ihr Geschütz hinter sich nach. Das Entsetzliche ihrer Lage vermochte sie bei ihren Feinden Mitleid zu suchen. Man ließ einige dänische Gefangene los, um den Befehlshaber von Drontheim von dieser Noth zu unterrichten. Dieser sandte auf der Stelle 300 Schlittschuhläufer mit 150 leichten Schlitten hin, allein die Hülfe kam zu spät. Fast das ganze Heer war ein Raub der Kälte geworden. Ganze Regimenter, im Zuge begriffen, standen erstarrt, ganze Haufen lagen im Schnee verschüttet, andere, von den eisigen Klippen herabgeglitten, lagen in Abgründen zerschmettert. Noch lange nachher waren diese Gebirge wegen der vielen Thiere, die der Dunst der tausende von Leichen hierher lockte, der beste Jagdplatz in Norwegen. Von dem ganzen Heere sahen kaum 500 Mann ihr Vaterland wieder.

Noch trauriger endete der Zug, den Karl XII. selbst mit dem Hauptheere nach der Mittagsseite von Norwegen unternahm. Erst im Anfang des November (1718) ging er über die Grenze und richtete seinen Weg nach Friedrichshall. Die Festung ward eingeschlossen. Anfangs Decembers wurden die Laufgräben eröffnet, und nach fünf Tagen eroberte der König selbst eine Hauptschanze mit dem Degen in der Hand. Die Arbeiter in den Gräben konnten es seinem Eifer immer nicht schnell genug machen. Selbst am Sonntage, den 11. December, nachdem er Vor- und Nachmittags die Predigt angehört hatte, ging er trotz der schneidenden Nachtluft noch spät Abends um neun Uhr mit dem Oberingenieur Megret und dem Generaladjutanten Siquier, zweien Franzosen hinaus, um zu sehen, wie weit man gekommen sei. Er lehnte sich über eine Brustwehr hin, stützte den Kopf auf beide Arme und sah den Arbeitern beim Lichte der Sterne zu. Aus der Festung ward immer noch von Zeit zu Zeit lebhaft kanonirt.

Beide Begleiter entfernten sich nacheinander von ihm und ließen ihn allein. Nach zehn Uhr kam Siquier nebst einigen Offizieren zurück, aber Megret kam ihnen mit der Nachricht entgegen, daß der König — erschossen sei. Sie fanden ihn rückwärts gegen die Brustwehr gelehnt, Kopf und Handschuhe*) blutig und die rechte Hand am Degen. Alle waren erschrocken und tief bewegt, nur die beiden Franzosen nicht, ja Megret sagte kalt: „Nun ist das Spiel aus, nun wollen wir heimziehen.“ Der Erbprinz von Hessen-Kassel befahl, den Todesfall geheim zu halten, bis er seiner Gemahlin, der jüngeren Schwester Karls, Ulrike Eleonore, die Thronfolge gesichert hätte; er hob die Belagerung von Friedrichshall auf und ließ das Heer nach Schweden zurückgehen. Im Februar 1719 ward der königliche Leichnam in der Ritterholmskirche zu Stockholm feierlich beigesetzt. Der Adel erhob nun die Schwester des Königs, Ulrike Eleonore, auf den Thron, die jedoch der unumschränkten königlichen Gewalt entsagen mußte. Der Tod des Königs hatte auch den Sturz des Barons von Görz zur Folge; der Adel haßte diesen Mann, der ein Ausländer war und des Königs Vertrauen in hohem Grade besessen hatte, auf das bitterste; Görz ward verhaftet, vieler Staatsverbrechen angeklagt, von denen keins erwiesen werden konnte, zum Tode verurtheilt und hingerichtet (1719).

Auf der Adelspartei lastet auch der Verdacht, den König selbst aus dem Wege geräumt zu haben. Sie that auch gar nichts, um die näheren Umstände seines Todes zu erforschen, obgleich das allgemeine Gerücht jene zwei Franzosen laut genug beschuldigte. Jedermann verwandelte den Namen Siquier in sicaire (Meuchelmörder), und dieser letztere nannte sich selbst in einem Fieberanfall des Königs Mörder. Man gab vor, eine feindliche Kugel habe ihn getödtet, aber keine von diesen hätte so weit tragen können, und eine spätere Untersuchung des Leichnams hat nachgewiesen, daß es nur ein Pistolenkugel gewesen sein konnte, die neben der rechten Schläfe hineingedrungen und an der linken Seite des Schädels wieder herausgeflogen sei.

---

*) Vermuthlich war er zuerst mit der Hand nach der Wunde gefahren und hatte dann zum Degen greifen wollen.

So starb Karl XII. in der vollen Blüthe seines Lebens, sechsunddreißig Jahre alt, ein Mann von seltener Kraft. Er besaß großen Verstand und einen Muth der an Verwegenheit grenzte. Vor seinem festen eisernen Willen schwanden alle Hindernisse. Ihn zierten die Tugenden des Wohlwollens und der Redlichkeit, und die Strenge, die er gegen sich selbst übte, ließ ihn auch an andere hohe Anforderungen stellen. Aufrichtige Gottesfurcht und ein reiner Wandel vor Gott und den Menschen zeichneten ihn aus. Sein Eigensinn führte ihn ins Unglück. Sein Aeußeres war angenehm. Er war groß und schlank gewachsen, von gerader Haltung, bräunlicher Gesichtsfarbe, und seine blauen Augen strahlten mit großer Lebendigkeit. Er trug einen Rock von blauem Tuche mit übergoldeten Messingknöpfen und gelbe Unterkleider; seine Haare waren kurz abgeschnitten und in die Höhe gekämmt; die Stulpen seiner Handschuhe reichten bis an die Ellenbogen. Seine Stiefel gingen weit über die Kniee hinauf und waren unten mit eisernen Sporen versehen. Um den Leib geschnallt trug er ein einfaches Degengehäng; der Degen selbst war sehr lang mit vergoldetem Messinggriff. Seinen kleinen dreieckigen Hut trug er, sobald er vom Pferde gestiegen war, in der Hand. Er sprach wenig, aber mit Verstand und großer Bestimmtheit; auf sein Wort konnte man sich jederzeit verlassen.

Nach dem Tode des Königs kam nach und nach der Friede mit Schwedens Feinden zu Stande, in dem dieses alle seine deutschen Besitzungen verlor. Der Czar Peter erzwang erst viel später durch gräßliche Verwüstung der schwedischen Küsten einen Frieden, wie er ihm genehm war. Zu Nystadt (1721) trat Schweden an Rußland Livland, Esthland, Ingermannland, alle Inseln der dortigen Küste, so wie einen Theil von Karelien und Finnland ab. Polen ward in diesen Frieden mit eingeschlossen, und August als rechtmäßiger König anerkannt. Schwedens Größe war mit diesem Frieden vernichtet; Peter der Große aber war darüber ungemein erfreut, und der Senat legte ihm den Titel eines Kaisers von Rußland und den Ehrennamen des Großen bei (1721). Seitdem haben alle Czaren von Rußland den Kaisertitel geführt.

XXXIV.

Peters des Großen letzte Lebensjahre.

(1716—1725.)

Auch während des Krieges fuhr Peter unablässig fort, neue Einrichtungen zu machen, Mißbräuche abzuschaffen und für die Bildung seines Volkes eifrig zu sorgen. Im Anfange des Jahres 1716 beschloß er, mit seiner Gemahlin Katharina eine Reise durch einen Theil von Europa zu machen. Er berührte Danzig, Stettin, wo er sich mit dem Könige von Preußen, und Hamburg, wo er sich mit dem Könige von Dänemark besprach. Von Hamburg ging er nach Pyrmont. Der Graf von Waldeck bewirthete ihn auf seinem Schlosse auf das prächtigste und fragte ihn zuletzt, wie ihm sein Schloß gefalle. „Recht gut," antwortete Peter, „es hat nur einen großen Fehler! die Küche ist zu groß angelegt." Auf dieser Reise besuchte Peter auch sein geliebtes Holland wieder. In Amsterdam wetteiferte man, ihn zu unterhalten. Auch sein altes Saardam sah er wieder und speiste daselbst bei einem reichen Schiffszimmermann. Erst im April 1717 verließ er Holland und reiste über Antwerpen, Brüssel, Gent, Brügge, und Dünkirchen nach Paris. Man zeigte ihm hier Alles, was einem so wißbegierigen Reisenden werth sein konnte. In der Münze sah er das Geldprägen mit an, und der Münzmeister machte ihm die überraschende Freude, eine in der Eile geschnittene Denkmünze vor seinen Augen prägen zu lassen, die Peters wohlgetroffenes Bildniß enthielt. Den König Ludwig XV., der damals erst sieben Jahre alt war, nahm er auf seinen Arm, küßte ihn und sagte: „Ich wünsche, daß Ew. Majestät wohl aufwachsen und löblich regieren mögen; vielleicht werden wir mit der Zeit einander brauchen können." Auch die damals noch lebende Frau von Maintenon besuchte er. Als er in die Kirche trat, wo sich Richelieus marmornes Grabmal befand, umarmte er dessen Bildsäule und rief aus: „Großer Mann, dir wollte ich die Hälfte meiner Staaten geben, könntest du mich die anderen regieren lehren!" — Nachdem Peter seine in Amsterdam zurückgebliebene Gemahlin abgeholt hatte, ging er über Berlin in seine Staaten zurück.

Hier wartete seiner das traurige Geschäft, über seinen

eigenen Sohn Alexei richten zu müssen. Die Mutter dieses Prinzen war Peters erste Gemahlin, welche dieser verstoßen hatte. Seine Abneigung gegen dieselbe trug er auch auf ihren Sohn über, und es war daher kein Wunder, daß auch der Sohn den Vater und dessen ganze Handlungsweise mit Mißtrauen betrachtete. Die Priester, unter denen er aufwuchs, flößten ihm leicht den entschiedensten Widerwillen gegen Peters Neuerungen ein. Sie erregten in ihm die Besorgniß, daß er durch einen Sohn aus seines Vaters zweiter Ehe um den Thron kommen und wohl gar dereinst, wie seine Mutter, in ein Kloster geschickt werden könne. Die ganze Nation, sagten sie, verabscheue den auswärtigen Krieg, so wie die inneren Veränderungen seines Vaters, und er könne sich seine künftigen Unterthanen nicht geneigter machen, als wenn das Volk aus seinem Betragen erkenne, daß er in der Folge dem Beispiel seiner Ahnen folgen, den Czarensitz wieder nach Moskau verlegen und seinem Staate sowohl als den Nachbarn Ruhe geben werde. Diesen Ansichten und Wünschen kamen die Neigungen des Prinzen entgegen. Peter nahm dies Alles mit dem größten Kummer wahr, und nichts war ihm quälender als der Gedanke, daß nach seinem Tode alle seine Schöpfungen wieder verschwinden und Rußland in die alte Barbarei zurückfallen sollte. Er hoffte den Sinn seines Sohnes dadurch zu ändern, daß er ihm eine deutsche Prinzessin, eine Tochter des Herzogs von Braunschweig, zur Gemahlin gab, aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Alexei behandelte seine Gemahlin höchst unwürdig, vernachlässigte sie ganz ungescheut und überließ sich selber seinen Ausschweifungen. Der Gram über diese Zurücksetzung raffte die unglückliche Prinzessin frühzeitig hin. Peter war darüber von Schmerz und Zorn erfüllt. Er schrieb seinem Sohne, daß er sich der Thronfolge würdiger zeigen müsse, sonst werde er ihn von derselben ausschließen, er solle thätiger werden, oder in ein Kloster gehen. Mit erheuchelter Demuth antwortete Alexei, er fühle sich unfähig zur Regierung und wolle in den geistlichen Stand treten; aber während Peters letzter Reise floh er aus dem Reiche, um sich bis zu dessen Tode im Geheimen im Auslande aufzuhalten, wo es ihm denn, wie er meinte, an Anhängern nicht fehlen würde, um mit leichter Mühe den Thron zu besteigen.

Er begab sich nach Wien zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl VI., der ihn auf ein Schloß im Königreich Neapel bringen ließ. Aber Peter erforschte seinen Aufenthalt und bestand dringend auf seiner Auslieferung. Karl mußte zugeben, daß russische Abgeordnete sich zu dem Prinzen begaben, die ihn auch überredeten, ihnen nach Rußland zu folgen. Hier leistete er nun feierlich Verzicht auf die russische Krone, und sein Halbbruder Peter, Katharinas Sohn, wurde zum Thronfolger erklärt (1718). Die Theilnehmer und Mitwisser seiner Flucht, die er hatte angeben müssen, wurden als Staatsverräther hingerichtet. Aber aus der Untersuchung, die gegen diese eingeleitet ward, ergaben sich neue Anklagen wider Alexei selbst. Peter hegte von neuem die Furcht, daß seine Reue nicht aufrichtig sei und daß er noch immer den Vorsatz habe, sich einst mit Hülfe der altrussisch gesinnten Partei auf den Thron zu schwingen und seine Neuerungen wieder zu vernichten. Nichts aber ging dem Czaren über seine neuen Einrichtungen, und um diese zu erhalten, glaubte er auch des Sohnes nicht länger schonen zu dürfen. Er setzte daher ein Gericht nieder, um die Sache des Prinzen nochmals zu untersuchen und ohne alle Rücksicht das Urtheil zu sprechen. Die weltlichen Stände verdammten ihn zum Tode. Peter ließ das Urtheil gleich bekannt machen, und war selbst noch nicht entschieden, ob er es vollstrecken lassen sollte. Der Prinz aber erschrak, als ihm sein Urtheil angekündigt ward, so heftig, daß er sogleich zum Tode erkrankte. Am folgenden Tage ließ er seinen Vater zu sich entbieten. Unter heißen Thränen bekannte er, daß er sich schwer an ihm versündigt habe, und flehte ihn an, daß er ihm sein Verbrechen verzeihen und den Vaterfluch, den er auf ihn gelegt, vor seinem Ende wieder von ihm abnehmen möge. Peter war in hohem Grade gerührt und ergriffen, ertheilte ihm seinen Segen und verließ ihn. Bald darauf verschied der Unglückliche (1718). Die Gerüchte, daß er im Gefängnisse enthauptet oder vergiftet worden sei, sind unbegründet.

Die beiden letzten Jahre Peters waren noch sehr traurig, denn Geist und Körper litten. Es quälte ihn der Gedanke, daß alle seine mühsamen Arbeiten nach seinem Tode wieder einstürzen könnten, dazu kam noch eine bösartige Krankheit,

die er lange verheimlichte und durch seine fortgesetzte unregelmäßige Lebensweise unheilbar machte. Eine Erkältung vergrößerte das Leiden; er sprang nämlich, um ein Schiff retten zu helfen, das auf einer Untiefe gestrandet war, ins Wasser, und dies zog ihm den Tod zu. Er starb nach langen, entsetzlichen Schmerzen (1725).

XXXV.

Die nächsten Nachfolger Peters des Großen.

Rußland, an der Grenze Asiens gelegen, einem Theile seiner Einwohner nach völlig asiatisch, war durch Peter den Großen ein europäischer Staat geworden. Aber das Volk war durchaus roh und barbarisch, und während Peter Wissenschaft und Kunst auf russischen Boden verpflanzte, unterließ er es, durch Anstalten für den Volksunterricht die Volksbildung zu fördern. Zwar eigneten sich die russischen Großen die Sitten und Künste des Auslandes mit Leichtigkeit an, aber der Kampf zwischen Rohheit und Bildung war dennoch unverkennbar. Auch die Regierung gerieth bei dem Mangel einer geregelten Thronfolge in gefährliche Schwankungen.

Peter hinterließ von seiner Gemahlin Katharina zwei Töchter, Anna, die an den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt, und Elisabeth, die bei seinem Tode erst vierzehn Jahre alt war; außerdem lebte noch ein Sohn des unglücklichen Alexei, Namens Peter. Während die Anhänger des Alten diesen Enkel Peters auf den Thron zu heben wünschten, wußte es Menzikow durch seinen Einfluß dahin zu bringen, daß der Senat Peters Gemahlin Katharina als Kaiserin ausrufen ließ. Ihre kurze Regierung verfloß ohne besonders merkwürdige Ereignisse. Als sie 1727 starb, hatte sie in ihrem Testamente Peters Enkel, den zwölfjährigen Peter II., zu ihrem Nachfolger bestimmt, während dessen Minderjährigkeit eine Regentschaft bestehen sollte. Allein Menzikow riß sogleich die Alleingewalt an sich, verlobte den jungen Kaiser mit seiner Tochter und suchte die Verbindung seiner Familie mit dem Throne unauflöslich zu machen. Aber der mächtige Minister, der sich bei

großen Verdiensten durch Geiz und Uebermuth verhaßt gemacht hatte, ward durch die Familie Dolgorucki gestürzt; ein Geldgeschenk, welches der Kaiser seiner Schwester Natalie schickte und das Menzikow unterschlug, war die unmittelbare Veranlassung seines Falles. Er wurde seines Vermögens beraubt und mit seiner Familie nach Sibirien geschickt, wo er zwei Jahre darauf in tiefer Schwermuth starb.*)

An seine Stelle traten die Dolgorucki, die ihren Einfluß bei dem jungen Kaiser immer mehr zu befestigen suchten, als dieser im Januar 1730 an den Pocken starb. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des Hauses Romanow. Da über die Thronfolge nichts feststand, wurde die jüngere Tochter Iwans, des älteren Bruders Peters des Großen, Anna, verwittwete Herzogin von Kurland, zur Kaiserin erklärt. Zwar mußte sie die Regierung unter sehr beschränkenden Bestimmungen übernehmen, aber unter dem Beistande ihres Günstlings Biron widerrief sie die dem Senate gegebenen Zusagen und erhob sich zur unumschränkten Monarchin. Unter ihrer Regierung gelangten zwei Deutsche zu hohem Einflusse, Ostermann, ein Westfale, der als Reichskanzler den Vorsitz im Staatsrathe führte, und Münnich, ein Oldenburger, der als Feldmarschall an der Spitze der Land- und Seemacht stand; aber das eigentliche Ruder des Staates lenkte Biron allein, der sogar mit dem erledigten Herzogthum Kurland belehnt ward (1737) und mit eisernem Scepter Rußland beherrschte. Als die Dolgorucki einen Versuch machten, die Gnade der Kaiserin wieder zu erlangen, verhing er über diese Familie ein schreckliches Strafgericht, ließ mehrere Glieder derselben grausam hinrichten und sandte Tausende ihrer Anhänger nach den Wüsten Sibiriens. In einem Kriege mit den Türken (1736—1739) bewährte Münnich sein glänzendes Feldherrntalent, eroberte Asow und drang siegreich bis in die Moldau vor, vermochte aber doch nicht den erwünschten Erfolg herbeizuführen, da Rußland im Frieden nur das geschleifte Asow behielt, seine

*) Er hatte täglich nur 10 Rubel zu seinem Unterhalte. Seinen Trost suchte er in Erbauung einer hölzernen Kirche, wozu er das Geld von jenem Tagegelde ersparte.

Grenzen zwar in der Ukraine erweiterte, keineswegs aber freien Handel auf dem schwarzen Meere erlangte.

Die Kaiserin Anna war kinderlos. Schon durch ihre Erhebung war die weibliche Nachkommenschaft Peters des Großen übergangen; auch jetzt wurde nicht diese Nachkommenschaft, sondern der Enkel der Schwester der Kaiserin, Iwan, der eben erst geborene Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, zu ihrem Nachfolger ernannt, während dessen Minderjährigkeit Biron als Regent des Reichs die Vormundschaft führen sollte. Als er nach dem Tode der Kaiserin Anna (1740) als Herzog-Regent die Verwaltung übernahm, hielten sich die Eltern des jungen Großfürsten, Prinzessin Anna und der Herzog Anton Ulrich in ihren Rechten verletzt, und auch Münnich sah sich in seiner Hoffnung, Oberbefehlshaber der gesammten Kriegsmacht zu werden, getäuscht. Mißvergnügen vereinigte beide Theile zu Birons Sturz. In der Nacht zum 8. November 1740 überfiel Münnich seinen Gegner im Palaste, nahm ihn gefangen und schickte ihn nach Sibirien. Anna erklärte sich zur Regentin und Münnich ward erster Minister; doch auch dieses Verhältniß hatte keinen Bestand. Graf Ostermann, der die Staatsangelegenheiten allein leiten wollte, benutzte die Hinneigung Münnichs zu Preußen, um ihn bei der Regentin, die diesem Hofe gram war, verhaßt zu machen, und bald sah sich Münnich genöthigt von der Regierung zurückzutreten.

Inzwischen hatte sich über den streitenden Gliedern der Regierung ein Ungewitter zusammengezogen, das sie alle zerschmetterte und auch Münnich, der mit seiner Abreise gezögert, noch in den Abgrund hinabriß. Elisabeth, die in Petersburg in der Stille lebende Tochter Peters des Großen, glaubte als solche ein höheres Recht auf den Thron zu haben, als Iwan und dessen Mutter. Sie wußte sich in den Kasernen die Gunst der Gardesoldaten zu erwerben, französische Gelder gewährten die äußeren Hülfsmittel, und ihr Wundarzt Lestocq wußte ihren Entschluß zur Reife zu bringen. Einst zeigte er ihr ein Kartenblatt, auf dessen einer Seite er ihr Bild mit der Kaiserkrone, auf der anderen mit einem Nonnenschleier, ihre Anhänger aber auf Blutgerüsten gezeichnet hatte. „Wählen Sie“, sagte er, „die Wahl hängt von

dem Augenblicke ab.“ Elisabeth entschloß sich rasch. In der Nacht vom 24. zum 25. November 1741 fuhr sie nach den Kasernen, gewann einige Hundert Garde-Grenadiere und eilte nach dem kaiserlichen Palaste, wo die großfürstliche Familie gefangen genommen ward. Dasselbe Schicksal widerfuhr den Grafen Ostermann und Münnich. Am folgenden Tage ward der neuen Kaiserin gehuldigt, die ihre Rechte und die Unrechtmäßigkeit der vorigen Regierung dem Volke öffentlich kundthat.*)

Elisabeth erhob Lestocq zum Grafen, und da dieser mehr auf Geldbelohnungen als auf Würden sah, so empfahl er der Kaiserin Bestuchew als Vicekanzler, ohne zu ahnen, daß er an ihm seinen gefährlichsten Feind haben werde. Da Lestocq Preußens Partei hielt, während Bestuchew mit der Kaiserin, der erbitterten Feindin Friedrichs II. (vergl. XL., 1) auf Oestreichs Seite stand, so war ein Anlaß zu seinem Sturze bald gefunden. Man beschuldigte ihn, er habe, im Einverständniß mit Preußen und Frankreich, Schweden auf Kosten Rußlands heben wollen, und die Kaiserin ließ den Mann, der ihr zum Throne verholfen, durch Peitschenhiebe zum Geständniß seiner angeblichen Schuld bringen, dann knuten und nach Sibirien schleppen. Elisabeth bekümmerte sich weiter nicht um die Regierung; der Gedanke, auf Peters des Großen Wege fortzufahren, lag ihr fern, und die alte Barbarei schien zurückkehren zu wollen. Die Kaiserin ergab sich einem zügellosen Leben, in dem Ausschweifungen mit Uebungen andächtiger Frömmelei einen seltsamen Gegensatz bildeten. Sie starb 1762.

*) Der unglückliche Iwan erhielt im zweiten Lebensjahr einen Kerker in Schlüsselburg zur Wohnung und lernte weder lesen noch schreiben. Der wachhabende Offizier hatte Befehl ihn, im Falle ein Befreiungsversuch gemacht würde, niederzustechen. Seine Eltern wurden nach Sibirien geschickt, wo Anna 1746 starb, Anton Ulrich aber bis an seinen Tod (1775) blieb, da er die von Katharina II. gegebene Erlaubniß zur Rückkehr nicht benutzte, um sein Unglück nicht zur Schau zu tragen. — Auch Münnich, erst zum Tode verurtheilt, aber auf dem Blutgerüste begnadigt, ward nach Sibirien verwiesen. In der Vorstadt von Kasan begegnete er dem zurückkehrenden Biron. Sie blickten sich starr an, und fuhren, ohne ein Wort zu sagen, an einander vorüber.

Das Zeitalter Friedrichs des Grossen.

XXXVI.

Uebersicht der älteren Geschichte Preußens.

Die preußische Monarchie ist aus zwei Bestandtheilen, aus dem Kurfürstenthum Brandenburg und dem Herzogthum Preußen, wie aus einem Doppelkern zu einem einheitlichen Ganzen erwachsen.

Zur Zeit der großen Völkerwanderung hausten in der heutigen Mark Brandenburg die Wenden (Slaven). Sie waren noch dem Heidenthum ergeben und verehrten außer vielen unteren Gottheiten den Belbog als Gott des Guten und den Zernebog als Gott des Bösen. Als Karl der Große die Sachsen zum Christenthum bekehrt hatte, unterwarf er den wendischen Stamm der Wilzen, die es mit den Sachsen gehalten hatten, und legte Grenzvesten (Magdeburg, Erfurt, Halle) an. Heinrich I. eroberte den Hauptort der Wenden, Brennaborg (Brandenburg, vergl. Th. II., Mittelalter, XXIII.) und gründete (928) die Nordmark (zu Salzwedel), aus welcher die spätere Mark Brandenburg hervorging. Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum hatte bereits anderthalb Jahrhunderte gedauert, als Graf Albrecht von Ballenstädt (Ascanien oder Anhalt), der Bär (vergl. Th. II., Mittelalter, XXX.), vom Kaiser Lothar zum Markgrafen der Nordmark ernannt ward, der von 1134 bis 1170 regierte. Er stürzte die letzten Reste des Götzendienstes und gründete

zuerst in dem von ihm erweiterten Lande christliches Leben und deutsche Sitte. Er nannte sich Markgraf von Brandenburg und wurde vom Kaiser mit der vollen Herzogsgewalt belehnt (1143). Unter seinem Sohne und Nachfolger Otto I. (1170—1184) begannen langwierige Kämpfe mit den Dänen, welche Ansprüche auf die Länder an der Ostsee erhoben. Kaiser Friedrich I. belehnte ihn mit der Hoheit über Pommern. Sein Sohn Otto II. (1184—1205) gerieth wegen eines gelobten und nicht ausgeführten Kreuzzugs in Abhängigkeit von dem Erzbischof von Magdeburg, von der sich auch sein Bruder Albrecht II. (1205—1220), der viele Fehden mit den Dänen führte, nicht ganz befreien konnte. Die gemeinsame und einträchtige Regierung seiner Söhne, Johanns I. und Ottos III. (1220—1267) brachte dem Lande Segen; sie förderten durch Anlegung von Städten, durch Hebung des Handels und der Gewerbe die innere Wohlfahrt und erwarben die Uckermark und Neumark. Auch ihre Söhne regierten in Eintracht; der älteste, Otto IV., gerieth in Gefangenschaft des Erzbischofs von Magdeburg und ward nach seiner Befreiung in einem erneuerten Kampfe am Kopfe durch einen Pfeil verwundet, den man nicht herausziehen konnte, weshalb er die Benennung „Otto mit dem Pfeile" erhielt. Ruhmreich war die Regierung Waldemars (1308 bis 1319), der viele Kriege mit den Dänen führte. Im Jahr 1320 erlosch mit Heinrich dem Jüngeren das Ballenstädtsche Haus. Unter der Herrschaft desselben hatte sich das Land von der Lausitz bis nach Pommern, von Quedlinburg bis nach Polen ausgedehnt, und Ackerbau, städtisches Leben, Handel und Gewerbe standen bereits in Blüthe.

Nun aber begann für Brandenburg eine Zeit großer Verwirrung; überall brachen Fehden aus, indem die benachbarten Fürsten einzelne Theile der Markgrafschaft an sich reißen wollten, und diese Unruhen nahmen auch da noch kein Ende, als Kaiser Ludwig der Baier die Mark als eröffnetes Reichslehen seinem unmündigen Sohne Ludwig übertrug und für ihn die Regierung übernahm (1324); vielmehr brachen nun die Polen unter Mord und Brand und allen Greueln der Verwüstung in das Land ein, und erst nach schweren Kämpfen gelangte Ludwig in den ruhigen Besitz desselben.

Doch auch jetzt war dem so arg heimgesuchten Lande noch keine Erholung vergönnt. Da Ludwig der Baier die Ehe der Gräfin Margarethe Maultasch (vergl. Th. II., Mittelalter, XXXVIII.) mit einem böhmischen Prinzen eigenmächtig getrennt hatte, ward er mit seinem Sohne vom Papste in den Bann gethan, und Karl IV. von den Kurfürsten zum Kaiser erwählt. Bald darauf starb Ludwig (1347), und nun suchte Karl IV. den Markgrafen Ludwig durch einen schlauen Betrug zu stürzen. Es tauchte plötzlich die Kunde auf, Markgraf Waldemar sei nicht todt, sondern von einer Wallfahrt aus dem gelobten Lande heimgekehrt. Im Frühling des Jahres 1348 trat ein Mann von großer Aehnlichkeit mit Waldemar auf, der sich für diesen ausgab und seine Besitzungen zurückforderte. Das Volk fiel ihm zu, und viele Ritter und mehrere Fürsten erkannten ihn an. Auch Karl IV. erklärte sich für ihn, gab ihn aber wieder auf, als sich eine Partei gegen ihn selbst bildete und einen Gegenkaiser aufstellte. Nun mußte der angebliche Waldemar zurücktreten, ward aber am Hofe zu Anhalt bis an seinen Tod in Ehren gehalten.*) Im Jahre 1351 übergab Ludwig seine traurige Regierung seinen Brüdern, Ludwig dem Römer (1352 bis 1365), der durch die goldene Bulle (1356) zuerst Kurfürst von Brandenburg wurde, und Otto dem Faulen (bis 1373), einem trägen, verschwenderischen und der Sinnenlust ergebenen Fürsten, der dem König Wenzel von Böhmen die Herrschaft in den Marken förmlich abtrat. Mit ihm endet die ruhmlose Herrschaft der Baiern über Brandenburg.

Die Regierung Karls IV., der für den unmündigen Wenzel das Land verwaltete, war nicht ohne Segen. Er steuerte mit Kraft dem überhandnehmenden Raubwesen und hob die gesunkene Rechtspflege, aber die kaum gegründete Ordnung verschwand mit seinem Tode unter Sigismund, den Karl IV. statt Wenzels zum Erben eingesetzt hatte. Dieser zwar geistreiche, aber leichtfertige und verschwenderische Fürst bekümmerte sich nicht um die Marken, und die Raubritter

---

*) Wahrscheinlich war er ein Müller, Namens Jakob Rehbock, der bei großer Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Waldemar sich dessen Gewohnheiten angeeignet hatte und von Ludwigs Feinden als Nebenbuhler benutzt ward.

erhoben immer frecher ihr Haupt. Unter ihnen waren die Brüder Dietrich und Hans von Quitzow am verwegensten; sie raubten und plünderten im ganzen Lande, zwangen Adel und Städte, selbst Berlin, zu Abgaben und hielten Alles in Furcht und Schrecken. Das schwer gedrückte Land vermochte erst wieder aufzuathmen, als Kaiser Sigismund die Statthalterschaft über die Mark Brandenburg an den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern verlieh (1411). Nun mußten sich die Quitzows, die ihm den Eid verweigerten, unterwerfen, und die faule Grete — so hieß ein gewaltiges schwer fortzuschaffendes Geschütz — brach die starken Mauern ihrer Burgen. Im Jahr 1415 wurde die Markgrafschaft Brandenburg nebst der Würde als Erzkämmerer und Kurfürst des heiligen römischen Reichs dem Burggrafen und dessen Erben förmlich übertragen, und im Jahre 1417 fand zu Kostnitz die feierliche Belehnung durch Sigismund Statt (vgl. Th. II., Mittelalter, XLI.). Mit ihm bestieg zum Heil für das Land das noch jetzt regierende glorreiche Geschlecht der Hohenzollern den Thron.

Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg, war ein ausgezeichneter Fürst, wohlerfahren in allen Künsten des Kriegs und des Friedens. Obwohl damals die Stürme des Hussitenkrieges sein Land schwer heimsuchten, so gelang es ihm doch, die feindlichen Nachbarn zur Herausgabe der alten brandenburgischen Landestheile zu zwingen, und Pommern insbesondere mußte die Uckermark bis auf einige Städte abtreten. Nach rühmlicher Regierung starb er 1440, und seine Gemahlin, die treue und hochgebildete Else, hatte mit ihm die Liebe seiner Unterthanen getheilt. Sein Sohn Friedrich II. (Eisenzahn, der Eiserne, 1440—1470), tapfer und gottesfürchtig, erwarb die Neumark wieder und dehnte seine Besitzungen auch in der Lausitz aus. Er brach die Macht der Städte, deren Unabhängigkeitsstreben ihm verhaßt war, und legte an der Spree die Fürstenburg an (1451). In seinem Alter übergab er die Regierung an seinen Bruder Albrecht Achilles (1470—1486), der am Schlusse des Mittelalters noch einmal alle Kraft und allen Glanz des Ritterthums vereinigte. Er lebte gewöhnlich im Frankenlande und überließ die Regierung der Marken seinem Sohne Johann,

der die Unterthanen eben so sehr durch Leutseligkeit zu gewinnen wußte, als sie sein Vater durch geringschätzendes Benehmen von sich stieß. Von großer Wichtigkeit ist Abrechts Hausgesetz (1473), wonach die brandenburgischen Staaten ungetheilt dem ältesten Sohne oder dessen Erben als dem Kurfürsten anheimfallen sollen. Sein Sohn Johann (1486 bis 1499), wegen seiner Wohlredenheit im Lateinischen „Cicero" genannt, erwarb sich durch Bekämpfung des Faustrechts, wie durch Hebung der Bildung großes Verdienst und legte den Grund zur Universität Frankfurt. Es folgte ihm Joachim I. (1499—1535), ein Fürst von ernstem und strengem Wesen, aber wohlwollend und feingebildet, und unter den Fürsten von so hohem Ansehen, daß er den Namen Nestor erhielt. Im Geiste seines Vaters verfolgte er das immer noch nicht ganz erstickte Raubritterthum; die Verleihung einer Städteordnung und die Errichtung eines Kammergerichts sind für die damalige Zeit von besonderer Bedeutung. Wenn auch Joachim das Bedürfniß einer Kirchenverbesserung erkannte, so hoffte er es doch immer noch von einem allgemeinen Concil; er sah deshalb in der Wittenberger Reformation durch Luther eine sträfliche Auflehnung gegen kirchliche und bürgerliche Ordnung und setzte der Verbreitung der Reformation die größten Hindernisse entgegen. Dennoch verbreitete sich im Stillen die evangelische Lehre unter dem Volke, ja sie fand sogar in seiner eigenen Familie Eingang, und seine Gemahlin Elisabeth war eine eifrige Anhängerin Luthers. Erst unter seinem Sohne Joachim II. (1535—1571), der, wie sein Bruder, zur lutherischen Kirche übertrat, fand die evangelische Lehre vollen Eingang in Brandenburg. Seitdem ist nach dem Rücktritte Sachsens Preußen als eigentlicher Hort des Protestantismus zu betrachten.

Die religiösen Kämpfe der Zeit zogen sich über einen großen Theil seiner Regierung hin.*) Mit dem Herzog Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau (in Schlesien) schloß er eine Erbverbrüderung, nach welcher im Falle des

*) Es gelang ihm, das von Karl V. über den Kurfürsten von Sachsen nach der Schlacht bei Mühlberg gesprochene Todesurtheil zu hintertreiben, aber vergeblich waren seine Versuche, die Gefangenhaltung des Landgrafen von Hessen, Philipps des Großmüthigen, zu hindern.

Erlöschens des herzoglichen Mannesstammes diese Lande an Brandenburg fallen sollten. Der Kaiser erkannte jedoch den Vertrag nicht an, und erst Friedrich der Große wußte seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Joachim förderte die Wohlfahrt des Landes und steuerte dem Luxus der Städte, obgleich seine eigene glänzende Hofhaltung den Staat in Schulden stürzte. Er starb 1571, wenige Tage vor seinem Bruder Johann von Küstrin, Herrn der Neumark, der in vielen Stücken, namentlich durch Sparsamkeit, das Gegentheil von ihm war.

Unter Joachims II. Regierung erhielt Brandenburg die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen.

Die alten Preußen wohnten an der Ostsee und setzten der Einführung des Christenthums den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Da die Bekehrungsversuche des Mönches Christian von Oliva erfolglos blieben, wandte man sich an den Orden der deutschen Ritter, und der treffliche Hochmeister desselben, Hermann von Salza (vgl. Th. II., Mittelalter, XXXIII.) sandte den Landmeister, Hermann Balk, mit vielen Rittern nach Preußen (1227). Nach fünfzigjährigen Kämpfen war das Christenthum in diesem Lande befestigt. Der Sitz des Ordens, der nach Art des Templer- und Johanniterordens eingerichtet war, wurde nach dem prächtigen Marienburg verlegt und gelangte, namentlich unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode, zu hoher Blüthe. Deutsche Sprache und Sitte, wie christliches Leben schlugen immer tiefere Wurzeln im Volke, und durch Handel und Gewerbe, wie durch eine geordnete Rechtspflege erhob sich die allgemeine Wohlfahrt. Aber das unter den Rittern einreißende Sittenverderbniß führte den Verfall des Ordens herbei und bahnte feindseligen Nachbarn den Weg. Im Jahre 1410 erlag der Orden den Litthauern und Polen in der Schlacht bei Tannenberg; zwar stellte der Friede zu Thorn (1411) das Ordensgebiet nochmals her, aber die preußischen Stände, unzufrieden mit der drückenden Herrschaft der Ritter, riefen die Polen herbei, und langwierige Kriege mit diesen endeten damit, daß im Frieden von Thorn ganz Westpreußen an Polen abgetreten ward, Ostpreußen aber nur noch als polnisches Lehen fortbestand (1466). Um die polnische Lehnshoheit abzuwerfen,

übertrug der Orden im Jahr 1511 die Großmeisterwürde an den Markgrafen Albrecht von Anspach, einen Verwandten des Kurfürsten Joachim. Als darauf die Reformation auch in Preußen Eingang fand, verwandelte Albrecht die geistliche Ordensherrschaft in ein weltliches Herzogthum, noch immer als polnisches Lehn (1525, vgl. S. 87). Joachim II. setzte es durch, daß beim Erlöschen der fränkischen Linie der Brandenburger Preußen an das Kurfürstenthum fiel (1569).

Sein Sohn Johann Georg (1571—1597), tilgte die durch seines Vaters Prachtliebe entstandene Schuldenlast durch Sparsamkeit und mit Hülfe der Stände. Sein Nachfolger Joachim Friedrich (1598—1608) machte sich durch Einführung des Geheimrathscollegiums verdient; seine fromme Gemahlin Katharina war eine Wohlthäterin der Armen und gründete für diese die noch bestehende Schloßapotheke in Berlin.

Unter seinem Nachfolger Johann Sigismund (1608 bis 1619) erweiterte sich der Umfang des Landes bedeutend. Das Herzogthum Preußen fiel nach dem Tode des letzten Herzogs an Brandenburg 1618; der Streit über die Erbfolge in den (1609) erledigten Herzogthümern Cleve, Jülich und Berg ward dahin entschieden, daß Cleve, Mark und Ravensberg an Kurbrandenburg kamen (1614). Der Kurfürst trat zum großen Verdrusse seiner Lutherischen Unterthanen zum reformirten Bekenntniß über.

Unter der Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm (1619—1640), der ohne Einsicht und Selbstständigkeit sich von dem Katholiken Schwarzenberg leiten ließ, ward das Land durch den 30jährigen Krieg von den Kaiserlichen und Schweden furchtbar mitgenommen und beinahe in eine Einöde verwandelt (vgl. XXI., 4).

Zum Glück folgte nach dieser trostlosen Regierung die kräftige und einsichtsvolle Herrschaft Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten (1640—1688). Er hatte eine sorgfältige christliche Erziehung genossen und eine tüchtige Bildung in Sprachen und Wissenschaften erhalten. Sein Aufenthalt in dem durch Handel und Gewerbe blühenden Holland verschaffte ihm einen reichen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen und erweckte in ihm den Entschluß, auch seinen

Staat dereinst zu Macht und Ansehen zu erheben. Scharfe Beurtheilung der Personen und Verhältnisse, Kraft und Ausdauer in der Durchführung seiner Pläne zeichneten ihn aus. Im westfälischen Frieden erhielt er Hinterpommern, die Bisthümer Minden, Halberstadt und Kamin als weltliche Fürstenthümer und das Erzstift Magdeburg als Herzogthum (vergl. XXI., 7).

Fortan war es des Kurfürsten Ziel, seine unter sich noch nicht verbundenen Gebiete zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen und seinen Staat vom Reiche unabhängig zu stellen. Zunächst war er auf Vermehrung seines Heeres bedacht, das im Jahre 1646 schon 8000 Mann betrug und nicht mehr dem Kaiser, sondern nur ihm den Eid leistete. Die Vermehrung der Truppen machte freilich Erhöhung der Steuern und die Einführung einer Verbrauchssteuer (Accise) nothwendig. Aber auch für die innere Wohlfahrt des Landes war er rastlos thätig; er zog zum Anbau der verwüsteten Gegenden Colonisten aus den Niederlanden und der Schweiz heran und nahm gegen 20,000 nach Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) flüchtige Hugenotten in sein Land auf, durch welche Fabrik- und Gewerbewesen zu hoher Blüthe gediehen (vergl. XXVIII.). Er legte Straßen und Kanäle an, z. B. den Friedrich-Wilhelms-Kanal zwischen Oder und Spree, führte die Post ein, sorgte für Wissenschaft und Kunst und gründete die Bibliothek in Berlin.

Als die Ansprüche Polens auf Schweden den schwedisch-polnischen Krieg veranlaßten, wußte er mit Kraft und Klugheit zwischen den kriegführenden Parteien die Stelle einer Mittelmacht zu behaupten. Er half den Schweden in der Schlacht bei Warschau (1656) den Sieg erringen, ohne diese allzu mächtig werden zu lassen, und gewann im Vertrag zu Welau die volle Landeshoheit im Herzogthum Preußen (1657), die im Frieden zu Oliva bei Danzig bestätigt ward (1660). Das Recht der Steuerbewilligung, das die preußischen Stände bisher besessen hatten, vernichtete er und ließ bewilligte wie unbewilligte Steuern erheben.*)

*) Der Schöppenmeister Rhode in Königsberg büßte seinen Widerstand durch lebenslängliche Haft, ein Oberst von Kalkstein sogar auf dem Schaffot (1672).

Seine Regierung fiel in die Zeit Ludwigs XIV., und er gehörte selbst zu den Gegnern Ludwigs, als dieser seinen Rachekrieg gegen Holland unternahm (vergl. XXVIII). Die in Brandenburg eingefallenen Schweden schlug er in der Schlacht bei Fehrbellin (1675) siegreich zurück*) und verdunkelte dadurch den Ruhm der für unüberwindlich gehaltenen schwedischen Truppen. Dennoch mußte er, von allen Bundesgenossen verlassen, im Frieden von St. Germain das eroberte Schwedisch-Pommern wieder herausgeben (1679).

Friedrich Wilhelm wirkte segensreich für sein Land bis an sein Ende (1688); seine fromme Gemahlin, Louise Henriette, die ihm schon 1667 im Tode voranging, stand ihm treulich zur Seite. Der große Kurfürst ist der eigentliche Begründer der Größe des preußischen Staates. Sein Sohn Friedrich III. (1688—1713) war ein wohlwollender Fürst, aber ohne die Charakterfestigkeit seines Vaters, und neigte zu äußerer Pracht hin. Für die Hülfe, welche er dem Kaiser im spanischen Erbfolgekriege leistete, nahm er mit dessen Bewilligung den Königstitel an (vergl. XXX., 1. Anmerk.) und nannte sich Friedrich I. König in Preußen.**) Die Krönung fand den 18. Januar 1701 zu Königsberg Statt, nachdem am 17. Januar der schwarze Adlerorden gestiftet war.

Auch er nahm, wie sein Vater, protestantische Einwohner in sein Land auf; er gründete die Universität Halle, an welcher Thomasius und Hermann Francke, der Stifter des Halle'schen Waisenhauses wirkten, und die Akademie der Künste und Wissenschaften in Berlin, zu welcher der große Philosoph Leibnitz den Plan entwarf. Auch erweiterte er seine Residenz durch Anlegung der Friedrichsstadt. An Allem, was er zur Hebung des geistlichen Lebens seines Volkes that,

*) Sein nur 5000 Mann starkes Heer befehligte der tüchtige General Derfflinger. — Als des Kurfürsten Stallmeister, Emanuel Froben, bemerkte, daß dessen weißes Roß ihn den Feinden kenntlich machte, bot er ihm das seinige an, und kaum hatte es der Kurfürst bestiegen, als der treue Froben von einer feindlichen Kugel hingestreckt ward.

**) Er hieß König in, nicht von Preußen, weil er nur in Preußen unabhängig regierte, als Kurfürst von Brandenburg deutscher Reichsfürst war.

hat seine Gemahlin, die hochgebildete und geistreiche Sophie Charlotte, eine Tochter des Kurfürsten von Hannover, bedeutenden Antheil. Leider aber belastete der am Hofe herrschende französische Luxus das Land mit schweren Steuern.

Sein Sohn Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) war ein Mann von strengen und rauhen Sitten, und wie sein Vater durch verschwenderische Prachtliebe, so zeichnete er sich durch Einfachheit und Sparsamkeit aus. Die Künste und Wissenschaften verachtete er, aber für die Verbesserung des Ackerbaues und der Volksschule war er eifrig bemüht. Allem Ceremoniell abhold, suchte er Abends seine Erholung im sogenannten Tabackscollegium, zu welchem er seine Generale, Minister und Gesandte heranzog, und wo bei einer Pfeife Taback und einem Kruge Bier neben ernster Unterhaltung allerlei Scherze und Neckereien Raum fanden, zu welchen der derbe Witz des Fürsten Leopold von Dessau, der unter dem Namen des alten Dessauer bekannt ist, besonders beitrug. Seine größte Freude hatte er an seinen Soldaten, besonders an seinem Leibregimente, das aus lauter Riesen, (den langen Kerls, wie er sie nannte) bestand, die für ungeheuere Summen aus fast allen Ländern Europas zusammengeworben wurden. Der König hatte die Freude, sein Heer, das der alte Dessauer trefflich eingeübt hatte, von 30,000 Mann auf 83,000 Mann zu bringen und seinem Nachfolger doch noch einen reichen Schatz zu hinterlassen.

XXXVII.

Friedrichs Jugendjahre.

Sein Sohn und Nachfolger war Friedrich II., den die Geschichte den Großen nennt. Er war 1712 zu Berlin geboren; seine Mutter war Sophia Dorothea, Tochter Georgs I. Königs von England. Schon als Knabe entwickelte er die herrlichsten Anlagen des Geistes, und seine Lehrer flößten ihm früh eine Vorliebe für französische Bildung, für französische Sprache und Dichtkunst ein, was ihnen um so leichter

gelang, da die deutsche Sprache damals an Ausbildung hinter der französischen noch weit zurückstand. Auch zur Musik verrieth der junge Friedrich große Neigung und wurde ein Meister auf der Flöte. Dagegen haßte er den Zwang, mit dem man ihn schon frühzeitig zu militärischen Uebungen anhielt. Aber gerade dadurch erregte er den Unwillen seines Vaters, der mit Kummer bemerkte, wie die Neigungen des Sohnes mit den seinigen nicht übereinstimmten. Die Spannung zwischen Vater und Sohn nahm immer mehr zu, und eben so die Strenge, mit welcher der Vater den Sohn behandelte. Als Oberstlieutenant bei dem Leibregimente hatte er mit dem unabläßigen Einüben der Truppen viel zu thun. Dies war schon an sich ein lästiges Geschäft und wurde ihm durch die unmenschliche Härte noch widerlicher, mit welcher sein Vater und der Fürst von Dessau den beklagenswerthen Soldaten begegneten, und von der er täglich Zeuge sein mußte. Waren diese Uebungen beendigt, so konnte er die Nachmittage dem Studieren und seiner lieben Flöte widmen. Allein auch bei diesen Beschäftigungen überraschte ihn einst der lauernde Vater, ehe er noch die modische Frisur zerstören konnte, die er so gern anstatt des steifen Soldatenzopfes anlegte. Sein schöner goldgestickter Schlafrock, den der Vater hinter den Tapeten entdeckte, flog in's Feuer, die Bücher mußte der Buchhändler wieder zurücknehmen, und die Strafpredigt, die der junge Friedrich jetzt anhören mußte, dauerte wohl eine Stunde. Sein Lehrer auf der Flöte, der berühmte Quantz, hatte sich noch zeitig genug in einen nahen Schlupfwinkel gesteckt, und hörte die Strafrede zitternd mit an. Ein andermal mußte der Hofchirurgus dem Prinzen in des Königs Gegenwart seine schönen langen Seitenhaare abschneiden, und wie sehr ihn auch des Prinzen schwer verhaltene Thränen rührten, so konnte er doch nur einen Theil derselben durch List retten.

Je unerträglicher ein solches Joch dem königlichen Jüngling wurde, um so mehr wurde in ihm der Wunsch rege, sich davon zu befreien. Als nun gar der Vater beabsichtigte, ihn wider seinen Willen zu vermählen, da reifte in Friedrich der Entschluß nach England zu fliehen und dort unter dem Schutze seines Oheims, Georgs II., bessere Zeiten abzuwarten.

Alles war dazu vorbereitet. Einige junge Offiziere, v. Katte und v. Keith, waren in das Geheimniß gezogen. Eine Reise, die der König mit dem Kronprinzen durch Sachsen, Franken, Schwaben und zurück durch die Rheinlande unternahm, sollte die Gelegenheit zur Flucht darbieten, die Friedrich von Wesel aus unternehmen wollte. Aber die Sache ward dem König verrathen, der nun in aller Stille seine Maßregeln traf. In dem Augenblicke, da der Kronprinz sein Vorhaben ausführen wollte, ward er verhaftet. Als er vor den König gebracht wurde, gerieth dieser in einen so heftigen Zorn, daß er den Kronprinzen bei den Haaren faßte und ihm mit dem Stockknopf die Nase blutig stieß. Und auch, als er ihn zum zweiten Mal vor sich führen ließ, war er noch so ergrimmt daß er den Degen gegen ihn zückte, um ihn zu durchbohren, als ihm der General Mosel in den Arm fiel. „Tödten Sie mich, Sire," rief er, „aber verschonen Sie Ihren Sohn!" Nun wurde auch der Lieutenant Katte verhaftet; Keith wurde noch zur rechten Zeit durch den Prinzen selbst gewarnt. Friedrich hatte ihm einen Zettel zugeschickt mit den Worten: „Retten Sie sich, Alles ist entdeckt!" worauf Keith schnell nach Holland und von dort nach England entfloh.

Der König wüthete gegen Alle, die seinem Sohne nahe gestanden hatten. Den Kronprinzen ließ er nach Küstrin auf die Festung bringen, wo er bei magerer Kost gehalten wurde, die er auf einem hölzernen Schemel ohne Messer und Gabel verzehren mußte. Sein Vater, der in ihm nur den Deserteur sah, stellte ihn vor ein Kriegsgericht, das ihn für seine vorgehabte Desertion zum Tode verurtheilte. Als aber der König das Bluturtheil bestätigen wollte, erklärten sich Viele dagegen, und der Generalmajor von Buddenbrock sagte unerschrocken, indem er seine Weste aufriß: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines, jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!" Ebenso sprach der Fürst von Dessau. Auch mehrere auswärtige Höfe verwandten sich für das Leben des Kronprinzen.

Inzwischen wurde Friedrichs Freund Katte nach Küstrin gebracht, um dort vor Friedrichs Augen mit dem Schwerte gerichtet zu werden. Des Morgens zwischen sieben und acht Uhr auf dem Walle hinter dem Schlosse geschah die Hinrich-

tung. Der Prinz stand am Fenster, als der Unglückliche vorbeigeführt ward. „Mein lieber Katte," rief er ihm weinend zu, „vergeben Sie mir, daß ich Sie in dieses Unglück gestürzt habe." — „Dessen bedarfs nicht, gnädiger Herr," antwortete Katte. „Wenn ich zehn Leben zu verlieren hätte so wollte ich sie willig für Sie hingeben!" Doch konnte Friedrich wohl nicht, wie gewöhnlich erzählt wird und wie es auch des Königs Befehl war, das Schaffot von dem Fenster seines Gefängnisses aus sehen.

Die Vorstellungen und Bitten hochgestellter Männer hatten endlich den König umgestimmt, und er sprach nicht mehr von der Todesstrafe Friedrichs. Dieser saß indeß noch immer zu Küstrin in Haft. Hier hatte er täglich geistlichen Verkehr mit dem Feldprediger Müller, an dessen Zuspruch er viel Labsal fand. Er las mit ihm in der Bibel und gab sich willig den Lehren der Kirche hin. In einem Briefe an seinen Vater bekannte er sein Unrecht und bat ihn um Verzeihung. Der Vater versprach ihm Begnadigung, wenn er einen Eid schwören wolle, sich nie wegen dieses Vorfalles an Jemanden zu rächen und künftig ein gehorsamer Sohn zu sein. Friedrich leistete diesen Eid in Gegenwart von Ministern und Generalen, und erhielt nun Orden und Degen zurück. Doch mußte er noch mehrere Jahre als Kriegsrath in Küstrin arbeiten. Er that dies mit großem Fleiß und sammelte hier einen reichen Schatz von Verwaltungskenntnissen.

Als der König das Vermählungsfest seiner Tochter Wilhelmine feierte, ließ er den Kronprinzen heimlich aus Küstrin nach Berlin kommen und hielt ihn an dem festlichen Tage, an welchem er bei ungewöhnlich guter Laune war, bis gegen das Ende der Tafel versteckt. Dann trat er unerwartet mit ihm in den Saal und führte ihn zur Königin mit den Worten: „Sehet Ihr, Madame, da ist nun der Fritz wieder." Mutter und Sohn und die zärtliche Schwester, die viel um ihn erduldet, überließen sich den schönsten Ausbrüchen der Liebe und Freude. Bald darauf wurde Friedrich wieder in den Militärdienst aufgenommen, und der König kaufte ihm das Lustschloß Rheinsberg.

Hier lebte er in stiller Zurückgezogenheit mit den Wissenschaften beschäftigt und sammelte um sich herum einen Kreis

von Gelehrten und Künstlern, in deren Unterhaltung er die trefflichste Nahrung seines Geistes und die beste Erholung fand. Auch führte er hier einen lebhaften Briefwechsel mit dem berühmten französischen Dichter Voltaire und dem Mathematiker Maupertuis. Mit seinem Vater lebte er jetzt im besten Verhältnisse und alle Mißhelligkeiten, die zwischen beiden obgewaltet hatten, wurden mit der Zeit vergessen. Als die Krankheit des Königs, der an der Gicht litt, im Frühling des Jahres 1740 zunahm, ließ die Königin den Kronprinzen von Rheinsberg rufen. Er fand seinen Vater im Garten in einem Rollstuhle und stürzte ihm in die Arme. Der König, der den Prinzen jetzt seinen lieben Fritz nannte, starb nach einigen Tagen mit großer Seelenruhe, nachdem er in Friedrich einen würdigen Nachfolger erkannt hatte.

XXXVIII.

Friedrichs Regierungsantritt (1740). Die beiden ersten schlesischen Kriege.

(1740—1742; 1744—1745.)

In einem Alter von achtundzwanzig Jahren bestieg Friedrich II. den Thron. In allen Regierungsgeschäften entwickelte er eine unglaubliche Thätigkeit, die seine Umgebung in Erstaunen setzte. Da der vorhergegangene strenge Winter die Noth im Lande sehr groß gemacht hatte, so ließ er auf der Stelle seine Magazine öffnen und überall Korn zu wohlfeilen Preisen verkaufen. Die von seinem Großvater gestiftete Gesellschaft der Wissenschaften, die unter seinem Vater ganz verfallen war, ließ er mit neuem Glanze in's Leben treten und nannte sie Akademie der Wissenschaften. In Religionssachen wollte er die größte Duldung beobachtet wissen. Das Potsdamer Leibregiment von lauter Riesen, das seinem Vater so außerordentliche Summen gekostet hatte, ließ er auseinander gehen; nur ein Bataillon der Größten und Schönsten ward zum Andenken an seinen Vater der Garde einverleibt, die übrigen wurden unter andere Regimenter vertheilt.

Friedrich trat seine Regierung mit dem Vorsatze an, dem Königreiche Preußen eine Stelle unter den Großmächten

Europas zu verschaffen. Um den Umfang seiner Monarchie zu erweitern, machte er die alten Ansprüche (vergl. S. 314) auf vier schlesische Fürstenthümer geltend, welche aus früheren Zeiten auf ihn vererbt waren. Die Umstände waren der Ausführung dieses Vorhabens günstig.

Im Jahre 1740 starb Karl VI., der letzte Kaiser des Habsburgischen Hauses. Er hinterließ eine Tochter, die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Maria Theresia. In einem Hausvertrag hatte er sie zur Erbin in sämmtlichen östreichischen Staaten erklärt, und alle Fürsten Europas hatten dieses Erbgesetz, welches die pragmatische Sanction heißt, anerkannt. Nach dem Tode Karls VI. folgte ihm Maria Theresia, die mit dem Großherzog Franz von Toscana vermählt war, auf dem Throne, allein für die junge Fürstin begann jetzt eine Zeit schwerer Bedrängniß, da der Kurfürst von Baiern, Karl Albert, und August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, als männliche Verwandte des Habsburgischen Hauses Ansprüche auf die östreichischen Länder erhoben, obschon auch sie jenes Erbgesetz Karl VI. anerkannt hatten. Sie fanden Hülfe bei Spanien- und Frankreich, und es entspann sich der östreichische Erbfolgekrieg, der von 1740—1748 dauerte.

Friedrich benutzte die bedenkliche Lage der von allen Seiten bedrohten Maria Theresia, und machte ihr den Vorschlag, ob sie ihm nicht die vier schlesischen Fürstenthümer abtreten wolle, wofür er versprach, ihre Erbfolge mit allen seinen Kräften gegen jeden Angriff zu vertheidigen und ihrem Gemahle seine Stimme zur bevorstehenden Kaiserwahl zu geben. Da aber Maria Theresia diese Vorschläge verwarf, so fiel Friedrich mit seinem Heere in Schlesien ein, das er schnell besetzte. Nur die Festungen Glogau, Neisse und Brieg leisteten Widerstand (December 1740). Die junge Kaiserin war ohne alle Vorbereitung überrascht worden, aber für das Jahr 1741 traf sie die nöthigen Anstalten zur Gegenwehr. Nachdem die Preußen Glogau mit Sturm genommen hatten, trafen sie mit dem östreichischen Heere bei Molwitz in der Nähe von Brieg zusammen, wo es zu einer blutigen Schlacht kam. Sie blieb lange zweifelhaft; die östreichische Reiterei wüthete schrecklich unter der preußischen Infanterie, und das

feindliche Kartätschenfeuer streckte ganze Reihen der Preußen nieder. Der linke Flügel hatte schon fünf Stunden lang im Feuer gestanden, und der Augenblick war nahe, wo diese tapferen Truppen sich dem Feinde ohne Pulvervorrath würden ergeben müssen. Endlich gab Friedrich, der schon die Fassung verlor, den Vorstellungen des Feldmarschalls von Schwerin nach und entfernte sich aus der Schlacht. Es fing an dunkel zu werden, und der König beschloß nach Oppeln zu reiten. Er kam mit seinem Gefolge mitten in der Nacht an das äußere Thor von Oppeln und vermuthete hier preußische Besatzung. Er war nicht wenig verwundert, als auf die Ankündigung: „Preußen!“ mit Flintenschüssen durch das Gatterthor geantwortet ward. Es waren Oestreicher, die sich den Tag vorher hier eingefunden hatten, und die den König hätten gefangen nehmen können, wenn sie ihn still eingelassen hätten. Aber durch ihre Schüsse gewarnt, kehrte er schnell wieder nach Löwen zurück, wo er mit Tagesanbruch ankam und die frohe Nachricht vernahm, daß die Schlacht gewonnen sei. Sogleich begab er sich nach Molwitz zurück und fand den braven Schwerin von zwei Schüssen verwundet. Die Preußen hatten 2500 Todte und 3000 Verwundete. Dieser Sieg entschied Alles zu Friedrichs Gunsten, und ganz Schlesien wurde von den Oestreichern geräumt.

Zu gleicher Zeit war auch der Kurfürst von Baiern in Oestreich eingedrungen, empfing zu Linz die Huldigung und ließ Wien zur Uebergabe auffordern. Während er sich zu Prag als König von Böhmen huldigen ließ, fand Maria Theresia, die nach Preßburg geflohen war, Mittel und Gelegenheit, das Erbe ihrer Väter zu retten. Auf einer Versammlung der ungarischen Stände gewann sie durch kluge Willfährigkeit die Gemüther. In einer rührenden und würdevollen Rede nahm sie die Hülfe der ungarischen Nation in Anspruch, und als sie geendet hatte, rissen die tapfern Ungarn die Schwerter aus der Scheide, und von ihren Lippen erscholl der begeisterte Ausruf: „Wir wollen sterben für unseren König Maria Theresia!“ In kurzer Zeit stellten sich 15,000 berittene Edelleute ein, und von allen Seiten strömten zahlreiche Mannschaften herbei. Zwei Heere wurden gebildet. Das eine rückte in Böhmen ein, das andere eroberte

Oberöstreich wieder und drang sogar in Baiern ein. Im Januar 1742 ward der Kurfürst zu Frankfurt am Main als Karl VII. zum Kaiser erwählt, aber im Februar, den Tag nach seiner Krönung, mußte sich seine Hauptstadt München an die Oestreicher ergeben, und wenige Wochen darauf war sein ganzes Land in ihren Händen.

Inzwischen hatte König Friedrich einen Feldzug nach Böhmen unternommen. Prinz Karl von Lothringen nahte mit einem östreichischen Heere heran und besetzte die Stadt Czaslau. Die Preußen hatten ihre Stellung bei dem Flecken Chotusitz genommen und erfochten durch das Uebergewicht ihrer Artillerie, womit die Oestreicher schlecht versehen waren, den Sieg über die Feinde. Diese Schlacht (bei Czaslau oder bei Chotusitz genannt) brachte den Frieden zu Stande, der zu Breslau unterzeichnet ward und diesen ersten schlesischen Krieg (1740—1742) beendete. Friedrich erhielt fast ganz Schlesien mit der Grafschaft Glatz.

Maria Theresia, von diesem bedeutenden Gegner befreit, wandte nun alle ihre Kraft auf die Bekämpfung ihrer übrigen Feinde. Die Franzosen mußten Böhmen räumen, und wenn auch Karl VII. sein Kurfürstenthum Baiern noch einmal wieder gewann, so mußte er es doch nach einem Siege der Oestreicher diesen bald von neuem überlassen. Auch ein französisches Heer ward geschlagen und mußte über den Rhein zurückkehren. So hatte sich in diesem Erbfolgekrieg das Glück völlig für Maria Theresia entschieden.

Die glücklichen Erfolge der östreichischen Waffen erregten in Friedrich die Besorgniß, Maria Theresia gehe damit um, ihm Schlesien wieder zu entreißen, wenn sie sich ihrer anderen Feinde entledigt haben würde. Da nun Friedrich den Kaiser Karl VII., dem er seine Stimme gegeben hatte, und den Maria Theresia nicht anerkannte, unterstützen wollte, so verband er sich mit Frankreich und Baiern und eröffnete den zweiten schlesischen Krieg (1744—1745).

Mit einem Heere von 80,000 Mann, die er „kaiserliche Hülfsvölker" nannte, brach er in Böhmen ein und eroberte Prag nach einem heftigen Bombardement. Allein jetzt rückte Prinz Karl von Lothringen mit einem Heere herbei und nöthigte den König Böhmen zu verlassen. In der traurigsten

Lage kamen die Preußen in Schlesien an. Dem Kaiser war es inzwischen gelungen, wieder in seine Hauptstadt München einzuziehen, aber schon waren die Oestreicher im Begriff, ihn von neuem zu vertreiben, als der Tod seinem kummervollen Leben ein Ende machte (1745). So konnte er wenigstens in seiner Hauptstadt sterben. Oft hatte er zu den Seinen, wenn sie ihn trösten wollten, gesagt: „Mich wird das Unglück nicht verlassen, bis ich es verlasse." Sein Sohn, Maximilian Joseph, schloß mit Maria Theresia den Frieden zu Füssen (1745), indem er alle Ansprüche auf die östreichische Erbschaft aufgab und dagegen sein Kurfürstenthum wieder erhielt. Auch gab er dem Gemahl der Maria Theresia, dem Großherzog von Toscana, seine Stimme zur Kaiserwahl, der noch in demselben Jahre als Franz I. (1745—1765) gekrönt ward.

Die Preußen hatten in Prag alles schwere Geschütz zurücklassen müssen; Friedrichs Schatz war so erschöpft, daß er zur Bestreitung neuer Kriegsbedürfnisse das Silbergeräth aus dem Berliner Schlosse in die Münze schicken mußte. Die Franzosen hatten sich als treulose Bundesgenossen bewiesen. Unter solchen Umständen konnten die Preußen den Oestreichern den Eintritt in Schlesien nicht wehren. Friedrich stellte sich daher, als fliehe er furchtsam zurück und nahm bei dem Dorfe Hohenfriedberg unweit Striegau eine feste Stellung (1745). Sorglos rückten die Feinde heran. Aber schon den folgenden Tag nach seiner Ankunft, als kaum der Morgen graute, erschien das preußische Heer in der schönsten Schlachtordnung auf den Anhöhen von Striegau, und ehe die Oestreicher sich noch völlig gesammelt hatten, erdonnerte schon, früh um vier Uhr, das Gebirge umher vom fürchterlichen Widerhall der preußischen Kanonen. Die Reiterei hieb wüthend ein, und vom Anfang an war der Vortheil des Kampfes auf preußischer Seite. Der rechte Flügel mußte durch Sümpfe und Wasser waten und fiel den Feind mit gefälltem Bajonnet an. Um neun Uhr war Alles entschieden; 5000 Feinde lagen auf dem Schlachtfelde, 7000 waren gefangen, sechsundsechszig Kanonen, acht Paar Pauken, sieben Standarten und über siebzig Fahnen fielen den Siegern in die Hände.

Der geschlagene Feind zog sich nach Böhmen zurück,

wohin ihm Friedrich folgte. Hier versuchten sich beide Theile lange Zeit nur im kleinen Kriege; auch waren Friedensunterhandlungen im Werke, indem der König von England Georg II., den Frieden zu vermitteln suchte. Aber Maria Theresia erklärte, sie wolle lieber den Rock vom Leibe verlieren als Schlesien, und drang darauf, daß der Prinz von Lothringen eine Schlacht liefere. Auch war der Zeitpunkt für die Oestreicher günstig; sie waren fast 40,000 Mann stark, während Friedrich nicht viel über 18,000 hatte. Ganz unerwartet erhielt er eines Tages früh um vier Uhr die Kunde, der Feind rücke in voller Schlachtordnung heran. Die Preußen mußten sich in der Geschwindigkeit mitten unter den feindlichen Kanonenschüssen stellen, und die ersten Angriffe auf die östreichischen Batterien kosteten eine Menge tapferer Krieger. Aber die Schnelligkeit der preußischen Reiterei stürzte dafür ganze Schaaren der verwirrten Feinde aufeinander, und den braven Grenadieren glückte es, eine der fürchterlichsten Batterien wegzunehmen. Nach einer Arbeit von fünf Stunden hatten die Preußen den Sieg errungen, und der Feind floh in's Gebirge. Das war die berühmte Schlacht bei Sorr, von der Friedrich selbst gestand, daß er diesen Sieg einzig dem Glücke und der Tapferkeit seiner braven Truppen verdankte. Der Gewinn der Preußen bestand in zweiundzwanzig Kanonen, zehn Fahnen und 1700 Gefangenen.

Nach einem beschwerlichen Rückzuge kam Friedrich in Schlesien an. Da seine Feinde, zu denen in diesem Kriege auch Sachsen gehörte, den Plan hatten, in seine Staaten einzufallen, so sandte Friedrich den Fürsten von Dessau nach Sachsen, mit dem Befehl, den Feind anzugreifen. Er selbst zog nach Meißen. Hier ward ihm gleich nach seiner Ankunft gemeldet, der ganze Horizont in der Gegend von Dresden stehe in Feuer, und man höre das ferne Krachen einer entsetzlichen Kanonade. Spät am Abend brachte ein Offizier die Nachricht von dem Siege bei Kesselsdorf. Der alte Dessauer hatte das sächsische Heer sammt den Oestreichern angegriffen. Fürchterlich hatten die Kartätschen unter den preußischen Grenadieren gewüthet, allenthalben mußten die Preußen steile, mit Schnee und schlüpfrigem Eis bedeckte Berge hinanklimmen und dann die Sachsen mit gefälltem

Bajonnet zurücktreiben. Die Dunkelheit hatte dem wüthenden Gefecht ein Ende gemacht, das für die Sieger nicht minder blutig als für die Besiegten war. Ueber 5000 Todte von beiden Seiten bedeckten den Waffenplatz; die Preußen machten 5000 Gefangene und erbeuteten achtundvierzig Kanonen.

Nach dieser Schlacht mußte sich Maria Theresia zum Frieden bequemen, der zu Dresden 1745 geschlossen ward. Sie trat Schlesien nochmals an Friedrich ab, und dieser erkannte den Kaiser Franz I. an.

XXXIX.

Friedrichs II. Privatleben.

(1746—1756.)

Nach Beendigung des Krieges widmete sich Friedrich mit gewohntem Eifer den Regierungsgeschäften. Als der erste Mann in seinem Staate wollte er auch der thätigste sein, denn nichts, glaubte er, habe mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang. In allen seinen Geschäften, in der ganzen Einrichtung seines Lebens herrschte die größte Ordnung, und fast jede Stunde hatte ihre genaueste Bestimmung. Er hatte den Grundsatz, nichts aufzuschieben, und weder Müdigkeit noch übles Wetter, noch eine Lieblingsneigung konnten ihn davon abbringen. Schon um vier Uhr des Morgens stand er im Sommer auf; ja zur Berliner Musterung war er um diese Zeit schon auf dem Pferde. Von dem Augenblicke an, da er das Bett verließ, bis zu dem, wo er sich wieder niederlegte, war er gestiefelt. Zum An- und Auskleiden, ja selbst zum Frisiren bediente er sich keiner fremden Hülfe. Sein erster Gang war an den Schreibtisch, auf welchem er die in der Nacht eingegangenen Briefe fand. Die wichtigeren las er selbst, von den übrigen mußten ihm die Kabinetsräthe kurze Auszüge machen. Dann hörte er die Berichte der Adjutanten an, gab Befehle, trank Kaffee und griff zu seiner Flöte. Wohl zwei Stunden lang spazierte er blasend aus einem Zimmer in das andere, und oft hat er erzählt, wie ihm mitten unter diesen Phantasien unmerklich eine Menge ernster Gedanken und neuer Entschlüsse über

die wichtigsten Gegenstände durch den Kopf gegangen seien. Wenn er die Flöte weglegte, traten die Kabinetsräthe mit ihren Auszügen herein. Er sagte ihnen hierauf, was auf jeden Brief oder auf jede Eingabe eines Ministers geantwortet werden solle, und schrieb oft auch selbst einige kurze Worte an den Rand. So sehr er die französische Sprache der deutschen vorzog, so gab er doch auf alles deutsch Eingereichte eine deutsche Antwort, und die deutsche Sprache war und blieb die Dienstsprache. Alles ward mit Pünktlichkeit und Kürze abgemacht. Nach der Beendigung der Kabinetsgeschäfte zog er die Uniform an, nahm ein Buch zur Hand, oder schrieb Briefe. Das Lesen geschah laut und mit reiner, deutlicher Stimme. Mit dem Schlag zwölf Uhr ging er zur Tafel, die mit mancherlei Leckerbissen seiner Köche besetzt war, und wozu er sich den Küchenzettel schon Morgens früh zur Durchsicht hatte bringen lassen. Aber diese sinnlichen Genüsse waren durch die ausgezeichnetsten Genüsse geistiger Art veredelt. Seine Tischgesellschaften sind berühmt. Er wählte dazu nicht blos die geistreichsten und gebildetsten unter seinen Offizieren sondern zog auch Dichter, Gelehrte und Künstler, besonders aus Frankreich an seinen Hof. Am liebsten führte er die Unterhaltung selbst. Er sprach schnell und fließend, und sein ungeheures Gedächtniß, seine Erfahrung, seine Belesenheit und sein Witz ließen es nie an Stoff fehlen. Wer nicht geläufig französisch sprach, hörte blos zu; von anderen hörte er gern Einwendungen und er mochte die Zuhörer nicht leiden, die nur Alles trocken bejahten. Nach der Tafel blies er wieder eine halbe Stunde auf der Flöte; dann unterzeichnete er die unterdessen im Kabinet abgefaßten Briefe, trank Kaffee und besah seine Anlagen. Die Stunden von vier bis sechs waren gewöhnlich seinen schriftstellerischen Arbeiten bestimmt. Von sechs bis sieben dauerte das Concert, in welchem er drei Solos zu spielen pflegte, auch wohl von Quantz oder einem anderen Künstler eins hörte, wobei aber kein Nichtmusiker zugelassen ward. Nach diesem ging die Abendmahlzeit an, die in so geistreicher Gesellschaft oft bis Mitternacht währte, und in welcher ein witziger Einfall auf den andern folgte. Voltaire selbst, der einige Jahre am Hofe des Königs lebte, aber undankbarer Weise sonst nicht günstig von Friedrich

redet, muß gestehen, daß diese Abendmahlzeiten wahre Sokratische Gastmähler gewesen seien. Nach dem siebenjährigen Kriege versagte sich der König aus Gründen der Gesundheit das Essen zu Nacht, und dann verwandelten sich die Tischstunden in Lesestunden, in denen er sich mit einem Gelehrten über das Gelesene unterhielt.

Von dieser bestimmten Lebensordnung wich der König nur zur Zeit der Truppenmusterungen, die er sehr pünktlich hielt, sowie auf seinen Reisen ab. War er auf Reisen, so erkundigte er sich nach Allem, merkte sich Alles und überraschte gern dadurch, daß er von allen Dingen unterrichtet schien. Die Amtleute und Landräthe mußten oft neben seinem Wagen herreiten und von ihren Angelegenheiten erzählen. Mit Bauern und geringen Leuten redete er treuherzig, mit Vornehmen zurückhaltend und kurz. Er duldete nie, daß Andere in seinem Lande sich eigenmächtige und willkürliche Handlungen erlaubten. Bauern, welche von ihren Edelleuten hart behandelt wurden, fanden bei ihm den kräftigsten Schutz.

Den Künsten wandte Friedrich gleichfalls seine Pflege zu. Er ließ zu Berlin ein Opernhaus bauen, und die Sänger und Tänzer aus Italien und Frankreich kommen. Die Bibliothek ward ansehnlich vermehrt und eine Münzsammlung angelegt; in Italien wurden Gemälde und Bildwerke angekauft. Berlin und Potsdam verschönerten sich von Jahr zu Jahr durch eine Reihe neuer Gebäude, unter denen das Invalidenhaus, die katholische und die Domkirche, vor allen das schöne Sommerschloß Sanssouci zu nennen sind.

XL.

Der siebenjährige Krieg.

(1756—1763.)

1. Veranlassung und Ausbruch des Krieges.

Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen, und auch die anderen Mächte sahen mit neidischen Augen auf die wachsende Größe Preußens; besonders betrachtete Elisabeth, Kaiserin von Rußland, das Emporstreben

desselben mit Mißtrauen. Den Haß der beiden Kaiserinnen gegen Friedrich wußte Brühl, Sachsens allmächtiger Minister, zu erhalten und zu steigern. Schon im Jahre 1746 war zwischen Oestreich und Rußland ein Bündniß geschlossen worden, worin sich Rußland verpflichtete, der Kaiserin Maria Theresia zur Wiedererwerbung Schlesiens behülflich zu sein, wenn Friedrich den Dresdener Frieden durch einen Krieg mit Rußland, Oestreich, Polen oder Sachsen bräche. Durch einen bestochenen Secretär im Dresdener Kabinette wurde Friedrich von den geheimen Absichten seiner Feinde in Kenntniß gesetzt. Da sich nun damals Georg II., König von England, an Preußen anschloß, so suchte sich Maria Theresia mit Frankreich zu verbinden. Hier herrschte Ludwig XV., der sich von einem Weibe, der Marquise von Pompadour, leiten ließ. Maria Theresia ließ sich herab, an die Marquise persönlich die schmeichelhaftesten Briefe zu schreiben. So kam denn wirklich zwischen Oestreich und Frankreich ein Bündniß zu Versailles zu Stande.

Da nun um diese Zeit Rußland und Oestreich zahlreiche Truppenmassen sammelten, so zweifelte Friedrich nicht, daß das Kriegswetter bald losbrechen werde. Er beschloß daher selbst den Angriff zu machen, ehe seine Gegner mit ihren Rüstungen fertig wären. So rückten denn 60,000 Preußen in Sachsen ein und besetzten die wichtigsten Städte des Landes, selbst Dresden. Friedrich, der Anfangs nicht die Absicht hatte, gegen Sachsen feindlich zu verfahren, forderte den König August III. zu einem Bündniß auf; allein dieser lehnte den Antrag ab, indem er auf östreichische Hülfe rechnete, und so ward Sachsen als feindliches Land behandelt. Da das deutsche Reich den Einfall in Sachsen als eine „unerhörte, höchst sträfliche Empörung" bezeichnete, so rechtfertigte sich Friedrich dadurch, daß er die Urkunden über die gegen ihn geschmiedeten Pläne, die er sich aus den sächsischen Archiven verschafft hatte, drucken ließ.

Das 17,000 Mann starke sächsische Heer hatte ein festes Lager zwischen Pirna und Königstein bezogen. In dieser unangreifbaren Stellung mußte sie Friedrich über vier Wochen wie in einer Festung belagern. Nur vom Hunger konnte er ihre Uebergabe erwarten, wenn es nicht etwa gar den Oest-

reichern glückte, sie aus ihrem Kerker zu befreien. In dieser Absicht näherte sich der Feldmarschall Browne; aber Friedrich, um seinen Plan zu vereiteln, verließ das Einschließungsheer und eilte zu seinem Heere in Böhmen. Bei dem Städtchen Lowositz trafen Preußen und Oestreicher zusammen. Die gebirgige Gegend hinderte den östreichischen Feldherrn, von seinem ganzen Heere Gebrauch zu machen. Schon früh um sieben Uhr begann die Kanonade, aber ein dicker Nebel, der sich erst um Mittag ganz verzog, machte beide Feldherren verlegen und verzögerte den Ausgang der Schlacht bis Nachmittags um drei Uhr. Ein schönes Mannöver des Herzogs von Bevern, der die Infanterie des linken Flügels mit gefälltem Bajonnet gegen den Feind führte, entschied den Sieg, den ersten in diesem Kriege, für die Preußen. Des Königs Freude über den errungenen Vortheil war nur mäßig. Browne war nur halb geschlagen, und noch immer mächtiger als er. Auf dem Schlachtfelde lagen mehr preußische als östreichische Leichen. Der Feind hatte sich so einsichtsvoll und tapfer vertheidigt, daß man wohl sah, man habe nicht mehr die Oestreicher der beiden schlesischen Kriege vor sich. Aber auch Friedrichs eigene Truppen nöthigten ihm durch ihre Ordnung, Besonnenheit und Tapferkeit Bewunderung ab. „Jetzt habe ich gesehen, was meine Truppen vermögen,“ schrieb er in einem Berichte, und in einem Schreiben an den Feldmarschall Schwerin sagte er sogar: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren.“ Durch solch ein Lob wurde das Ehrgefühl seiner Krieger auf's feurigste entflammt.

Nach diesem Siege der Preußen blieb den von Hunger, Frost und Nässe erschöpften Sachsen, da ein Versuch sich nach Böhmen durchzuschlagen, mißlang, nichts übrig, als die Waffen zu strecken. Es waren ihrer noch 14,000, die sich an die Preußen ergeben mußten. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort, nicht mehr gegen Preußen zu kämpfen, entlassen, die Gemeinen wurden gezwungen, preußische Dienste zu nehmen; aber bei der ersten Gelegenheit entwichen ganze Regimenter derselben und zogen, ihrem König treu, nach Polen.

---

2. Die Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen (1757).

Im nächsten Jahre (1757) stand halb Europa gegen Friedrich auf. Frankreich glaubte durch den Einfall in Sachsen den westfälischen Frieden gebrochen und sich dadurch zur Theilnahme am Kriege berechtigt und wußte auch Schweden gegen Friedrich unter die Waffen zu rufen. In Rußland rüsteten sich 100,000 Mann, das deutsche Reich bewilligte der Kaiserin 60,000 Mann*) und zahlreiche Schaaren strömten aus den östreichischen Landen herbei. Friedrich konnte berechnen, daß er in diesem Feldzuge gegen 500,000 Mann zu kämpfen haben werde, denen er mit Anstrengung aller seiner Kräfte nur 200,000 Mann entgegenstellen konnte. Seine Feinde hatten die Absicht, ihn bis zum Range eines Kurfürsten herab zu drücken und ihm nur die Mark Brandenburg zu lassen. Zu Verbündeten hatte er nur den Landgrafen von Hessen-Kassel und die Herzoge von Braunschweig und Gotha, denen er die Abwehr der Franzosen überlassen mußte. Gegen die Russen konnte er nur 14,000 Mann unter Lehwald, gegen die Schweden sogar nur 4000 Mann verwenden.

Die Preußen brachen in vier Heerhaufen in Böhmen ein, überall drängten sie die Oestreicher zurück, bis sich vor Prag die einzelnen Heere vereinigten. Der König wollte die Bestürzung des Feindes durch einen raschen Angriff benutzen. Vergebens rieth der erfahrene Schwerin, erst das Terrain besser zu erkunden und den ermüdeten Truppen einen Tag Ruhe zu gönnen; aber Friedrich bestand darauf, gleich anzugreifen und sagte: „Nichts, nichts! es muß noch heute sein. Frische Fische, gute Fische!" Heftig und wie von einer bösen Ahnung getrieben, erwiderte der alte Schwerin, den Hut in die Augen drückend: „Nun, soll und muß es denn heute sein, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!"

Der König entwarf den Plan zur Schlacht und die Regimenter stellten sich. Aber schon beim Aufmarschiren fand man in dem sumpfigen und bergigen Erdreich unberechnete Schwierigkeiten. Erst gegen ein Uhr Nachmittags konnte man zum Angriff kommen. Aber jetzt empfingen die wohl angebrachten feindlichen Batterien die Kommenden mit einem

*) Dieses Heer hieß die eilende Executionsarmee; durch einen Druckfehler in der Kundmachung wurde sie eine elende genannt.

so entsetzlichen Feuer, daß jeder Anlauf der Preußen vereitelt ward, und ganze Reihen, von den furchtbaren Kartätschen getroffen, niederstürzten. Kaum vermochte der wackere Ziethen noch seine sonst so beherzten Schaaren heranzubringen. Gegen diese Feuerschlünde schien alle menschliche Tapferkeit vergeblich zu sein. Die schönsten Regimenter waren schon gefallen, die Nachrückenden stiegen über die zuckenden Körper ihrer Kameraden weg und bedeckten, wie sie, mit ihren Leichnamen den Boden. Nun wollte Niemand mehr vorwärts. Da war es, wo der dreiundsiebzigjährige Feldmarschall Schwerin einem fliehenden Fähnrich die Fahne aus der Hand riß, sie mit den ermahnenden Worten: „Heran meine Kinder!" dem verderbensprühenden Kanonendonner entgegen trug, und gleich darauf, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, seine Heldenseele aushauchte. General Manteufel hob die Fahne auf und führte die begeisterten Krieger weiter durch den blutigen Pfad. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, sprang vom Pferde, führte seine Brigade zu Fuß gegen den Feind, und eroberte eine Batterie. Einen fürchterlichen Anfall that der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen den linken Flügel und trieb ihn von Berg zu Berg. Lange schien der Sieg unmöglich, doch als endlich auf feindlicher Seite der alte Feldmarschall Browne tödtlich verwundet weggetragen ward, riß Schrecken und Verwirrung bei seinem Heere ein. Da durchbrach Friedrich selbst den Mittelpunkt der Feinde und entschied dadurch den langen Kampf. Ein Theil des geschlagenen Heeres warf sich in die Mauern von Prag; aber Friedrichs Heer war nicht viel weniger als das feindliche geschwächt, 16,000 Preußen waren theils todt, theils verwundet. Die Stadt Prag ward nun von Friedrich belagert und fürchterlich beschossen.

Die Belagerung hatte bereits fünf Wochen gedauert, als Friedrich den Entschluß faßte, gegen den östreichischen General Daun zu ziehen, in der Ueberzeugung, daß ein Sieg über ihn die Uebergabe von Prag zur Folge haben würde. Seine Ungeduld hatte ihn verstimmt, und gegen seine besten Generale zeigte er üble Laune. Doch entwarf er einen meisterhaften Schlachtplan. Anfangs ging auch Alles gut, als auf einmal der König selbst von seinem Plane abging, und auch

einige Generale von ihren Befehlen abwichen. Das östreichische Geschütz hatte unter dem Fußvolke des linken Flügels beträchtliche Lücken verursacht. Hier ließ ein sächsischer Oberst vier Reiterregimenter einhauen, die mit dem Rufe: „Dies für Striegau!" *) das preußische Fußvolk niedermetzelten, ohne Pardon zu geben. Zerstreut und mit Hinterlassung alles Geschützes flohen die Trümmer des linken Flügels nach dem rechten hin. In halber Verzweiflung führte Friedrich selbst etwa vierzig Mann von diesen Flüchtlingen mit klingendem Spiel gegen eine Batterie; auch diese wenigen flohen, als die feindlichen Kugeln sie erreichten. Er ward es nicht gewahr, sondern ritt immer weiter fort. Endlich rief ihm ein Major zu: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?" Ohne zu antworten, hielt er sein Pferd an, sah sich um, betrachtete die Batterie durch sein Fernglas und ritt langsam nach dem rechten Flügel.

Die Preußen nahmen ihren Rückzug nach Nimburg, wohin der König selbst schon mit verhängtem Zügel vorangesprengt war. Auf dem Wege dahin hatte er auf einige Augenblicke absteigen müssen, damit die abgematteten Pferde getränkt werden konnten. Ein alter blutender Kavallerist brachte ihm hierauf selbst auf dem Hute einen erfrischenden Trunk aus dem Pferdeeimer und sagte: „Ew. Majestät trinken doch; laß Bataille Bataille sein, es ist nur gut, daß sie leben; unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben."

An diesem Tage bei Kollin hatten 60,000 Oestreicher gegen 30,000 Preußen gefochten, 13,000 der letzteren waren geblieben, und von dem schönen Garderegiment waren nur noch 250 Mann übrig, 45 Kanonen waren verloren. Am Abend fand man den König, von trüben Betrachtungen niedergebeugt, in Nimburg auf einer Brunnenröhre sitzend, den Blick auf den Boden geheftet, und mit seinem Stocke Figuren in den Sand ziehend. Endlich sprang er auf, und gab mit Fassung und erzwungener Heiterkeit die nöthigen Befehle. Bei dem Anblick des kleinen Restes seiner geliebten Garde traten ihm Thränen in die Augen. „Kinder," sagte er, „ihr

*) Die Schlacht bei Hohenfriedberg wird auch zuweilen die bei Striegau genannt.

habt heute einen schlimmen Tag gehabt.“ „Leider,“ antworteten sie, „wir sind heute nicht gut angeführt worden.“ „Nun, habt nur Geduld,“ fuhr er fort, „ich werde Alles wieder gut machen.

Friedrich mußte nun die Belagerung von Prag aufgeben. Auch von anderen Seiten liefen Unglücksbotschaften ein. In Preußen waren die Russen eingefallen und hausten dort unter gräßlichen Verheerungen; die Franzosen hatten bei Hastenbeck (unweit Hameln) das Heer des Herzogs von Cumberland geschlagen und ihn zur Convention von Kloster Seven genöthigt. Ein anderes französisches Heer drang, mit der Reichsarmee verbunden, in Thüringen vor; die Russen schlugen den preußischen Feldmarschall Lehwald bei Großjägerndorf in Ostpreußen.

Das französische Heer unter dem Marschall Soubise, einem Günstling der Marquise von Pompadour, hatte die Bestimmung, den König aus Sachsen zu vertreiben. Mit 8000 Mann hatte er Gotha eingenommen und saß eben auf dem herzoglichen Schloß mit seinen Offizieren zu Tische, als er von dem trefflichen General Seydlitz mit 1500 Preußen überfallen und in die Flucht geschlagen wurde. Darauf setzte sich Seydlitz mit seinen Offizieren an die von den Franzosen verlassene Tafel. Die Preußen nahmen bei dieser Gelegenheit nur wenige Soldaten, aber desto mehr Friseure, Comödianten, Köche und Kammerdiener gefangen, und erbeuteten ganze Kasten mit Pudermänteln, Schlafröcken, Haarbeuteln, Sonnenschirmen, wohlriechenden Wassern, Pomaden u. s. w. Solche Ueppigkeit herrschte in dem französischen Heere.

Mit dem Reichsheere vereinigt, zog nun Soubise, 60,000 Mann stark, nach Sachsen. Friedrich eilte ihm mit 22,000 Mann entgegen und bezog bei dem Dorfe Roßbach, unweit Lützen, ein festes Lager. Hier schien es den Franzosen leicht, das kleine Häuflein einzuschließen und sie hatten weiter keine Sorge, als daß der König ihnen entrinnen möchte. Als sie die Preußen umgehen wollten, blieb Friedrich ganz ruhig in seinem Zelte und setzte sich am Mittag eben so ruhig zu Tisch, während die ganze Gegend von der lustigen Feldmusik der aufmarschirenden Franzosen erklang. Diese erstaunten über die Trägheit der Preußen, weil sie deren Schnelligkeit

noch nicht kannten. Erst um zwei Uhr gab Friedrich den Befehl, die Zelte abzubrechen, und plötzlich stand jeder Soldat an seinem Platze. Auf einmal erdonnerten die Hügel von dem fürchterlichsten Kartätschenfeuer der preußischen Batterien, Prinz Heinrich griff die französische Infanterie in ihrer rechten Flanke an; Seidlitz, der Hauptheld dieses Tages, schlug mit der Reiterei die feindliche in die Flucht, und fiel sodann dem Fußvolk in den Rücken. Bald entstand unter den Ueberraschten die größte Verwirrung. Das Reichsheer ergriff bei den ersten Kanonenschüssen die Flucht, die Franzosen hielten sich etwa anderthalb Stunden. Das Feuer des Fußvolks dauerte keine halbe Stunde. Nur die einbrechende Dunkelheit rettete die Franzosen vom gänzlichen Untergang. Am folgenden Tage nahmen die Preußen noch über 7000 gefangen, und viele sollen erst am Rheine Halt gemacht haben. Auf dem Schlachtfelde erbeuteten die Sieger 63 Kanonen und 22 Fahnen und Standarten. Nur 91 Todte und 271 Verwundete kostete ihnen diese lustige Schlacht, an deren Gewinn der treffliche Reitergeneral Seydlitz*) den bedeutendsten Antheil hatte.

Ganz Deutschland jubelte über diesen Sieg, sogar die Bewohner der Reichsstaaten, die mit Friedrich im Kriege begriffen waren, und im Munde des Volkes bildete sich das Lied:

Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

Mit seinem begeisterten Heere zog Friedrich nach Schlesien, wo seine Gegenwart dringend nöthig war. Der General Winterfeldt, des Königs Liebling, war von den Oestreichern geschlagen worden und selbst gefallen, Schweidnitz hatte sich an die Oestreicher ergeben, das Heer des Herzogs von Bevern war von einem dreifach überlegenen östreichischen

*) Friedrich achtete diesen ausgezeichneten Kavalleriegeneral sehr hoch und sah ihm manche freimüthige Aeußerung nach. Einst bemerkte der König bei einer Kriegsübung: „Mein lieber Seidlitz, ich dächte, Sein Regiment ritte viel länger in den Bügeln als meine übrige Reiterei.“ Seidlitz aber erwiderte: „Ew. Majestät, das Regiment reitet heute noch eben so wie bei Roßbach.“

besiegt und auch Breslau von den Feinden besetzt worden. Nachdem sich der König mit den Trümmern des geschlagenen Bevernschen Heeres vereinigt hatte, war er nur 28,000 Mann stark. Seine Ankunft schien den Oestreichern, welche etwa drei mal so stark waren, wenig furchtbar, und sein kleines Häuflein hieß bei ihnen nur die Berliner Wachtparade. Wollte Friedrich Schlesien nicht auf immer verlieren, so mußte er die Feinde noch in diesem Feldzuge daraus vertreiben. Der König war daher entschlossen, sie anzugreifen auf Leben und Tod, so kühn das Wagstück auch war. Er berief seine Generale und Stabsoffiziere zusammen, und theilte ihnen in einer feurigen Rede seinen Entschluß mit: „Ich muß," sagte er, „diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und sagen Sie ihm, daß ich mich berechtigt halte, unbedingt Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich auch jetzt ihres Namens würdig beweisen; ist aber einer unter ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heut' seinen Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf von mir zu leiden."

Auf allen Gesichtern war die Antwort der Helden in glänzenden Zügen zu lesen, denn unwiderstehlich wirkte der Ton dieses Königs, wenn er aus dem Herzen kam, selbst auf diejenigen, die gegründete Ursache gehabt hatten, mit ihm unzufrieden zu sein. Ehe die Begeisterten von ihm gingen, fügte er noch im Tone des Königs hinzu: „Das Regiment Kavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Diese Rede wirkte Wunder. Mit Ungeduld erwartete das kleine Heer den Befehl zum Aufbruch. Die, welche der Schlacht bei Roßbach beigewohnt hatten, erzählten den Anderen von ihren Thaten, und Alle fühlten sich durch den bloßen Anblick ihres Führers begeistert; denn ein größeres Vertrauen als Friedrich hat wohl nie ein Feldherr bei seinen Truppen gehabt. Die Oestreicher unter dem Prinzen Karl rückten den Preußen entgegen; bei dem Dorfe Leuthen trafen beide Heere aufeinander; die Schlachtordnung der Oestreicher war beinahe eine deutsche Meile lang.

Jetzt entwarf der Held den Plan zu der Schlacht, die sein Schicksal entscheiden sollte. Dieser Plan war ein Meisterstück der Feldherrnkunst und wurde trefflich ausgeführt. Um von dem Feinde nicht überflügelt zu werden, wählte Friedrich die schräge Schlachtordnung. Sein rechter Flügel griff, während der linke zurückblieb, den linken Flügel der Feinde an, der mit glücklichem Erfolge umgangen und geworfen wurde. Nach einem hartnäckigen Kampfe war das Dorf Leuthen in den Händen der Preußen, und bald mußte sich auch der andere Flügel der Oestreicher zurückziehen. Die Schlacht dauerte nur drei Stunden, über 20,000 Oestreicher wurden auf dem Schlachtfelde gefangen, 130 Kanonen und 300 Wagen fielen dem Sieger in die Hände, und das östreichische Heer war völlig aufgelöst.

Friedrich ritt mit einem Trupp Husaren nach Lissa, das ermüdete Heer aber ließ er auf dem Schlachtfelde stehen. Hier sanken viele der braven Krieger, von Hunger, Frost und Mattigkeit überwältigt, auf den feuchten Boden hin. Ringsum stöhnten Verwundete. Bei jedem Schritt stieß man auf Leichen. Die Dunkelheit der Nacht machte die große Scene noch schauerlicher. Auf einmal fing ein Soldat an laut und langsam zu singen: „Nun danket alle Gott.“ Von denselben Gefühlen ergriffen fielen die Spielleute mit den Instrumenten ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das kräftige Lied mit.

Als inzwischen Friedrich in Lissa ankam, fand er den Ort ganz mit Oestreichern angefüllt, die auf die Ankommenden feuerten. Er bog links ein über die Zugbrücke, die nach dem Schlosse führt und sagte zu seinen Begleitern: „Messieurs,

folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid.“ An der Schloßthür kamen ihm eine Menge östreichischer Offiziere mit Lichtern entgegen. Da er nur wenige Personen bei sich hatte, so war er in der augenscheinlichsten Gefahr, unmittelbar nach dem ruhmvollsten Siege gefangen oder erschossen zu werden. Allein mit der ruhigsten Miene von der Welt ging er durch sie hindurch und sagte: „Bon soir, Messieurs, Sie haben mich hier wohl nicht vermuthet? Kann man denn noch mit unterkommen? Ein ehrfurchtsvolles „Ah!“ war Alles, was sie erwidern konnten. Seine bald nachher eintretenden Generäle befreiten ihn von aller Besorgniß und nahmen die Oestreicher gefangen.

Durch den Sieg bei Leuthen bekam Friedrich Schlesien mit Ausnahme von Schweidnitz wieder in seine Gewalt.

---

3. Die Schlacht bei Zorndorf und der Ueberfall bei Hochkirch. (1758.)

Ein blutiger Feldzug war vorüber. Viele Tausende lagen schon geschlachtet, aber noch dachte keiner der Streitenden an den Frieden. Maria Theresia rüstete sich vielmehr stärker als je und trieb auch ihre Bundesgenossen zur lebhaften Fortsetzung des Kampfes an. Russische Truppen betraten wieder den preußischen Boden, und französische unter dem Grafen von Clermont erschienen in Deutschland, um den König von Preußen wo möglich ganz zu erdrücken. Ueber die große Angelegenheit des Krieges tauchten zahlreiche Schriften auf, die mit Begierde gelesen wurden: Friedrich wurde der Abgott des deutschen Volkes.

Der König sah sich übrigens aus Mangel an Hülfsmitteln genöthigt, das Geld zu verschlechtern. Unterstützung fand er an England, das ihm vier Millionen jährlicher Hülfsgelder zusagte. Seine Gegner waren jedoch ebenfalls erschöpft, und Friedrich pflegte zu sagen: „Derjenige wird den besten Frieden machen, der den letzten Thaler in der Tasche behält.“

Den Feldzug dieses Jahres eröffnete der vortreffliche Feldherr Ferdinand von Braunschweig, der schon im Februar aufbrach und die Franzosen aus Hannover und Hessen trieb. Er nahm 11,000 Mann gefangen und bis zum März waren diese Feinde über den Rhein zurückgejagt.

Friedrich selbst wandte sich, nachdem er Schweidnitz mit Sturm erobert hatte, nach Mähren und rückte gegen Olmütz vor. Die Belagerung dieser Festung war jedoch vergeblich, und der König sah sich genöthigt, den Rückzug anzutreten, der unter steter Beunruhigung durch die Feinde glücklich durchgeführt und als ein Meisterstück der Kriegskunst gepriesen ward.

Jetzt aber zog Friedrich den Russen entgegen, die Alles mit barbarischer Grausamkeit verheert und auch an Menschen Schandthaten verübt hatten. Küstrin war von ihnen zusammengeschossen und den Flammen Preis gegeben worden. Er traf die Russen bei Zorndorf unweit Küstrin; sie waren 50,000 Mann stark, während er nur 37,000 hatte. Um neun Uhr begann die fürchterliche Schlacht, die nicht eher als Abends um 10 Uhr aufhörte, da beiden Theilen die Kräfte fehlten, den blutigen Kampf noch länger fortzusetzen. In dieser Schlacht ward Friedrich zuerst inne, daß er nicht mehr jenes erste Geschlecht von Kriegern habe, die bei Prag und Leuthen Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten. Das Fußvolk des linken Flügels wich dergestalt, daß ohne die bewundernswürdige Tapferkeit der Reiterei die Schlacht vielleicht verloren gewesen wäre. Der treffliche Seydlitz erwarb sich hier das zweite Verdienst um Friedrich, der offenherzig eingestand, daß er ihm allein den Sieg verdanke. Es war ein fürchterlicher Tag; gegen 30,000 Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und ein Drittel davon waren Preußen. Friedrich wollte seinen grimmigen Feind vertilgen, der Schreckensruf: „Die Preußen geben keinen Pardon!" donnerte den Russen entgegen. „Und wir auch nicht!" hallte es gräßlich in den russischen Reihen wieder. Das preußische Geschütz streckte die Feinde reihenweise nieder, der General Seydlitz hieb mit seinen Reitern fürchterlich ein, dennoch wichen die Russen nicht. Mit dem Bajonnet, mit dem Kolben stürmten die Preußen grimmig gegen die feindlichen Glieder an, aber unbeweglich standen die Russen; man mußte sie, wenn sie fallen sollten, nicht bloß todtschießen, sondern umstoßen. Aber selbst die Verwundeten am Boden wütheten und mordeten noch unter einander. Man fand einen schwerverwundeten Russen, der über einem sterbenden Preußen lag,

und ihn mit den Zähnen grimmig zerfleischte. Erst die Dunkelheit der Nacht und die Erschöpfung beider Theile machten dem Gewürge ein Ende, und die Russen traten den Rückzug an. Die Wuth über die verübten Gräuel hatte alles Gefühl der Menschlichkeit so sehr erstickt, daß die preußischen Bauern und Soldaten bei dem Beerdigen der Todten manchen schwerverwundeten Russen lebendig mitbegruben. Der russische Feldherr zog sich mit Verlust von 103 Kanonen nach Polen und Preußen zurück.

Friedrich eilte seinem Bruder Heinrich zu Hülfe, der sich in Sachsen in großer Gefahr befand. Bei seiner Annäherung bezog der Marschall Daun ein festes Lager; ihm gegenüber, bei dem Dorfe Hochkirch, in der Nähe von Bautzen, lagerte sich der König. Seine Stellung war höchst unsicher, und seine Generale machten ihn auf das Gefährliche derselben aufmerksam. Seydlitz sagte: „Wenn uns die Oestreicher hier nicht angreifen, so verdienen sie gehängt zu werden" Friedrich erwiderte lächelnd: „Sie werden nicht, denn sie fürchten sich vor uns mehr als vor dem Galgen!" Drei Tage hatte das preußische Heer im Lager von Hochkirch ruhig gestanden und schon war beschlossen, in der Nacht den gefährlichen Posten zu verlassen, als der verhöhnte Feind am Morgen dieses Tages seinen längst vorbereiteten Racheplan ausführte. Das ganze Heer der Preußen, und der König selbst, schlief noch in tiefem Frieden, nur Ziethens Reiterei war gerüstet geblieben. Der Feind hatte sich während der Nacht heimlich dem Dorfe Hochkirch genähert und wartete auf den Glockenschlag fünf, das verabredete Zeichen zum Ueberfall. Das Niederschießen der Vorposten und das Geräusch im Lager erweckte die überraschten Preußen. Sie traten aus den Zelten, allein noch konnte man nichts erkennen, und hörte nur den einbrechenden Feind. Erst da sich ein schreckliches Kanonenfeuer im Dorfe erhob, ward man inne, daß der Feind sich bereits der großen preußischen Batterie, welche die Hauptgasse desselben bestrich, bemächtigt habe, und mit derselben alle Preußen niederschmetterte, die sich in dieser Gasse zu sammeln eilten. Die Verwirrung war fürchterlich. Im Dorfe selbst war das Gedränge am größten. Es gerieth in Flammen und diente zur Beleuchtung der fürchterlichen Scene. Indessen bemühten

sich die Feldherrn, Ordnung in die geschreckten Haufen zu bringen. Seydlitz und Ziethen schwärmten außerhalb mit ihren Reitern herum, hieben viele Feinde nieder und machten viele hundert Gefangene, aber in der Dunkelheit der Nacht entrannen ihnen die meisten wieder. Im Dorfe suchten andere festen Fuß zu gewinnen, aber hier machten die Batterien allen Widerstand vergeblich. Dem tapferen Prinzen Franz von Braunschweig nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg; der Feldmarschall Keith fiel, von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt; Prinz Moritz von Dessau ward schwerverwundet aus dem Feuer getragen. Der Major Lange vertheidigte, wie ein zweiter Leonidas, mit 600 Preußen den Dorfkirchhof gegen acht östreichische Grenadier-Bataillone mit dem glänzendsten Erfolge. Erst vierzehn andere Bataillone, die der Feind anrücken ließ, konnten das kleine Häuflein überwältigen. Noch jetzt versuchte Lange sich durchzuschlagen, fand aber dabei, mit dem größten Theil der Seinen, den Heldentod.

Der Anbruch des Tages verbesserte nichts, denn ein undurchdringlicher Nebel trat an die Stelle der Dunkelheit. Dennoch muß man die Ordnung im preußischen Heere und die Geistesgegenwart seiner Führer bewundern, denn bei allem Nachtheil war doch der Verlust der Feinde nicht so sehr viel geringer, als man hätte glauben sollen. Bis gegen neun Uhr suchten die Preußen ihren Platz zu behaupten, dann gab der König den Befehl zum Rückzuge. Lager und Gepäck konnten freilich nicht gerettet werden; auch von dem Geschütz ging das meiste, 101 Kanone, verloren; übrigens aber geschah der Rückzug des geschlagenen Heeres in solcher Ordnung, daß der Feind sich nicht traute, ihn zu stören. Daun, der östreichische Feldherr, zog sich wieder in sein altes Lager zurück, und es schien, als hätte er keinen Sieg gewonnen.

Der König stand gegen 11 Uhr auf einem Hügel und sah nicht ohne Wehmuth die Reste seiner zusammengeschmolzenen Bataillone vorüberziehen, denn er hatte 9000 Mann verloren. Doch zeigte er seinen Offizieren ein völlig heiteres Gesicht. Einigen vorüberziehenden Artilleristen rief er zu: „Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt." — „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen," erwiderte er.

„Nicht wahr, Grenadiere?" — „Ja", sagten diese im Vorbeigehen, „das ist recht; sie sollen uns auch noch Interessen dazu geben!"

Friedrich wußte übrigens den Oestreichern alle Früchte ihres Sieges zu vereiteln; ja es gelang ihm sogar, noch vor dem Ende des Jahres sowohl Schlesien als Sachsen wiederzugewinnen. In jenem Lande nahm er selbst, in diesem sein Bruder Heinrich Winterquartiere; die Oestreicher aber gingen nach Böhmen zurück.

---

4. Die Schlachten bei Kay und Kunersdorf. Gefangennehmung der Preußen bei Maxen (1759).

Der Krieg wurde von Friedrichs Feinden lebhaft fortgesetzt. Ein russisches Heer erschien unter Soltikow, und auch der östreichische Feldherr Daun, dem der Papst wegen seines Sieges bei Hochkirch einen geweihten Hut und Degen geschickt hatte, war mit neuen Streitkräften ausgerüstet. So zahlreiche Heeresmassen drohten den heldenmüthigen König zu erdrücken. Dieser war jetzt genöthigt, die junge Mannschaft mit Härte auszuheben, und die Hülfsmittel der besetzten Länder möglichst zu benutzen. Er wollte für dieses Jahr den Feind erwarten.

Als sich die Russen unter Soltikow der Oder näherten, sandte der König, um ihre Vereinigung mit den Oestreichern unter Loudon*) zu hindern, den General Wedel gegen die Russen. Wedel ward aber bei dem Dorfe Kay unweit Züllichau geschlagen. Nun konnten sich Russen und Oestreicher ungehindert vereinigen.

Friedrich eilte aus Schlesien zum Schutz der Mark Brandenburg herbei, und als ob ihm sein bevorstehendes

---

*) Loudon stammte aus einer nach Livland ausgewanderten schottischen Familie. Ausgerüstet mit hoher wissenschaftlicher Bildung, begann er seine militairische Laufbahn in russischen Diensten. Später begab er sich nach Berlin und bot dem König Friedrich seine Dienste an; allein dieser wandte sich mit den Worten von ihm weg: „Das Aeußere dieses Menschen gefällt mir nicht!" Darauf begab sich Loudon nach Wien, wo er Hauptmann wurde und durch seine glänzenden Verdienste immer höher stieg. Noch als Greis zeichnete er sich in einem Kriege gegen die Türken aus. Er starb 1790.

Unglück geahnt hätte, machte er vor seiner Abreise sein Testament und forderte seinem Bruder ein feierliches Versprechen ab, nach seinem Tode in keinen dem preußischen Hause schimpflichen Frieden zu willigen.

An der Oder fand er 40,000 Mann. Er führte sie über den Fluß und sah die vereinigten Feinde, über 60,000 Mann stark, auf den Anhöhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf verschanzt und durch eine sehr große Zahl Kanonen gedeckt. Trotz ihrer sichtbaren Ueberlegenheit beschloß er, die Feinde schon am folgenden Tage anzugreifen. Es geschah; die für die Preußen so unglückliche Schlacht begann Mittags nach 11 Uhr. Das höchst unbequeme Terrain, das man vorher nicht sorgfältig genug untersucht hatte, und die drückende Hitze dieses Tages erschwerten den Angriff über alle Erwartung. Die zahllosen Feuerschlünde, mit denen die Anhöhen besetzt waren, sprühten Tod und Verderben auf die Angreifenden. Ganze Rotten stürzten auf einmal nieder. Dennoch siegte zuletzt die preußische Tapferkeit, und um sechs Uhr war der ganze linke Flügel der Russen geworfen und alle ihre Batterien erobert. Der König fertigte einen Courier nach Berlin ab, um die vorläufige Siegesbotschaft zu überbringen.

Aber noch stand der rechte Flügel der Russen unerschüttert, und die Oestreicher waren noch gar nicht zum Schlagen gekommen. Mehrere treffliche Generale riethen dem König, jetzt den Kampf abzubrechen, da das Volk ermattet sei, und von den geschlagenen Russen zu erwarten stehe, daß sie sich in der Nacht wohl von selbst zurückziehen würden. Aber Friedrich, der mit diesem verhaßten Feinde ein für allemal fertig sein wollte, bestand auf der Fortsetzung der Schlacht.

Und jetzt geschah ein furchtbarer Umschwung des Glückes. Die ermatteten Preußen sollten die von Loudon unterdeß mit östreichischen Grenadieren wieder besetzten Anhöhen erstürmen, von denen aus Hunderten von Kanonen ein wahrer Todesregen sich auf sie ergoß. Sie sollten es mit den frischen östreichischen Truppen aufnehmen, die alle Vortheile der Stellung vor ihnen voraus hatten. Nicht einmal ihr Geschütz konnten sie nachziehen. Der König befahl jetzt seiner Reiterei anzugreifen. Zweimal weigerte sich Seydlitz, dem

Befehle Folge zu leisten. Ort und Augenblick, ließ er melden, seien ungünstig; als aber der König ihn zum dritten Male mit großer Heftigkeit wiederholte, stürmte er gegen die russischen Schanzen an. Doch von den mörderischen Kartätschenkugeln stürzten Mann und Roß zu Boden. Seydlitz selbst sank, an der rechten Hand schwer verwundet, vom Pferde und mußte fortgetragen werden. Noch einmal sammelte der König, was er von dem Fußvolk zusammenbringen konnte, und führte es gegen den Feind, aber eben so vergeblich. Die sonst so festen Linien brachen, die Unordnung ward allgemein, und nun vollendete die östreichische Reiterei die schreckliche Niederlage. Die Flucht im preußischen Heere ward allgemein. Kein Rückzug, wie bei Kollin oder Hochkirch, ward geordnet. Jeder eilte, sich selbst zu retten. Ein panischer Schrecken betäubte alle Gemüther, obgleich der Feind von aller Verfolgung abstand. Umsonst suchte der König, den der Anblick dieser Flucht aus aller Fassung brachte, einige Bataillone zum Stehen zu bringen. Er setzte sich selbst dem größten Feuer aus. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und als er das dritte besteigen wollte, zerschmetterte ihm eine Musketenkugel sein goldenes Etui in der Westentasche. Zuletzt von allen seinen Truppen verlassen, rief er verzweifelnd aus: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?“ Er sah, wie nicht blos alles eroberte Geschütz, sondern auch noch fast alles preußische dazu stehen blieb, denn jeder suchte nur sein Leben zu retten. Indeß kam ein Trupp östreichischer Reiter daher gesprengt, und der König wäre sicher getödtet oder gefangen worden, hätte ihn nicht der Rittmeister Prittwitz mit einem Trupp Husaren umringt und in Sicherheit gebracht. Mehrmals rief er auf diesem Schreckenswege aus: „Prittwitz, ich bin verloren!“ und auf dem Rücken dieses treuen Gefährten schrieb er mit Bleistift die bekannten Worte an seinen Minister Finkenstein in Berlin: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie; Adieu für immer!“

Nach der Schlacht fanden sich etwa 5000 Mann bei ihm ein, die übrigen hatten sich aufgelöst, oder lagen in ihrem Blute. Unter den letzteren war auch der liebenswürdige Dichter **Kleist**, der Sänger des Frühlings, der von Kar-

tätschenschüssen verwundet, dann von Kosacken rein ausgezogen und in einen Sumpf geworfen worden war, und einige Tage nachher zu Frankfurt den Geist aufgab. Hundertfünfundsechzig Kanonen waren verloren. Der unglückliche Monarch warf sich in seinen Kleidern auf ein Strohlager in einer halbzerstörten Bauernhütte; rings um ihn schliefen seine Adjutanten auf bloßer Erde. Die schrecklichsten Bilder der Zukunft ließen ihn nicht schlummern. Einem Offizier, der ihm am folgenden Morgen berichtete, daß man noch einiges Geschütz gerettet habe, rief er entgegen: „Herr, er lügt! ich habe keine Kanonen mehr!" Jeder fürchtete sich, ihm nahe zu kommen. Den alten Obersten Moller fragte er in diesen bangen Tagen einmal, wie es doch zugehen möge, daß seine Truppen nicht mehr das leisteten, was sie ehemals geleistet hätten. Der fromme Moller erwiderte schüchtern, es sei vielleicht die Sündenschuld des Heeres, bei welchem schon seit einiger Zeit die Betstunden ganz eingegangen wären. Und von dem Tage an ward der ehemalige Feldgottesdienst bei den Regimentern wieder eingeführt.

Nach diesem Siege bei Kunersdorf erwartete Jedermann, und Friedrich selbst, die Russen und Oestreicher würden ungesäumt nach Berlin gehen, die ganze Mark in Besitz nehmen und so den Krieg in acht Tagen endigen. Doch dies geschah nicht. Die Russen waren nicht Willens, für Oestreich Eroberungen zu machen. Als Daun dies verlangte, erhielt er von Soltikow die Antwort: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte nur noch, um weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein handeln sollen." Diese Uneinigkeit der Feinde war Friedrichs Glück und rettete die Mark. Die Russen zogen sich nach Polen, die Oestreicher nach Böhmen zurück.

Bald aber drang Daun in Sachsen ein und eroberte sogar Dresden. Friedrich sandte den General Fink mit 15,000 Mann nach Maxen, einem Dorfe bei Pirna, um das östreichische Heer zu umgehen und von Böhmen abzuschneiden. Dieser einsichtsvolle General fühlte selbst das Gefährliche seines Auftrags, aber vergebens machte er dem Könige Vorstellungen. Er ward von allen Seiten angegriffen

und eingeschlossen, und nachdem er 4000 Mann eingebüßt hatte, mußte er sich mit den übrigen 11,000 ergeben, gerade so wie vor drei Jahren die Sachsen bei Pirna. Daun nannte diese glückliche Unternehmung „den Finkenfang“. Als er mit den Gefangenen Preußen triumphirend in Dresden einzog, wurde er von den Einwohnern, welche die früher fast an derselben Stelle erfolgte Gefangennehmung der Sachsen vollständig gerächt sahen, mit lautem Jubel empfangen. — So unglücklich für Friedrich war der Feldzug von 1759.

---

5. Die Schlachten bei Liegnitz und Torgau (1760).

Friedrich befand sich in der schrecklichsten Lage; er hatte im vorigen Feldzuge ganze Heere eingebüßt, und obschon seine zahlreichen Werber das ganze Reich durchzogen, vermochten sie doch nicht, die alte, trefflich geübte preußische Infanterie zu ersetzen. Der Mangel an Offizieren war so groß, daß man Knaben, die man aus den Cadetten auswählte, beim Heere anstellen mußte. Um Geld zu erhalten, mußte Sachsen fortwährend gebrandschatzt und die Münze von Jahr zu Jahr mehr verringert werden. Nur der Ruf von Friedrichs Thaten und die Zauberkraft, mit der er alle Herzen an sich zu fesseln wußte, bewirkten es, daß die Tausende von Menschen, die durch List und Gewalt täglich zu seinen Fahnen geschleppt wurden, gehorsam aushielten und sich willig in die preußische Kriegszucht fügten.

Zum zweiten Male sah sich Friedrich genöthigt, sich blos auf den Vertheidigungskrieg zu beschränken. Diesmal wollte er Sachsen beschützen, Schlesien und die Mark sollten Fouquet und der Prinz Heinrich decken. Aber bald traf den König die traurige Nachricht, daß Fouquet bei Landshut von einem vierfach überlegenen Heere der Oestreicher unter Loudon geschlagen und selbst gefangen worden war. Friedrich unterdrückte seine Bestürzung darüber und sagte in einem festen Tone zu seinen Offizieren: „Fouquet ist gefangen, aber seine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat sich wie ein Held gewehrt.“ Nicht lange darauf ward die Festung Glatz von den Oestreichern erobert. Diese Nachricht war ein neuer Donnerschlag für Friedrich. Doch auch hier unterdrückte

er seine Bestürzung und sagte: „Sei's! Im Frieden werden sie es uns ja wohl wiedergeben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht Alles verlieren."

So brach er denn nach Schlesien auf, vor ihm und hinter ihm östreichische Heere. Nach vielen Gefahren kamen die Preußen glücklich in Schlesien an und lagerten sich in der Gegend von Liegnitz. Aber ihnen gegenüber, jenseits der Katzbach, stand das vereinigte Daunsche und Loudonsche Heer und verlegte ihnen die Wege nach Breslau und Schweidnitz. Und gerade dahin mußte man gehen, weil dort die großen Magazine waren, und man nur noch auf wenige Tage Lebensmittel hatte. In einer mißlicheren Lage war Friedrich noch nie gewesen. Er mußte befürchten, das Schicksal Finks bei Maxen zu erfahren. Denn außer jenen ihm dreifach überlegenen Oestreichern stand auch noch jenseits der Oder, unweit Breslau, der Feldmarschall Soltikow mit 60,000 Russen, den nur die Eifersucht auf Daun noch etwas zurückhielt.

Der König, der jeden Tag angegriffen und umzingelt zu werden befürchtete, mußte fast alle Nacht seine Stellung ändern, um den zögernden Daun irre zu machen. Einst ließ er in einer Nacht ganz in der Stille sein Lager abbrechen, welches die östreichischen Generale den Tag vorher sorgfältig erspäht hatten, und zog sich weit von den täuschenden Wachtfeuern auf einige Anhöhen zurück. Hier legte sich die Mannschaft ruhig nieder. Jeder behielt sein Gewehr im Arm, und da sie nicht singen durften, plauderten sie. Die heitere, milde Nacht machte Alle guter Dinge. Auch der Feind war diese Nacht nicht müßig. Er hatte dem König einen Streich wie den bei Hochkirch zugedacht, und zu dem Ende brach Loudon mit seinem ganzen Heere um Mitternacht auf, um die nämlichen Anhöhen zu besetzen, die, ihm unbewußt, so eben von den Preußen eingenommen waren. Etwa um zwei Uhr entdeckte ihn eine preußische Husarenpatrouille. „Wo ist der König?" rief der zurücksprengende Major. „Was giebt's?" fragte der erwachende Friedrich. — „Ew. Majestät, der Feind ist da und schon ganz nahe!" — „Pferd her!" rief Friedrich, und jeder General lief an seinen Platz. — „Wie wird's gehen, mein lieber Schenkendorf?" fragte er denjenigen von ihnen, der den Angriff machen sollte. „Ich will einmal die

Burschen fragen", antwortete dieser. „Nun, Grenadiere, was meint ihr, werdet ihr als ehrliche Kerle fechten?" — „O ja, wenn Sie uns anführen!" war der allgemeine Ausruf. Schenkendorf war einer der ersten unter den Verwundeten. Aber seine Grenadiere rächten ihn hundertfältig. Loudon, erstaunt sich so empfangen zu sehen, und unvermögend, in dem Dämmerlicht des Morgens den wahren Stand des Feindes zu erkennen, hatte hier das Schicksal Friedrichs bei Hochkirch, nur daß er noch in weit kürzerer Zeit geschlagen ward. Früh um fünf Uhr war Alles vorüber; der Feind hatte 10,000 Mann an Todten und Verwundeten, 6000 Gefangene und 82 Kanonen eingebüßt. Daun war zu entfernt zur Hülfe gewesen, auch hatte ein widriger Wind den Donner des Geschützes von seinen Ohren abgehalten.

Einige Zeit darauf wandte sich Friedrich gegen die vereinigten Russen und Oestreicher, die unter dem General Tottleben sogar Berlin eingenommen hatten. Hier hatte man drei Tage lang die gefürchteten Gäste beherbergt, als das Schreckenswort: Friedrich kommt! sie eiligst verjagte. Als der König von ihrem Abzug hörte, wandte er sich sogleich nach Sachsen, um dieses Land von neuem zu erobern. Bei Torgau lag Daun verschanzt, und dem Könige blieb nichts übrig, als ihn in seinen Verschanzungen anzugreifen. Friedrich schwankte einige Augenblicke, ob er Leben oder Tod dem Schicksal einer Schlacht überlassen sollte. Er berief seine Generale zusammen und wollte ihre Meinung hören. Alle schwiegen, endlich sagte der alte Ziethen fest und laut: „Alle Dinge sind möglich, nur eins ist schwerer als das andere." Jetzt ward die Schlacht beschlossen, und der Befehl zum Aufbruch bekannt gemacht.

Das preußische Heer theilte sich in zwei Hälften; mit der einen wollte der König selbst von vorn das östreichische Lager stürmen, mit der anderen sollte Ziethen durch einen Umweg demselben in den Rücken fallen. Die langen Märsche verzögerten den Angriff bis nach zwei Uhr Nachmittags. Ein unseliges Mißverständniß drohte gleich zu Anfang dem Heere des Königs Verderben. Man hörte nämlich ein starkes Schießen auf der anderen Seite, und dies verleitete zu glauben, Ziethen sei schon an seinem Platze. Ihn rasch zu unter=

stützen, wartete Friedrich nicht die ordentliche Stellung des ganzen Treffens ab, sondern führte einzelne Bataillone gegen den Feind. Aber dieser empfing ihn mit einem Donner aus mehr als 200 Kanonen, der mehrere Personen auf der Stelle des Gehörs beraubte, und desgleichen der König selbst nie gehört zu haben betheuerte. Die Bataillone stürzten Mann vor Mann nieder, frische wurden herangeführt, aber sie hatten dasselbe Schicksal. Weder Reiterei noch Fußvolk konnten sich gegen diese Kartätschen sprühenden Feuerschlünde halten. Rechts und links neben dem Könige schlugen die feindlichen Kugeln in die Erde, so daß sein Pferd in beständiger Bewegung blieb. Auch traf ein Streifschuß seine Brust, aber ein Pelz und ein Sammetrock schwächten die Wirkung der Kugel. Es war ein blutiger Tag, und mit jeder Viertelstunde sank Friedrichs Hoffnung mehr. Die Nacht brach ein, und man hatte sich der feindlichen Verschanzungen nicht bemeistert, vielmehr lag der Kern der preußischen Infanterie auf dem Blutfelde hingeschlachtet, und schon war ein östreichischer Courier auf dem Wege nach Wien, der Kaiserin die Siegesbotschaft zu bringen.

Die Verwirrung nach dem Eintritt der Dunkelheit war fürchterlich. Preußen schossen auf Preußen, und Oestreicher auf Oestreicher, und der König selbst war in Gefahr, einem feindlichen Haufen in die Hände zu gerathen. Gegen die Schauder einer langen und feuchtkalten Novembernacht wurden unzählige Feuer in der Torgauer Heide angezündet, um die sich Oestreicher und Preußen lagerten, entschlossen, sich am Morgen denen zu ergeben, für die sich der Sieg erklären würde. Zehntausend Verwundete mußten diese lange kalte Nacht auf feuchter Erde in ihrem Blute liegend verseufzen.

Man hörte indessen noch bis halb zehn Uhr auf der andern Seite kanoniren. Hier hatte Ziethen die Anhöhen glücklich erstiegen und den Feind in so große Verwirrung gebracht, daß Daun, der selber am Schenkel verwundet worden war, sein völlig aufgelöstes Heer um Mitternacht durch Torgau über die Elbe zurückgehen ließ. Friedrich brachte unterdessen die längste aller Nächte in einer kleinen Dorfkirche zu, weil alle Bauernhäuser voll Verwundeter waren, und setzte hier, auf der untersten Stufe des Altars sitzend, bei

dem Schimmer eines schwachen Lichtes Befehle und den Entwurf zur morgenden Erneuerung des Angriffs auf. Er schickte einmal über das andere hinaus, um zu erfahren, ob es denn nicht bald tagen würde; endlich warf er sich auf's Pferd und ritt im grauen Duft der ersten Dämmerung zum Dorfe hinaus, da sah er von fern Reiter in weißen Mänteln. Es war Ziethen, der im Tone eines Bericht erstattenden Offiziers zum König sprach: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück!" Dann sprengte er zu seinen Kriegern zurück und rief: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Alle antworteten einstimmig: „Ja, ja! unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Ziethen auch, unser Husarenkönig auch!"

Friedrich vergaß nicht seinen braven Truppen für ihre Treue zu danken und sie nach seinen Kräften zu belohnen. Sie waren vergnügt, trotz aller Mühseligkeiten und scherzten mit ihm, eine Freiheit, die er ihnen öfters gestattete. Er hieß ihnen nicht anders als Fritz und ward oft mit Du angeredet. Er selbst sah diesen Sieg nur als Hülfe für den Augenblick an, die es möglich machte, die Winterquartiere noch einmal in Sachsen zu nehmen.

---

6. Die letzten Kriegsjahre. Der Hubertsburger Friede (1763).

Der erschöpfte Held hatte im vorigen Jahre einige Friedensversuche gemacht, die aber von seinen Feinden zurückgewiesen worden waren. Die beiden Kaiserinnen glaubten ihn jetzt am wenigsten loslassen zu dürfen, in der festen Hoffnung, ihn durch neue Anstrengungen bald völlig aufzureiben. Und in der That steigerte sich die Schwierigkeit von Friedrichs Lage auf's Aeußerste. Die Feinde hatten in Sachsen und Schlesien festen Fuß gefaßt, Englands Hülfsgelder blieben nach dem Tode Georgs II. (1760) aus, der Mangel an Geld und Mannschaft nahm immer mehr zu.

Friedrich überließ Sachsen dem vorsichtigen Prinzen Heinrich, dem der König später das schöne Zeugniß gab, er sei von allen seinen Feldherren derjenige, der keinen Fehler gemacht habe; die Vertheidigung Schlesiens wollte er in

eigener Person übernehmen. Er konnte jedoch die Vereinigung der Russen und Oestreicher nicht hindern, und stand nun mit 50,000 Mann 130,000 gegenüber, die ihn erdrückt haben würden, wenn Loudon allein über sie zu gebieten gehabt hätte. Die Eifersucht des russischen Feldherrn Butterlin auf Loudon rettete den König, der sich vor Schweidnitz so fest verschanzt hatte, daß sein Lager einer Festung glich. Des Nachts mußten die preußischen Soldaten in Schlachtordnung stehen, und am Tage schliefen sie. Friedrich selbst machte sich die düstersten Vorstellungen von der Zukunft. Sein Kummer war so groß, daß er, wie öfters in solchen Fällen, den König vergaß und sich zur Freundschaft herabließ. Oft suchte er bei Ziethen in dessen nächtlicher Hütte Trost. Wenn dann der König verzweiflungsvoll sagte: „Es wird nicht gehen, es kann nicht gehen!" so antwortete der wackere Ziethen stets mit der männlichen Versicherung, daß gewiß einst noch Alles ein gutes Ende nehmen würde. Friedrich, der zu dieser Hoffnung gar keinen Grund mehr vor sich sah, fragte darauf einst spöttisch, ob er sich etwa einen neuen Alliirten verschafft habe „Nein," antwortete Ziethen, „nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht." — „Ach," seufzte der König, „der thut keine Wunder mehr!" — „Deren brauchts auch nicht," versetzte der fromme Ziethen, „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken."

Als endlich der russische Feldherr, dessen Uneinigkeit mit Loudon alle Unternehmungen gegen das preußische Heer hinderte, die ausgesogene Gegend verlassen mußte, sah Friedrich diese seine Befreiung für ein Werk des Himmels an und sagte zu Ziethen, jenes Gespräches sich erinnernd: „Er hat damals doch Recht gehabt, und Sein Alliirter hat Wort gehalten."

Nachdem Friedrich sein Lager verlassen hatte, gelang es Loudon, Schweidnitz durch Ueberrumpelung zu nehmen. Einige Zeit darauf fiel auch die Festung Kolberg in Pommern in die Gewalt der Russen. So ging denn in diesem Feldzuge die Hälfte von Schlesien und Pommern für den König verloren, und seine Bedrängniß erreichte den höchsten Grad; kaum konnte man noch Rekruten, Pferde, Geschirre, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse aufbringen. Die Betrachtung

solcher Noth erweckte in dem König sogar den Gedanken an Selbstmord, und nur der Muth der Bürger und Bauern, der von den preußischen Geistlichen stets genährt ward, hielt den König und das Heer aufrecht.

Schon wandte sich Friedrich in seiner verzweifelten Lage an den türkischen Sultan, um ihn zu Einfällen in die ungarischen und russischen Provinzen zu bewegen: da rettete ihn der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland aus der dringendsten Noth. Peter III., der nun den russischen Thron bestieg, war ein Freund und begeisterter Verehrer des preußischen Königs. Er stellte nicht nur alle Feindseligkeiten gegen Friedrich ein, sondern ließ sogar 20,000 Mann Russen zu dem preußischen Heere stoßen. Die nächste Folge dieses glücklichen Ereignisses war der Friede mit Schweden.

Schon wollte Friedrich seine ganze Kraft gegen Oestreich richten, als der plötzliche Tod Peter III. eine Umwandlung der Verhältnisse herbeiführte. Katharina II. bestieg nun den russischen Thron, die jedoch, obwohl nicht Friedrichs Freundin, den Krieg gegen ihn nicht erneuerte, sondern sich begnügte, das russische Hülfsheer zurückzurufen. Doch vermochte Friedrich den russischen Feldherrn den Befehl zum Abzug noch drei Tage geheim zu halten; dies geschah, und so hielt die Anwesenheit, wenn auch nicht die Mitwirkung des russischen Heeres einen Theil des östreichischen in Unthätigkeit. Bald nach dem Abzuge der Russen eroberte der König Schweidnitz.

In Sachsen hatten die Preußen gegen überlegene östreichische Truppen gekämpft. Ein Waffenstillstand mit Oestreich setzte sie in den Stand, sich gegen die Reichstruppen zu wenden und sie weithin vor sich herzutreiben, so daß Baiern und Franken zitterten und mehrere Reichsfürsten sich vom Kriege lossagten. Auch Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte gegen die Franzosen glückliche Erfolge erfochten.

Alle kriegführenden Mächte waren erschöpft und sehnten sich nach Frieden. Maria Theresia sah ein, daß sie allein Schlesien nicht behaupten könne. Daher wurden am letzten Tage des Jahres 1762 auf dem Jagdschlosse Hubertsburg, zwischen Meißen und Leipzig, die Friedensunterhandlungen eröffnet, die im folgenden Jahre (1763) zwischen Oestreich, Preußen und Sachsen zu Stande kamen. Friedrich

behielt Schlesien und gab seine Stimme zur Königswahl Joseph's II., des Sohnes von Maria Theresia. Sachsen wurde an August III. zurückgegeben.

Die zerrütteten Folgen des ungeheuren Kampfes waren in mehr als einem Lande Europas sichtbar. Frankreich und Schweden waren dem Bankerotte nahe, die englische Staatsschuld war außerordentlich vergrößert worden; Sachsen, von Feinden und Freunden ausgesogen, berechnete seine Kriegsschäden auf 70 bis 80 Millionen Thaler. Aber das Meiste hatten doch diejenigen Länder gelitten, in denen die Franzosen und Kosacken gewesen waren. In Hessen und Westfalen standen ganze Dörfer leer, in Pommern und der Neumark waren viele in Aschenhaufen verwandelt. Die Felder lagen brach, weil es an Saatkorn, an Vieh und an Händen fehlte, sie zu bebauen. In den preußischen Staaten rechnete man gegen 30,000 Menschen, die wehrlos von den wilden Schwärmen, welche die russischen Heere begleiteten, niedergemacht worden waren. Die blühendsten Gegenden waren Einöden geworden. Hier und da waren nur noch Weiber zur Bestreitung der Feldarbeit übrig.

Friedrich hatte sich in diesem siebenjährigen Kriege gegen einen halben Welttheil siegreich vertheidigt und die Bewunderung aller Völker erworben. Preußens Stellung unter den Hauptmächten Europas war gesichert.

XLI.

Friedrichs des Großen fernere Regierung und Tod (1763—1786). — Joseph II. (1765—1790).

Nach dem Kriege war Friedrich zunächst darauf bedacht seinen Kriegsstand so furchtbar herzustellen, daß kein Feind es wagen dürfe, die kaum erworbene Ruhe plötzlich wieder zu stören. Das preußische Heer bestand am Ende des Krieges größtentheils aus Ueberläufern, Ausländern und ganz jungen Landeskindern. Viele der letzteren wurden ihren jammernden Eltern und dem Ackerbau wiedergegeben. Dafür fanden sich dienstlose Ausländer in Menge ein. Bei wenigen Infanterie-

Regimentern waren noch hundert Mann zu finden, die von Anfang des Krieges an gedient hatten. Das nunmehrige neue Geschlecht mußte ganz eigen wieder geübt werden, und dieses geschah mit allem Ernst, indem die Mannszucht dabei bis zu großer Strenge geschärft ward. Die Offizierstellen wurden nur mit Adeligen besetzt, für deren Ausbildung durch Cadettenhäuser und Militairschulen gesorgt ward. Das Heer brachte Friedrich auf 200,000 Mann.

Nicht mindere Sorgfalt wandte er darauf, die Gewerbe und Geschäfte des Friedens wieder herzustellen, welche durch den Krieg zerrüttet waren. Das Getreide, das schon zum nächsten Feldzug angekauft war, ward als Saatkorn unter die ganz verarmten Landleute vertheilt, und die für die Artillerie und das Gepäck angekauften Pferde wurden dem Ackerbau wiedergegeben. In Schlesien wurden die Steuern auf sechs Monate, in Pommern und der Neumark auf zwei Jahre erlassen. Mit baaren Geldsummen half er den Provinzen auf, um damit die Schulden zu tilgen, die sie hatten machen müssen, um die von den Feinden eingetriebenen Brandschatzungen zu bezahlen. Diejenigen Hausväter und Fabrikanten, welche durch den Krieg besonders gelitten hatten, wurden aus den Königlichen Kassen unterstützt. Die Gesammtsumme der Schenkungen, welche Friedrich unter seine Provinzen vertheilt hat, beläuft sich über 24 Millionen Thaler. Und diese Summen wurden nicht aus dem Schatze, sondern aus den Privatersparnissen des Königs genommen. In Ansehung seines Schatzes pflegte er zu sagen: „Der Staat ist reich, ich aber bin arm," und in seinem Testamente schrieb er: „Mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staate." Unter der Sorgfalt eines solchen Königs erhoben sich die eingeäscherten Städte und Dörfer aus ihren Trümmern, und die Bevölkerung der preußischen Staaten wuchs besonders durch die Aufnahme vieler fremden Ansiedler.

Die Thätigkeit des großen Königs ward durch sein zunehmendes Alter nicht gemindert, und sein Pflichtgefühl nur noch erhöht: „Mein Stand," schreibt er, „verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin." Ein andermal schrieb er an einen

Freund: „Du hast Recht, wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben; denn nichts hat mit dem Tode mehr Aehnlichkeit als der Müßiggang."

Die übrige Zeit seiner Regierung floß in fast ungestörtem Frieden dahin. Als es im Jahre 1772 zur ersten Theilung des Königreichs Polen kam, gewann Friedrich ohne Krieg Westpreußen (ohne Danzig und Thorn, vgl. XLII).

Auf Franz I. (1745—1765) war dessen Sohn Joseph II. als deutscher Kaiser gefolgt. Seine Mutter Maria Theresia hielt ihn aber von der eigentlichen Leitung der Staatsangelegenheiten durchaus fern. In ihm vereinigten sich eine seltene Menge von Fähigkeiten und Kenntnissen und der edelste Wille für die Verbesserung seiner Staaten, deren Mängel er genau erkannte. Doch erst der Tod seiner Mutter (1780) gestattete ihm freien Spielraum. Nun sollten veraltete Mißbräuche in Staat und Kirche fallen, Alles sollte neu und zeitgemäß erscheinen. Wo es galt, seinen Willen durchzusetzen, und in seinen verschiedenen Staaten eine Sprache, ein Gesetz und eine Verfassung zur Herrschaft zu bringen, da achtete Joseph keine althergebrachten Rechte, und verletzte sowohl Einzelne als ganze Stände und Völker durch seine Neuerungen. Dazu ließ er sich bei seinen neuen Einrichtungen nicht die gehörige Zeit und wollte sofort Früchte erzwingen, die nur langsam und allmählig reifen konnten. Die Folge war, daß er es keinem Stande recht machte, ja mehrere seiner Erbstaaten, wie Ungarn und die Niederlande, im vollen Aufstande gegen sich sehen mußte. Am Ende wurde er selbst über das Mißlingen seiner Pläne mißmuthig, und sprach vor seinem Tode (1790) den Wunsch aus, man möge auf sein Grab schreiben: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen."

Im Jahre 1777 erhob dieser Kaiser Ansprüche auf einen Theil Baierns, wo Kurfürst Maximilian Joseph kinderlos gestorben war. Der neue Kurfürst Karl Theodor sah sich durch Joseph II. genöthigt, diese Ansprüche anzuerkennen, aber der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken erklärte sich als künftiger Erbe Baierns dagegen und wandte sich an Friedrich um Hülfe. Dieser ergriff die Gelegenheit, der Vergrößerungssucht Josephs entgegenzutreten und fiel in Böhmen ein (1778).

Dieser Krieg heißt der baierische Erbfolgekrieg, der jedoch, ohne daß es zu einer Schlacht kam, beigelegt ward. Denn schon 1779 erfolgte der Friede zu Teschen im östreichischen Schlesien, in welchem Joseph auf seine Ansprüche verzichtete und sich mit dem sogenannten Innviertel und Braunau begnügte.

Doch gab Joseph den Plan zur Erwerbung Baierns nicht auf und machte später den Versuch, es durch Tausch gegen den größten Theil der Niederlande an sich zu bringen. Aber auch hier stellte sich ihm Friedrich entgegen und hinderte durch Stiftung eines Fürstenbundes mit Hannover, Sachsen und anderen deutschen Fürsten die Ausführung dieses Planes (1785).

So war also Friedrich, der in der ersten Hälfte seiner Laufbahn erobernd aufgetreten war, in der zweiten Hälfte für die Erhaltung der Ruhe und des Besitzstandes in Deutschland thätig. Die Gründung des Fürstenbundes war übrigens die letzte seiner wichtigeren Thaten. In seinem Privatleben behielt er bis an's Ende dieselbe Ordnung bei, die er bei seinem Regierungsantritt festgesetzt hatte. Dieselbe Pünktlichkeit in den Geschäften, dieselbe Beharrlichkeit in der treuen Ausübung seiner Pflichten, ja fast dieselbe Raschheit in allen seinen Bewegungen zeichneten den Greis aus, wie einst den kraftvollen Mann, und noch am Tage vor seinem Ende las er die ihm eingesandten Briefe durch. Wenn er sich im Alter auch mehr Schlaf gönnte als sonst, so entzog ihm dieser doch niemals eine Morgenstunde, und in den zu Heerschauen und Reisen festgesetzten Stunden und Tagen erlaubte er sich der Bequemlichkeit wegen keine Abänderung. In seinem Aeußern und seinen Umgebungen blieb die alte Einfachheit, und nur wenige Diener waren um seine Person. In seiner Kleidung war er zuletzt sehr nachlässig. Seine Uniform war meist abgetragen; die schlaffen Stiefeln, die er beim Aufstehen anzog und erst beim Niederlegen abstreifte, waren fast roth und hingen unordentlich herunter. Der spanische Taback, von dem er stets zwei gefüllte Dosen bei sich trug, entstellte selbst sein Angesicht. Nur an dem Auge, dessen durchbohrendes Feuer kein Maler darzustellen im Stande gewesen ist, erkannte man den König. Die Liebe zur Dichtkunst bewahrte er auch in

seinem Alter. Nur für die deutsche Sprache und Literatur fehlten ihm aller Sinn.

Zu seinen Tischgenossen nahm Friedrich die wenigen Freunde, die ihm aus der schönen Zeit seiner Jugend noch übrig geblieben waren. Auch die alten wackeren Kriegsgefährten Fouquet, Ziethen u. A. behielt er in treuem Gedächtniß; er besuchte sie zuweilen, erfreute sie durch Geschenke und zog sie öfters an seine Tafel. Einst war Ziethen an der königlichen Tafel eingeschlummert, und die neben ihm Sitzenden wollten ihn wecken: „Laßt ihn schlafen," sagte der König, „er hat oft genug für uns gewacht."

Lange wußte der alte Held die Heiterkeit des Geistes zu erhalten, doch verlor er zuletzt allmählig die Freude an der Welt und den Glauben an die Menschheit; er ward mißtrauischer gegen seine Diener und strenger in ihrer Beaufsichtigung. Vierundsiebzig Jahre hielt die starke Seele den schwachen Körper aufrecht, als er an der Wassersucht erkrankte, die seinem Leben ein Ende machte. Die letzten Tage brachte er auf seinem Stuhl in vorwärts gebückter Stellung zu, doch ließ er sich noch täglich Regierungssachen vorlegen und schrieb auch noch einige Briefe. Er starb in der Nacht vom 16. auf den 17. August 1786. Die Nachricht von seinem Tode brachte nicht allein bei seinen Unterthanen die aufrichtigste Trauer hervor, sondern erregte auch in viel weiteren Kreisen die größte Theilnahme. Friedrich hat seinem Staate dessen Bedeutung als Großmacht errungen, und die Geschichte gibt ihm mit vollem Rechte den Beinamen des **Großen**.*)

XLII.

Peter III. und Katharina II. von Rußland.

Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth (1762) bestieg ihr Neffe, der Sohn Annas, der älteren Tochter Peters des Großen, als **Peter** III. den russischen Thron. Wie bereits erzählt ist, war er von Begeisterung für Friedrich II., König

*) Die folgenden Könige von Preußen sind Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), Friedrich Wilhelm III. (1797–1840), Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861), Wilhelm I. (seit 1861).

von Preußen ergriffen, und sein ganzes Streben ging dahin, diesem großen Geiste nachzuahmen, aber bei der Mittelmäßigkeit seiner Befähigung konnte sich diese Nachahmung nur auf Aeußerlichkeiten, besonders auf die Haltung, Kleidung und Einübung der Truppen erstrecken. Eine seiner ersten Handlungen war Friede, dann Bündniß mit Preußen (vgl. XL., 6). Zahlreiche Verbannte, unter ihnen Biron und Münnich*) kehrten zurück. Aber seine Neuerungen im Heer- und Verwaltungswesen erregten den Widerwillen des russischen Volkes, und auch die Geistlichkeit verletzte er durch Mangel an kirchlichem Eifer. Mit seiner Gemahlin Katharina, einer geborenen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, lebte er in keiner glücklichen Ehe. Als er den Plan merken ließ, sie in ein Kloster zu stecken, beschloß sie der drohenden Gefahr durch den Sturz des Kaisers zuvorzukommen. Mit Hülfe ihrer Mitverschworenen gewann sie am 9. Juli 1762 die Garden, ließ ihren Gemahl, der zu Peterhof unentschlossen schwankte und sich bald von Allen verlassen sah, verhaften und wurde im ganzen Reiche als Kaiserin anerkannt. Da sich aber im Volke noch Theilnahme für den Enkel Peters des Großen zeigte, so sollte der Gegenstand dieser Theilnahme aus dem Wege geräumt werden, und Peter ward wenige Tage nach seinem Sturze durch den Gardeoffizier Orlow auf gräuelvolle Weise erdrosselt. Die Ermordung Iwans stellte die Kaiserin auch nach dieser Seite hin sicher**) und ein Aufstand des Kosacken Pu-

---

*) Als sich die beiden Nebenbuhler nach zwanzig Jahren zum ersten Male wieder bei Hofe sahen, rief ihnen der Kaiser zu: „Sieh da, ein Paar alte Freunde, die müssen eins mit einander trinken!“ Er ließ drei volle Gläser bringen und trank ihnen das seinige zu. In demselben Augenblicke ward er abgerufen. Münnich und Biron blieben, jeder das Glas in der Hand, stehen, ohne ein Wort zu sprechen, den Blick nach der Stelle gerichtet, wo der Kaiser verschwunden war. Da er nicht wiederkam, sahen sie einander starr an, setzten zu gleicher Zeit die Gläser nieder und wandten einander den Rücken.

**) Im Jahre 1746 machte ein Lieutenant Mirowitsch, einen Versuch zur Befreiung Iwans; aber der wachhabende Offizier stieß, einem Befehle gehorchend, den Gefangenen, der noch verzweifelten Widerstand leistete, mit Degen- und Bajonnetstich nieder. Sein Leichnam ward vor der Kirche in Schlüsselburg in Matrosentracht ausgestellt. Mirowitsch wurde enthauptet.

gatschew, der sich, auf seine Aehnlichkeit mit Peter III. vertrauend, für diesen ausgab und bedeutenden Anhang fand, ward nach einem zweijährigen Kriege unterdrückt.

Katharina II. (1762—1796) gehört zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen ihres Geschlechts, und ihre Regierung bildet eine Glanzperiode der russischen Geschichte. Ihr Streben war, Rußland zu einer europäischen Macht zu erheben, und ihm die Früchte europäischer Bildung zuzuführen. War auch ihr Privatleben nicht ohne Schwächen, da sie sich ihren Günstlingen allzusehr hingab, so entwickelte sie doch wahrhafte Herrschertalente. Mit durchdringendem Scharfsinn durchschaute sie alle Theile der Verwaltung, hob die Mißbräuche der alten Rechtspflege auf und entwarf den Plan zu einem allgemeinen Gesetzbuche; sie verbesserte das gesammte Heerwesen, hob die Seemacht, ordnete den Staatshaushalt, sorgte für den Ackerbau und die Urbarmachung von Wüsteneien durch Heranziehung von Tausenden von Ausländern und belebte Handel, Gewerbe und geistiges Leben, indem sie junge Russen zu ihrer Ausbildung ins Ausland sandte und eine Menge Schulen und Bildungsanstalten gründete. Sie beförderte Kunst und Wissenschaft und stiftete zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten. Dabei ließ sie jedoch nie die auswärtigen Verhältnisse außer Acht. Zunächst zogen die Zustände Polens ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Dieses unglückliche Land litt schon längst an heilloser innerer Zerrüttung, die besonders in dem Rechte des einzelnen Adeligen, durch seinen Widerspruch jeden Beschluß des Reichstages zu hintertreiben (im sogenannten liberum veto) ihren Grund hatte, wodurch dann wieder Parteiungen unter dem Adel (Conföderationen) gegen den Reichstag hervorgerufen wurden. Auf August II. war dessen Sohn August III. als König von Polen gefolgt. Da ein Sohn des letzteren bald nach dem Vater starb, verlieh Katharina den polnischen Thron an ihren Günstling, Stanislaus Poniatowski, und fortan blieb Polen unter russischer Bevormundung. Zwar bewog der unzufriedene Adel und Frankreichs Einfluß, um Rußlands Aufmerksamkeit von Polen abzuziehen, die Türken zum Kriege gegen Rußland, aber die Waffen der Kaiserin waren siegreich in einem Kampfe, wie ihn die Pforte noch

nicht zu bestehen gehabt hatte. Der Friede zu Kutschuk-Kainardschi (1774) sicherte den Russen außer anderen Vortheilen ihren Einfluß auf die Moldau und Walachei, gewährte die Unabhängigkeit des Tartaren-Chans in der Krimm, und was einst Peters des Großen Ziel gewesen, — die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere.

Aber schon während des Krieges hatte Rußland seine Grenzen im Westen erweitert. Der fortdauernde Kampf der Parteien und die steigernde Verwirrung in Polen hatte Katharina und Friedrich den Großen auf den Gedanken gebracht, dem polnischen Reiche einen bedeutenden Theil seines Gebiets zu entreißen, und es gelang ihnen, auch Oestreich für diesen Plan zu gewinnen. So kam denn im Jahre 1772 ein Theilungsvertrag zu Stande, in welchem Rußland das Gebiet zwischen Düna, Dnieper und Drutsch, Preußen Westpreußen außer Danzig und Thorn (vgl. XLI.) und Oestreich Ostgalizien und Lodomirien erhielt. Das wehrlose Polen mußte sich diese Schmälerung seines Gebiets gefallen lassen, und der Reichstag dem Theilungsvertrage noch seine Genehmigung ertheilen.

Der Friede mit den Türken gab der rastlos wirkenden Kaiserin die nöthige Ruhe, ihre Thätigkeit auf die inneren Verhältnisse ihres ungeheueren Reichs richten zu können. Die Eintheilung desselben in Statthalterschaften erleichterte eine zweckmäßige Verwaltung. Dabei ward sie von dem durch Kaiser Joseph zum Reichsfürsten erhobenen Potemkin unterstützt, der, ebenso ehrgeizig als herrschsüchtig, Katharinens Gunst bis an seinen Tod besaß, und im Krieg wie im Frieden Rußlands Geschicke lenkte. Wie die Kaiserin die politischen Verhältnisse Europas nie aus den Augen verlor, so war auch Schwächung, wo möglich Unterwerfung der Türkei, das Hauptziel ihres Strebens. Um die Herrschaft über das schwarze Meer zu haben, war der Besitz der Küstenländer nothwendig. Potemkin brachte es dahin, daß der damalige Tartaren-Chan die Krimm (Taurien) und das ganze übrige Gebiet bis zum Kuban gegen ein Jahrgeld an Rußland abtrat und erhielt dafür von der dankbaren Kaiserin, die ihn ohnehin mit Reichthum und Ehren überhäufte*), den stolzen Namen des Tau-

*) Er bezog außer seinen Besoldungen und den Einkünften seiner Güter einen Gehalt von 100,000 Rubel und erhielt an seinen Geburts-

riers. Als bei dem glänzenden Zuge der Kaiserin in die neuerworbenen Provinzen Kaiser Joseph mit Katharina in Cherson zusammenkam,*) gedieh der Plan gegen die Türken vollends zur Reife, und Katharinens zweiter Enkel erhielt sogar den vorbedeutenden Namen Konstantin.

Der Sultan, die drohende Gefahr erkennend, kam der Kaiserin zuvor und begann den Krieg (1787). Zwei russische Heere zogen ins Feld; die russischen Feldherren Potemtin, Romanzow und Suwarow bedeckten sich mit Ruhm, Oczakow ward von Potemkin unter gräßlichem Blutvergießen erstürmt. Da aber die Schwächung der Türkei, durch die nur Rußland gewann, den übrigen Mächten nicht gleichgültig war, und dies einen Krieg Schwedens gegen Rußland erregte, so schloß Katharina, da Oestreich ohne Erfolg kämpfte, mit der Pforte den Frieden zu Jassy (1792), der ihr Gebiet bis zum Dnjester erweiterte. So beherrschte sie einen großen Theil der Küste des schwarzen Meeres, und sie versäumte nicht, durch Anlage zahlreicher Orte und Anbau des Bodens die neue Eroberung auszubeuten.

Indessen hatten sich die Polen eine neue Verfassung gegeben, die nicht nach dem Sinne Katharinas war und auch eine polnische Adelspartei gegen sich hatte. Unter dem Vorwande, die alte Verfassung wieder herzustellen, ließ sie ein Heer in Polen einrücken; vergebens führte der heldenmüthige Kosciusko ein polnisches Heer gegen die Russen: es erlag der Uebermacht. Nun trat auch Preußen als Rußlands Verbündeter auf und besetzte polnisches Gebiet. Es kam zu einer zweiten Theilung (1793), in welcher Preußen 1060 Quadratmeilen mit Danzig und Thorn, Rußland über 4500

---

und Namenstagen ebensoviel; seine Tafel ward noch mit ansehnlichen Summen aus dem kaiserlichen Hofstaat und aus den kaiserlichen Kellern mit Weinen und Getränken versehen.

*) Auf dieser Reise wußte Potemkin seine Kaiserin durch allerlei Blendwerk zu täuschen. Viele Meilen weit herbeigeschaffte Massen von Menschen und Vieh mußten den Schein reichen Wohlstandes und ansehnlicher Bevölkerung darbieten, um nachher zu gleichem Zwecke weitergetrieben zu werden, oder vor Hunger umzukommen. Herbeigeschaffte Waaren mußten in Cherson das Ansehen einer blühenden Handelsstadt hervorrufen, und in Sewastopol wurde ihr das Trugbild einer Kriegsflotte vorgezaubert.

Quadratmeilen in Besitz nahm. Aber dabei blieb es nicht. Durch einen neuen Vertrag wußte Katharina Polen gänzlich unter russische Oberhoheit zu stellen, bis noch einmal der Freiheits- und Unabhängigkeitssinn der Polen erwachte. Kosciusko und Madalinski stellten sich voll edeler Begeisterung an die Spitze eines polnischen Heeres und fochten Anfangs glücklich gegen die Russen und Preußen; neue Hoffnung belebte schon die Helden, als Kosciusko von Suwarows Uebermacht geschlagen ward (1794). Mit den Worten: „Finis Poloniae!" (Polens Ende!) fiel er verwundet in russische Gefangenschaft. In einer dritten Theilung Polens (1795) nahmen Rußland, Preußen und Oestreich auch den Rest des Reiches in Besitz, und damit war Polen als selbstständiger Staat vernichtet.

Im nächsten Jahre (1796) rief der Tod die große Kaiserin von dem Schauplatze ab, auf dem sie eine für die Welt und für Rußland so bedeutungsvolle Rolle gespielt hatte.*)

XLIII.

Die nordamerikanischen Colonien.

1. Gründung der Colonien in Nordamerika.

Nordamerika umfaßt eine unermeßlich große Länderstrecke, die unserm Erdtheil an Größe fast gleichkommt. Der östliche Küstenstrich, der sich vom Lorenzflusse bis zur Halbinsel Florida ausdehnt, begünstigt durch seine vielen Einschnitte Schifffahrt und Seeverkehr ebenso, wie die gewaltigen, dem Meere zufließenden Ströme. Das Klima ist gemäßigt, entspricht dem von Mittel- und Südeuropa und befähigt das Land zu gleichem Anbau. Dennoch war Nordamerika nach seiner Entdeckung lange Zeit unbenutzt, da die Geldsucht hier keine Befriedigung

*) Die folgenden Kaiser von Rußland sind Paul I. (1797—1801), Alexander I. (1801—1825), Nikolaus (1825—1855), Alexander II. (seit 1855).

fand, und das Dunkel der Urwälder, die Starrheit des Bodens und die kriegerische Wildheit der Indianer die Europäer zurückschreckte. Daher gingen die ersten Ansiedlungen, welche Walter Raleigh unter der Regierung der Königin Elisabeth von England in dem nach ihr benannten Virginien versucht hatte, spurlos verloren, denn man hatte nur nach Gold gesucht und nichts gefunden; aber das Streben, durch Colonien die Seemacht und den Seehandel Englands zu heben, bewog König Jacob I. zwei Gesellschaften zur Colonisation der Ostküste von Nordamerika zu ermächtigen, und so wurden zuerst in Virginien (1607) und bald darauf am Flusse Delaware (1609) die ersten dauernden Niederlassungen gegründet. Später trieb Glaubensnoth ganze Schaaren von Auswanderern aus England nach Nordamerika, um hier vor den Verfolgungen der herrschenden Kirche eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Es waren meist Puritaner, von denen ein Häuflein noch am Ende des Jahres 1620 an dem eisbedeckten Felsenufer landete, den Indianern ein Stück Landes abkaufte und unter unsäglichen Schwierigkeiten die Colonie Plymouth gründete. Nun entstanden in rascher Folge nacheinander in Massachusets, Connecticut, Rhode-Island, New-Hamsire, New-Jersey, New-Haven und Maryland (bis 1633) Colonien. Es war ein hartes Geschlecht, jene ersten Pflanzer, welche Psalmen und geistliche Lieder singend und ein sittenstrenges Leben führend, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod aßen, ein Geschlecht, ebenso geschaffen, durch schwere Arbeit den rauhen Boden in urbares Land zu verwandeln, als den Grund zu Staatenbildungen zu legen, die bestimmt waren, sich dereinst in Freiheit und Unabhängigkeit selbst zu beherrschen.

Im Jahre 1662 siedelten sich Briten in Carolina an, das später in Nord- und Südcarolina getheilt ward. Seit 1664 nahmen andere englische Einwanderer weiteren Besitz von jenen Küsten und nöthigten die dort angesiedelten Schweden und Holländer, welche letztere in New-Amsterdam, dem heutigen New-York, wohnten, zur Unterwerfung unter die britische Regierung. Wenige Jahre nachher (1668) drangen französische Jesuitenmissionare von Canada aus in die weiten Ebenen des Missisippi und legten dort den Grund zu den ersten europäischen Ansiedlungen.

Während hier die Eifersucht der Engländer und Franzosen die wilden Indianerstämme zum blutigen Kampfe des Widerstandes anregte, in welchem die Kraft derselben erlahmte und ihre Zahl abnahm, ließ sich William Penn, Führer der in England entstandenen religiösen Secte der Quäker, in dem milden Himmelsstriche nieder, dessen Namen Pensylvanien zugleich den ersten Gründer und die weite Waldlandschaft bezeichnete, welche zur Zeit der ersten Anbauer den Boden bedeckte. Hier gründete er Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe, in welcher Verfolgte aller christlichen Bekenntnisse und Nationen, besonders viele Deutsche, eine neue, sichere Heimath fanden.

In rascher Entwickelung gediehen die nordamerikanischen Colonien, und der Umstand, daß ihre Bevölkerung zum größten Theil aus Leuten bestand, welche politische oder religiöse Verfolgung aus ihrer Heimath getrieben hatte, verlieh ihnen von vorn herein einen eigenthümlichen Charakter. Die vollkommene Glaubensfreiheit aller Bekenntnisse, die hier herrschte, die bedeutenden Freiheiten und Vorrechte, welche die englische Regierung ihren Kolonisten gewährte, insbesondere das Recht, sich selbst eine Verfassung zu geben, förderten namentlich im Norden das Aufkommen republikanischer Grundsätze und bewirkten, daß man sich gewöhnte, Nordamerika in religiöser und politischer Hinsicht als das Land der Freiheit zu betrachten.

---

2. Der englisch-französische Colonialkrieg. Unzufriedenheit der Colonien mit der englischen Regierung. Georg Washington. Benjamin Franklin.

Wenn auch die Bewohner von Nordamerika einen hohen Grad bürgerlicher Freiheit genossen, so konnte sich doch ihr Handel, die vornehmste Erwerbsquelle aller Küstenländer, zu keiner Blüthe emporschwingen. Die Engländer hatten sich durch drückende Beschränkungen in den ausschließlichen Besitz desselben zu versetzen gewußt, indem sie auf ihren Schiffen die Erzeugnisse der Colonisten abholten und ihnen ebenfalls auf englischen Schiffen ihre Bedürfnisse zuführten. Auf diese Weise zogen die Engländer aus ihren Colonien einen ungeheueren Gewinn, gaben aber auch Veranlassung zu einem

bedeutenden Schleichhandel, der besonders dann in einem außerordentlichen Umfang betrieben ward, als die Franzosen von Canada aus den Engländern allen möglichen Schaden zufügten. Darüber brach zwischen England und Frankreich ein langjähriger Krieg aus, in welchem zuerst der Mann auftrat, der berufen war, in den Geschicken Amerikas einst eine so ausgezeichnete Rolle zu spielen und durch einen seltenen Verein glänzender Eigenschaften seinem Vaterlande Freiheit und Unabhängigkeit zu erringen.

Georg Washington — dies ist der Name jenes Mannes — war der Sohn eines reichen Gutsbesitzers und wurde am 22. Februar 1732 in Virginien geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters erhielt er durch einen tüchtigen Hofmeister eine gute Erziehung und gründliche Bildung, und machte bei seinen außerordentlichen Anlagen in allen Zweigen des Unterrichts die schnellsten Fortschritte. Besonders fühlte er sich zu der Mathematik und den Kriegswissenschaften hingezogen, und er erwarb sich in denselben so ausgezeichnete Kenntnisse, daß er schon in einem Alter von zwanzig Jahren als Major in der Miliz seines Vaterlandes angestellt wurde. Als nun die Franzosen sich am Ohio festzusetzen versuchten, beschlossen die Engländer zuerst, sie durch Unterhandlungen von ihrem Vorhaben abzubringen, und der junge Washington wurde mit diesem schwierigen Geschäfte betraut. Mit einem einzigen Begleiter unternahm der Jüngling die Reise nach dem 400 Meilen weit entfernten Ziele, das er endlich glücklich erreichte. Zwar scheiterten seine Bemühungen, den französischen Befehlshaber von seinem Vorhaben abzubringen, aber dennoch war diese Reise für ihn und sein Vaterland von großer Wichtigkeit, da Washington hierbei mit der ihm eigenen Beobachtungsgabe sich eine genaue Kenntniß der Gegenden und Menschen erworben hatte.

Nun beschloß der englische Gouverneur in Virginien eine bewaffnete Expedition, um die Franzosen von ihren Unternehmungen abzuhalten, und Major Washinton erhielt den Befehl über eine Schaar von 300 Kriegern (1754). Schnell rückte der junge Held mit seinem tapfern Häuflein nach dem Ohiostrom vor, und in einem Kampfe mit einem weit überlegenen französischen Corps wurde das letztere in die Flucht

geschlagen. Allein die Feinde, durch mehrere hundert Indianer verstärkt, rückten von neuem vor, und Washington, um seine Leute nicht nutzlos zu opfern, sah sich genöthigt, der Uebermacht zu weichen. In aller Eile ließ er eine Verschanzung aufwerfen und vertheidigte sich nun mit seinem kleinen Haufen gegen die entschiedene Uebermacht mit solcher Hartnäckigkeit, daß die Franzosen, solche Tapferkeit auch am Feinde hochachtend, ihm einen ehrenvollen Abzug mit den Waffen in der Hand gestatteten.

Nach dem Fehlschlagen dieser Unternehmungen machten die Engländer größere Anstrengungen und sandten ein Heer von 2000 Mann unter General Braddock ab, unter welchem Washington als Adjutant diente und der den Weg nach dem Fort du Quesne, am Ursprunge des Ohio, einschlug. Da sich nirgends Franzosen zeigten, drang Braddock, ohne auf den erfahrenen Rath Washingtons zu achten, der ihn vor der Hinterlist der Indianer warnte, tiefer in die Wälder ein, als ihn plötzlich die Indianer auf allen Seiten, hinter Büschen und Bäumen versteckt, mit mörderischem Feuer empfingen. Anstatt sie aus dem Dickicht zu vertreiben, ließ er, als ob er es mit einem regelmäßig fechtenden Feinde zu thun hätte, seine in Verwirrung gerathenen Leute in Reih und Glied treten, und machte es dadurch dem Feinde nur noch leichter, die Hälfte des britischen Korps hinzustrecken. Als er selbst tödtlich verwundet hinsank, war es einzig und allein Washingtons Umsicht, der mit seinen kühnen Virginischen Scharfschützen durch ein wohlgezieltes Feuer den Feind in Verwirrung und Unordnung brachte und den Rückzug möglich machte. Allgemein war die Bewunderung, welche dem jugendlichen Helden sowohl seiner Tapferkeit als seiner Einsicht wegen zu Theil ward. Einstimmig ward ihm daher der Oberbefehl über die gesammte virginische Landmiliz anvertraut. Der Krieg dauerte fort, und wurde seit dem Jahre 1757 von den Engländern mit größerem Nachdruck geführt; überall wichen nun die Franzosen, eine Festung nach der anderen mußten sie räumen, die glänzendsten Siege wurden von den Briten erfochten*) und der Krieg

---

*) Der Besitz von Canada ward durch den Sieg bei Quebeck gesichert (1759), den der jugendliche General Wolf mit seinem Leben

endete damit, daß die Franzosen Canada abtreten mußten. So wichtige Dienste aber auch Washington bei allen Unternehmungen an der Spitze seiner wackeren Virginier durch seine Kenntniß des Landes, seine Einsicht und Tapferkeit geleistet hatte, so mußte er doch, als geborener Amerikaner, sich von den stolzen Engländern mannigfach zurückgesetzt sehen. Dies bewog ihn, im Jahre 1762, als der Friede, der einen siebenjährigen Krieg beendigte, geschlossen wurde, seine Stelle als Oberster des virginischen Regiments niederzulegen, und sich in den Kreis seiner Familie auf sein väterliches Landgut Mount-Vernon zurückzuziehen, wo er als Mitglied der virginischen Provinzialversammlung und als Grafschaftsrichter dem Staate wesentliche Dienste leistete.

Inzwischen hatte die englische Regierung schon längst den Grundsatz gehegt, die nordamerikanischen Colonien als Provinzen zu betrachten und demgemäß mit Steuern und Abgaben zu belasten, wozu sie jedoch ursprünglich nicht befugt war. Da nun die Staatsschuld Englands durch den eben erwähnten Krieg bedeutend gestiegen war, so kam man jetzt auf diesen Grundsatz zurück, und glaubte dazu um so mehr berechtigt zu sein, als die Opfer, welche der Krieg verlangt hatte, zum Theil zu Gunsten der Colonien gebracht worden waren. Man führte daher im Jahre 1765 eine Stempelacte ein, nach welcher jede Urkunde in den Colonien für ungültig erklärt ward, die nicht auf englisches Stempelpapier ausgestellt wäre, und wies die Untersuchung und Entscheidung der dawider handelnden Fälle einem englischen Gerichtshofe zu. So gering an sich diese Abgabe war, so empörte sich doch der Freiheitssinn der Amerikaner dagegen, sie fanden es unerträglich, ohne ihre Zustimmung Steuern leisten und zu den Lasten des fernen Mutterlandes beitragen zu sollen, ohne dessen Vorrechte zu genießen. Ueber alle Colonien verbreitete die Einführung der Stempeltaxe die größte Trauer, zugleich aber fehlte es auch nicht an Aeußerungen der Begeisterung für Freiheit und Recht, und es bildeten sich Vereine, in denen

---

erkaufte. Als er in den letzten Zügen liegend den Ruf hörte: „Sie fliehen!" fragte er: „Wer flieht?" und als man ihm antwortete: Die Franzosen! sagte er: „Nun will ich gerne sterben!" und verschied.

man sich verabredete, den Gebrauch des Stempelpapiers zu vermeiden. Dieser entschlossene Widerstand hatte zur Folge, daß man in England die Stempelacte zurücknahm (1766), zugleich aber auch die sogenannte erklärende Bill erließ, welche der englischen Regierung das Recht zusprach, die Colonien besteuern zu dürfen.

So groß Anfangs der Jubel war, den die Zurücknahme der Stempelacte in den Colonien verbreitete, so groß war bald auf der anderen Seite der Unwille, als man sah, daß England seine Ansprüche, die Colonien zu besteuern, nicht aufgeben wolle. Es erschien nämlich im Jahre 1767 ein neues Gesetz, welches auf Thee, Glas, Papier und Malerfarben einen Einfuhrzoll legte. Sofort zeigte sich allgemeine Unzufriedenheit in den Colonien, und in zahlreichen Versammlungen beschloß man, sich des Kaufs dieser Waaren gänzlich zu enthalten, ja in der Seestadt Boston kam es zu offenem Widerstand gegen die englischen Zollbeamten. Die Erbitterung der Amerikaner wurde noch gesteigert durch die rücksichtslose Behandlung, welche der amerikanische Gesandte Benjamin Franklin, der sich schon in früheren Unterhandlungen ausgezeichnet, in London erfuhr, ein Mann, der nicht nur für Amerika, sondern für die gesammte Menschheit von hoher Bedeutung war, und dessen Lebensverhältnisse hier in Kürze Platz finden mögen.

Benjamin Franklin, geboren den 17. Januar 1706 zu Boston, war der Sohn eines Seifensieders. Er war Anfangs zum Geistlichen bestimmt; da aber sein Vater die Mittel nicht hatte, ihn studiren zu lassen, that er ihn zu seinem älteren Sohne Jakob, einem Buchdrucker, in die Lehre, von welchem Benjamin eine harte Behandlung zu erdulden hatte. Ausgezeichnet durch klaren Verstand und ungemeinen Scharfsinn, benutzte er jede freie Stunde, die er erübrigen konnte, zu seiner Ausbildung und erwarb sich trotz einer mühevoll durchlebten Jugend durch eigene Anstrengung diejenigen Kenntnisse und Wissenschaften, die ihn befähigten, durch Wort, Schrift und That der Wohlthäter seiner Landsleute und der Menschheit überhaupt zu werden. Nachdem Franklin ein geschickter Buchdrucker geworden, verließ er die Werkstätte seines strengen Bruders und wanderte unter vielen Entbehrungen nach Phi-

ladelphia, wo er bei einem Buchdrucker als Setzer in Arbeit trat. Hier zog der einfache, bescheidene und kenntnißreiche Jüngling bald die Aufmerksamkeit ausgezeichneter Männer auf sich, und besonders schenkte ihm der Gouverneur der Stadt seine Gunst, lud ihn öfters in sein Haus ein und unterhielt sich gern mit ihm über die verschiedensten Gegenstände des menschlichen Wissens; ja er forderte ihn sogar auf, selbstständig in Philadelphia eine Druckerei anzulegen und versprach ihm dazu einen Vorschuß von 100 Pfd. Sterling (680 Rthlr.), wenn er nach London reisen und dort den Ankauf von Lettern und Maschinen besorgen wollte, die man damals in Amerika noch nicht bekommen konnte.

Nachdem er zuvor seine Eltern und Verwandten besucht hatte, kehrte er nach Philadelphia zurück, um die Summe in Empfang zu nehmen, die ihm sein hoher Gönner versprochen. Nach langem Harren erhielt er statt baaren Geldes Papiere und trat nun seine Reise nach London an. Im December des Jahres 1724 trat der achtzehnjährige Jüngling in der weltberühmten Hauptstadt des britischen Reiches auf, voll jugendlicher Hoffnungen, voll Vertrauen auf das glückliche Gelingen seiner Unternehmung. Aber wie bitter sollte er getäuscht werden, als er erfuhr, daß die Anweisungen des mehr menschenfreundlichen als zuverlässigen Gouverneurs keinen Heller werth waren! Einsam, ohne Freunde in der ungeheueren Stadt, sah er sich, um sein Brod zu verdienen, genöthigt, wieder als Setzer in eine Druckerei zu treten. Hier lebte er in gewohnter Einfachheit und Mäßigkeit, rastlos bemüht, seinen Geist weiter auszubilden, und übte durch seinen sittlich frommen Wandel einen wohlthätigen Einfluß auf seine Kameraden aus. Nach etwa anderthalb Jahren kehrte er nach Philadelphia zurück, wo es ihm endlich gelang, eine selbstständige Druckerei zu gründen, die sich in kurzer Zeit eines raschen Aufschwunges erfreute. Bald verband er damit auch einen Buchhandel, und erwarb sich durch eine Zeitschrift, in der er durch Verbreitung heilsamer Kenntnisse und Lehren dem allgemeinen Wohl zu dienen suchte, einen gewissen Ruf, der sich durch nützliche Anstalten, die er traf, mehr und mehr ausdehnte. Er gründete das erste Hospital in Amerika und trug zur Verbesserung des Schulwesens bei; zu seinen Lieb-

lingsbeschäftigungen gehörten die Natur- und Staatswissenschaften, und eine Frucht der ersteren war die Erfindung des Blitzableiters (1749).

Seine Einsicht in die Staatsverhältnisse ehrte nicht nur die englische Regierung, die ihn zum General-Postmeister erhob, sondern auch die Bürgerschaft, die ihn zu ihrem Vertreter in den Provinzialversammlungen von Pensylvanien ernannte. Immer höher stieg sein Ruhm, als er die Stelle eines Gesandten seiner Provinz in London übernahm (1754), und ihn die Academie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede, mehrere Universitäten zum Doctor ernannten. Die bedeutendsten Staatsmänner Englands benutzten seine Einsichten, wie denn der Gedanke, Canada in den Besitz der Engländer zu bringen, vorzüglich von ihm ausging.

Nach der Rückkehr in sein Vaterland trat er bei dem Ausbruch des Streites der Colonien mit dem Mutterlande entschieden auf die Seite der ersteren, und als ihn die englische Regierung nach London rief, um seine Ansichten zu hören, trug sein gemäßigter Rath wesentlich zur Zurücknahme der Stempelacte bei. Als die Mißstimmung gegen die englische Regierung in Amerika zunahm, und Franklin mit aller Kraft und Besonnenheit für sein Vaterland handelte, verscherzte er die Gunst der britischen Regierung in dem Grade, daß sie ihn vor den geheimen Rath forderte und als „Aufwiegler und Feind der Engländer" den Mann bezeichnete, welchen der große Staatsmann Pitt „die Ehre Englands und der Menschheit" nannte.

Indessen brachten die Klagen der englischen Kaufleute über den Schaden, den das kräftige Auftreten der Amerikaner ihrem Handel zufügte, die Regierung dahin, den Zoll zurückzunehmen und nur die auf den Thee gelegte Abgabe zu belassen (1767). Aber fortwährend enthielten sich die Amerikaner, denen es nicht um das Geld, sondern um Wahrung ihres Rechtes zu thun war, des Thees, und als man der verhaßten ostindischen Compagnie die freie Ausfuhr des Thees nach den Colonien gestattete, um durch Ermäßigung des Preises zum Ankauf desselben zu locken, suchten die Amerikaner die Ausschiffung durch die kräftigsten Gegenmaßregeln zu verhindern. In einem zu Boston ausgebrochenen Aufstande be-

gaben sich 17 als Indianer verkleidete Bürger auf drei englische Schiffe und warfen unter dem Vorwande, sie besehen zu wollen, deren ganze Theeladung (342 Kisten, ungefähr 18,000 Pfd.) in's Meer (1773). Die gewaltsamen Maßregeln, welche nun die englische Regierung ergriff, insbesondere die Sperrung des Hafens von Boston, veranlaßten den Zusammentritt der zwölf Colonien (Georgien noch ausgenommen) zu Philadelphia (1774), wo man den Beschluß faßte, allen Handelsverkehr mit dem Mutterlande abzubrechen, bis die Bostoner Hafenbill zurückgenommen sei. Zugleich versuchte man aber noch einmal den Weg der Güte und richtete an den König und das Volk von England eine in bescheidener und würdiger Sprache abgefaßte Erklärung. Vergebens redete der große Pitt (Lord Chatam) zu Gunsten der Colonien. Das Parlament forderte den König auf, die Empörung der Colonien mit aller Macht zu unterdrücken, und so blieb denn den Amerikanern nichts übrig, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

---

3. Der Freiheitskrieg der Nordamerikaner.

Als der Statthalter von Massachusets, General Gage, von Boston aus ein Truppencorps absandte, um eine Waffenniederlage in Concord aufzuheben, traf dasselbe auf dem Wege dahin bei Lexington auf amerikanische Milizen (1775). Zwar gelang den Engländern die Zerstörung der Waffenvorräthe, aber auf dem Rückzug wurden sie von der amerikanischen Landwehr mit solcher Macht angegriffen, daß sie über 300 Mann verloren und der Weg mit Todten und Verwundeten bedeckt war. Dieser erste blutige Zusammenstoß, der den Muth und die Begeisterung der Amerikaner ungemein erhöhte, entzündete den Kampf, den man den Freiheitskrieg der Nordamerikaner nennt.

Allgemein griff man jetzt zu den Waffen, allenthalben bemächtigten sich die kühnen Amerikaner der Forts, deren Besitz ihnen den Weg nach Canada bahnte. Der Congreß trat wieder zu Philadelphia zusammen und beschloß, sich zum Vertheidigungskriege zu rüsten. Die Stadt Boston ward von den Amerikanern eingeschlossen, und da die Engländer Verstärkungen erhielten, so erfolgte bei Bunkershill unweit

Boston die erste Schlacht (1775), in welcher sich eine kleine amerikanische Schaar gegen eine weit überlegene Zahl kriegsgeübter Feinde heldenmüthig behauptete und erst dann den Rückzug antrat, als es ihr an Schießbedarf zu mangeln anfing. Nun gesellte sich auch Georgien den zwölf Staaten zu, und der Congreß erhob den bereits rühmlichst bekannten Georg Washington zum Oberfeldherrn der gesammten amerikanischen Landmacht.

Nicht der Unwille über die früher im englischen Dienst erlittenen Kränkungen war es, der ihn bewog, gegen das Mutterland aufzutreten, wie Gegner und Neider seines Ruhms behauptet haben, sondern einzig und allein die Ueberzeugung, daß die Colonien unter dem Drucke des Mutterlandes nie zu dem Glücke und der Blüthe gelangen würden, zu der sie ebenso befähigt als berechtigt waren. Kaum aber hat je ein Feldherr mit so großer Uebereinstimmung aller Bewohner des Landes ein so wichtiges Amt übernommen, als Washington, dessen anspruchslose uneigennützige Denkungsart nicht minder als seine hohen kriegerischen Fähigkeiten allgemein bekannt waren; kaum empfing aber auch einer eine so hohe Würde mit solcher Bescheidenheit. Seine Uneigennützigkeit bewährte er sofort nach seiner Ernennung dadurch, daß er alle Besoldung ausschlug und sogar die Vergütung der beträchtlichen Summe, die er bereits dem Vaterlande zum Opfer gebracht hatte, standhaft ablehnte.

Zahllos und fast unbesiegbar war das Heer von Schwierigkeiten und Hindernissen, die sich dem neuen Oberfeldherrn entgegen thürmten. Bei der damals noch dünnen Bevölkerung der Colonien war das Heer der Amerikaner dem der Engländer an Zahl bei weitem nicht gewachsen, und der Geist der bisher nur den friedlichen Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens zugethanen Bevölkerung keineswegs so kriegerisch gestimmt, um sich mit einem geübten und erfahrenen Feinde mit Erfolg messen zu können. Es fehlte dem Heere Washingtons an Uebung und Mannszucht, und doch durften die Offiziere keinen Zwang anwenden, wenn sie ihre Soldaten bei gutem Willen erhalten wollten, denn um dem Feldherrn nicht zu große Gewalt einzuräumen, hatte man sie nur auf 6 bis 10 Monate verpflichtet, nach deren Verlauf sie wieder heim-

gingen; es fehlte an Geschütz, Pulver, Zelten, Kleidungsstücken, kurz an allem Kriegsbedarf, es fehlte endlich an Geld, und unter so ungünstigen Umständen sollte ein ungeheuer großes Land vertheidigt werden, in dem die Engländer noch eine Menge fester Plätze besaßen, wo sie jederzeit und allenthalben ungehindert landen und ihren Heeren Hülfe und Unterstützung zuführen konnten. Washington erkannte klar die Schwierigkeiten seiner Stellung, ohne davor zurückzuschrecken, und fand den Ersatz für so viele Mängel in der Fülle seines an Hülfsmitteln unerschöpflichen Geistes. Mit Geduld und Ausdauer gewöhnte er seine Miliz an den Felddienst, seine Offiziere an Ordnung und Sitte, sorgte mit der größten Aufopferung für die Bedürfnisse des Heeres und half dem Geldmangel durch Hülfe des neu geschaffenen Papiergeldes ab. Auf solche Weise brachte er es dahin, daß die Engländer, die unter General Howe mit einer großen Verachtung des amerikanischen Kriegsvolkes gelandet waren, bald von demselben eine vortheilhaftere Meinung faßten.

Nicht lange, so umlagerte ein amerikanisches Heer Boston und warf Verschanzungen auf, welche die Engländer nur nach einem dreimaligen Angriff unter großen Verlusten erstürmten. Bald langte Washington beim Heere an, schloß die Stadt ein und nöthigte die Engländer nach einer nur zehntägigen Belagerung zum Abzug (Frühjahr 1776), worauf er als Sieger zur Freude aller patriotisch gesinnten Bewohner in Boston einzog.

Da die Engländer darauf beharrten, den Krieg gegen die Rebellen mit aller Kraft fortzusetzen und sogar deutsche Söldner in Dienst nahmen,*) so geschah auch von Seiten der Colonien nunmehr der letzte und entscheidendste Schritt. Der Congreß erklärte am 4. Juli 1776 die dreizehn Provinzen für freie und unabhängige Staaten und entband sie damit aller Unterthanenpflicht gegen die britische Krone.

---

*) Der Landgraf von Hessen-Cassel, der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Anhalt und Waldeck und der Markgraf von Ansbach überließen Soldaten, zum größten Theil mit Gewalt geworben, gegen Geld an England zum Kriege in Amerika.

Die englische Macht trat nun in ihrer ganzen Furchtbarkeit dem schwachen Volke entgegen, das jetzt einen Feind gegen sich auftreten sah, der es zu Wasser und zu Lande erdrücken zu können schien. Es gehörte das volle Gefühl einer gerechten Sache, die ganze Hochherzigkeit des ausgezeichneten Oberfeldherrn dazu, wenn der junge Freistaat unter so mißlichen Umständen seinem übermächtigen Gegner nicht erliegen sollte, denn die Engländer hatten schon vorher die Amerikaner aus Canada zurückgetrieben, sie siegten auf Long-Island, besetzten dann New-York und machten so entschiedene Fortschritte, daß das Heer Washingtons vernichtet schien. Da gelang es seiner Umsicht, der Sache der Amerikaner eine günstige Wendung zu geben. Es glückte ihm, bei Trenton ein hessisches Corps durch die Sorglosigkeit seiner Führer in der Christnacht (1776) zu überfallen und gefangen zu nehmen. Dies Ereigniß gereichte zur Freude aller Amerikaner, denen besonders vor der Tapferkeit der Hessen gebangt hatte, und die nun mit Jubel die Gefangenen durch die Straßen von Philadelphia führen sahen, und deren gesunkener Muth sich nun zu neuen Anstrengungen gehoben fühlte.

Gleichwohl erkannte man, daß man auf die Dauer den ungleichen Kampf gegen den übermächtigen Feind nicht aushalten könne, und daß man sich nach fremder Hülfe umsehen müsse, wenn nicht der neuentstandene Freistaat alsbald wieder untergehen sollte. Man kannte die in Europa, namentlich in Frankreich, zu Gunsten der amerikanischen Freiheitskämpfer herrschende Begeisterung, die viele kräftige Männer verschiedener Nationen in die neue Welt trieb, um der Sache der Freiheit ihren Arm zu leihen, wie denn außer anderen der Marquis Lafayette auf einem aus eigenen Mitteln ausgerüsteten Schiffe kam und mit Ruhm an Washingtons Seite focht. Man wandte sich daher mit dem Gesuch um Hülfe an den französischen Hof, und Benjamin Franklin ging als Gesandter nach Paris ab.

Inzwischen wandte sich die Sache nicht zum Vortheil der Amerikaner. Washington sah sich allenthalben auf die Vertheidigung beschränkt, und als er, um das von General Howe bedrohte Philadelphia, von wo sich der Congreß nach Yorktown verlegt hatte, zu retten, zu einer Schlacht genöthigt

wurde, erlitt er am Flusse Brandywyne (1777) eine Niederlage und mußte sich zurückziehen. So konnte Howe Philadelphia, oder dieses den Howe einnehmen, wie Franklin sich ausdrückte, um anzudeuten, daß dieser Besitz den Engländern keinen weiteren Gewinn gewähren würde.

Während letztere unter Howe im Ganzen glücklich waren, fochten sie in Canada unglücklich. General Bourgoyne erhielt den Auftrag, den Krieg daselbst zu beendigen. Er rückte daher mit 10,000 Mann an den Hudson und drängte die Amerikaner zurück, hatte aber mit so vielen Schwierigkeiten des Bodens zu kämpfen, daß er mit Mühe Saratoga erreichte. Hier aber griffen ihn die Amerikaner unter General Gates an, schnitten ihm die Zufuhr ab, zerstörten seine Brücken, vernichteten seine Streifcorps und umzingelten ihn endlich selbst dergestalt, daß er mit seinem auf 4000 Mann zusammengeschmolzenen Heere die Waffen strecken mußte (1777). Man wollte ihnen freien Abzug nach England unter der Bedingung gewähren, daß sie während des Kriegs nicht gegen Amerika dienen sollten, aber der Congreß hielt sie zurück aus Besorgniß, daß man diese Bedingung doch nicht erfüllen werde.

Dieser große Erfolg bei Saratoga entflammte in Europa von neuem die Begeisterung für den jungen Freistaat, und während Washington in den Winterquartieren alle Entbehrungen mit seinen Kriegern theilte, fand Franklin in Paris den französischen Hof endlich zu einer Verbindung mit Amerika geneigt. Frankreich erkannte (1778) nicht nur die Unabhängigkeit der Colonien an, sondern schloß sogar mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß. Ganz Frankreich jubelte über diesen Vertrag, und in Paris ward Franklin, der schlichte Bürger-Gesandte in einfach schwarzem Kleide und ungepudertem Haar, mit der größten Ehrfurcht betrachtet, und wo er ging und stand von einer Menge Menschen umgeben, die ihn durch lauten Zuruf begrüßten. Man verglich ihn mit Aristides und Cato, die Academie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied, und ihr Präsident beehrte ihn bei seiner Einführung in diesen Gelehrtenverein mit dem Virgilischen Verse:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis;
Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter!

Das Bündniß Frankreichs mit Amerika erregte in England die größte Bestürzung, und besonders fühlte sich der alte und kranke Pitt davon schmerzlich berührt. Als sich im Parlamente eine Stimme erhob, um die Unabhängigkeit Amerikas in Vorschlag zu bringen, erklärte sich Pitt, der früher die Forderungen der Colonien so oft freimüthig vertheidigt hatte, entschieden dagegen, weil er durch eine völlige Trennung Amerikas die Schwächung Englands besorgte, und weil ihm Frankreichs Verfahren unwürdig erschien. Von Körperschmerzen gequält, ließ er sich von seinem Sohn und Eidam in die Parlamentssitzung führen und sprach mit fast sterbender Stimme: „Ich danke dem Himmel, daß sich das Grab noch nicht über mir geschlossen hat, um meine Stimme gegen die Zerstückelung dieses alten und edlen Reiches zu erheben. Ich zeuge wider Euch bei der Nachwelt! Auf, laßt uns kämpfen, und, wenn es sein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes fallen!" Als er sich nachher nochmals erheben wollte, fiel er in Ohnmacht und mußte heimgetragen werden. Kurz darauf starb er (1778).

Wenn auch die französische Flotte den Engländern in Westindien und Senegambien empfindlichen Schaden zufügte, so behauptete doch übrigens die seemächtige Britannia ihren alten Ruhm; sie behauptete ihn auch da noch, als im folgenden Jahre (1779) auch Spanien aus Haß gegen England und durch den bourbonischen Familienvertrag mit Frankreich verbündet, den Engländern den Krieg erklärte, und der Schauplatz des Kampfes sich über alle Meere ausdehnte.

Inzwischen hatte Washington im Jahre 1778 mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Nicht nur die Ungeübtheit seiner Truppen und der Mangel an Geld und Kriegsbedürfnissen legte ihm unendliche Schwierigkeiten in den Weg, sondern noch mehr das herrschende Mißtrauen, das nicht gern einem Einzelnen eine umfassende Macht übergab, so wie der Geist des Eigennutzes und der Habsucht, der bereits mächtig sein Haupt erhob. Zu diesen Uebelständen gesellte sich noch der Verrath. Der tapfere General Arnold ging zu den Engländern über, verursachte dadurch großen Zwiespalt im amerikanischen Heere und fügte seinen vormaligen Kriegsgefährten manchen empfindlichen Verlust zu. Ein beklagenswerthes

Schicksal traf hierbei den englischen Major André, durch den Arnold seine Verrätherei ins Werk gesetzt hatte. Er fiel den Amerikanern in die Hände und ward nach den Kriegsgesetzen als Spion zum Tode durch den Strang verurtheilt. Zwar konnte ihm Washington seine Bitte um eine andere Todesart nicht gewähren, als man ihm aber die Vollziehung der Hinrichtung des Majors meldete, schämte er sich der Thränen nicht, die er dem Andenken dieses unglücklichen, sonst tüchtigen Mannes weihte.

Unter so traurigen Verhältnissen war es nur die hohe Willenskraft und Klugheit des Oberfeldherrn, welche die Hoffnung der Amerikaner noch aufrecht erhielt. Geschickt wußte er die Schwächen der englischen Befehlshaber, die ihre Truppen zu sehr zertheilten, zu benutzen, und erfocht endlich über Cornwallis bei Yorktown einen glänzenden Sieg (1781), der 4000 Engländer zur Ergebung zwang und in dem Gange des Kriegs eine für die Amerikaner glückliche Wendung herbeiführte.

---

4. Der Seekrieg. Bestürmung Gibraltars. Friedensschlüsse. Verfassung des neuen Freistaats. Washingtons und Franklins Ende.

Von jetzt an erlahmte in England der Eifer zur Fortsetzung des amerikanischen Krieges. Da aber England nicht auch zugleich mit Frankreich und Spanien Frieden machen wollte, so wies der Congreß seine Anerbietungen zurück.

So dauerte denn der Krieg auf dem Meere noch fort, wo aber die Engländer ihr Uebergewicht glänzend bewährten: durch eine Niederlage bei Cap St. Vincent war die spanische Seemacht gebrochen, und die französische Flotte erlitt ebenfalls eine gänzliche Niederlage bei Guadeloupe (1782). Auch Gibraltar vermochten alle Anstrengungen der Spanier und Franzosen nicht zur Uebergabe zu zwingen.

Hier raste der Sturm des Krieges am furchtbarsten. Der Herzog von Crillon hatte den Oberbefehl über das Belagerungsheer und ließ auf den Rath des Ingenieurs d'Arçon zehn schwimmende Batterien errichten, die aus alten abgetakelten Schiffen bestanden, die durch Steinlagen bombenfest gemacht waren und zusammen 297 Kanonen trugen. Außer-

dem zog er noch eine Menge anderer großer und kleiner Fahrzeuge in der Bucht zusammen und eröffnete (13. Sept. 1782) auf allen Seiten ein furchtbares Feuer gegen die Festung. Allein der englische Commandant von Gibraltar, der tapfere Elliot, hatte gewaltige Gegenanstalten getroffen. Er ließ jene Kanonenboote mit einem Hagel von mehr als 10,000 glühenden Kugeln überschütten, die er auf den Rath eines deutschen Nagelschmieds, Namens Schwänkendick, in eigens dazu gebauten Oefen hatte glühend machen lassen. Die ganze Bucht und Küstenstrecke erschien wie Eine Feuerflamme, indem zugleich der Donner des schweren Geschützes nicht einen Augenblick innehielt. Während des Tages schien auf beiden Seiten nichts ausgerichtet zu sein; doch in der Nacht gingen zwei von den schwimmenden Batterien in Flammen auf; die Feuerhelle machte es den Belagerten möglich, mit ihren Kanonen zu zielen, und um sechs Uhr Morgens waren noch sechs andere in denselben Zustand versetzt. Das Feuer von zwölf Kanonenbooten verhinderte den Feind, die Schiffsmannschaft derselben aus dem Treffen zu bringen, die ihr Leben blos der Menschlichkeit der Engländer verdankte, welche noch ungefähr 400 Mann davon retteten. Die Spanier allein hatten dabei 1500 Mann, die Engländer nur 100 verloren. So waren die dreijährigen Anstrengungen der Franzosen und Spanier in wenigen Stunden vernichtet. *)

Doch noch immer zögerten Frankreich und Spanien mit dem Frieden, aber zwischen England und Amerika begannen nun die Unterhandlungen, denen sich endlich auch die beiden anderen Mächte anschlossen. Sie wurden zu Versailles geführt, wo im Jahr 1783 der Friede auf folgende Bedingungen geschlossen ward: 1) England erkannte die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten an; 2) Spanien erhielt Florida und Minorca, und an Frankreich ward die Insel Tabago zurückgegeben.

---

*) Zum Dank für die glänzende Rettung der Festung Gibraltar wurde Elliot mit der Peerswürde belohnt. Die Besatzung erhielt eine Regimentsfahne mit der Inschrift: „Mit Elliot Ruhm und Sieg!“ Nach seinem Tode entwarf der König selbst den Riß zu einem Monument, das England in Gibraltar errichtete.

Unermeßlicher Jubel erfüllte das befreite Land, und mit Stolz und Liebe und mit freudiger Begeisterung waren Aller Augen auf den Mann gerichtet, dem man es vorzüglich dankte, daß das herrliche Ziel erreicht war und der nun selbst alle die Glückseligkeit genoß, deren ein Mensch fähig ist, wenn er ein edles Streben mit dem schönsten und glücklichsten Erfolg gekrönt sieht. Nach einem feierlichen Einzug in New-York nahm er von seinen Waffengefährten rührenden Abschied und legte sein achtjähriges Obercommando in die Hände des Congresses nieder (1783). Indem er sein Vaterland der Obhut Gottes empfahl, ging er, den öffentlichen Geschäften entsagend, auf sein virginisches Landgut Mount-Vernon zurück, um in ländlicher Ruhe den Rest seines Lebens hinzubringen.

Aber diese Ruhe sollte ihm nicht lange zu Theil werden. Der neue Freistaat befand sich im Zustande der größten Verwirrung und Zerrüttung. Um einen geordneten Zustand herbeizuführen, ward einstimmig Washington zum Präsidenten gewählt, und mit der größten Selbstverleugnung vertauschte der edle Mann die Ruhe seines ländlichen Aufenthaltes mit den Sorgen der Staatsverwaltung. Nun ward unter seiner Leitung eine Verfassung berathen, die den 30. April 1789 in's Leben trat. Nach derselben bilden die vereinigten Staaten eine Bundes-Republik. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines jährlich zusammentretenden Congresses, der aus zwei Kammern, dem Senat und dem Repräsentantenhause besteht. Die Verwaltung führt ein auf vier Jahre gewählter Präsident, der zugleich Oberbefehlshaber der gesammten Land- und Seemacht ist. Die Richtergewalt ist vom Congresse getrennt.

Acht Jahre hindurch bekleidete Washington die Stelle eines Präsidenten, dann zog er sich wieder in die Stille des Landlebens zurück, indem er seinem Volke Einigkeit auf das dringendste empfahl. Zwei Jahre darauf, am 14. December 1799, machte der Tod seinem thatenreichen Leben ein Ende. In seinem Testamente schenkte er allen seinen Sklaven die Freiheit und sorgte für sie durch Unterstützungen. Die Nordamerikaner erbauten ihm zu Ehren die neue Stadt Washington und erhoben sie zur Congreßstadt.

Sein Freund Benjamin Franklin war ihm neun Jahre

zuvor im Tode vorangegangen (17. April 1790). Er hatte den Tag der Freiheit seines Vaterlandes noch erlebt und selbst den Friedensvertrag in dessen Namen unterzeichnet. Seine Rückkehr in sein Vaterland glich einem Triumphzug. Sein dem Wohle der Menschheit gewidmetes Leben krönte er dadurch, daß er einen Verein zur Abschaffung der Sklaverei gründete. Den größten Theil seines Vermögens verwandte er auf wohlthätige Stiftungen. In den letzten Jahren war er von körperlichen Schmerzen heimgesucht, die er als Mittel betrachtete, das Gemüth für ein höheres Leben vorzubereiten. Das ganze Volk von Philadelphia folgte seinem Sarge, und ein einfaches Denkmal bezeichnete das Grab dessen, der als Bürger der Menschheit lebte und wirkte.

Mit Riesenschritten ist seitdem das Land weiter vorgeschritten, dem Washington und Franklin die Freiheit errungen haben; neue Staaten haben sich ihm angeschlossen, volkreiche Städte sind entstanden, Handel und Verkehr blühen, — aber der Geist, der die ersten Freiheitskämpfer beseelte, scheint gewichen, und das Geschick des großen Staatengebietes ruht im Dunkel der Zukunft.

Die französische Revolution.

XLIV.

Ludwig XVI., König von Frankreich.

Als Ludwig XVI., König von Frankreich, den Nordamerikanern in ihrem Unabhängigkeitskampfe gegen die englische Krone seinen Beistand lieh, ahnte er nicht, daß er durch diesen unnatürlichen Bund mit der jungen Republik seinen eigenen Thron untergrub und sich die erste Stufe zu seinem Blutgerüste baute. Sechs Jahre nach dem Frieden von Versailles, der die Freiheit Nordamerikas anerkannte, brach die furchtbare französische Revolution aus, deren mächtige Erschütterungen nicht nur Frankreich, sondern den Zustand der ganzen christlichen Welt in Europa umgestaltete.

In Frankreich war auf Ludwig XIV. sein Urenkel Ludwig XV. (1715—1774) gefolgt, für welchen bis 1723 der Herzog von Orleans die Vormundschaft führte. In dieser Zeit stieg das zügellose Leben am französischen Hofe auf eine unbeschreibliche Höhe, und sein Beispiel hatte auf die öffentliche Sittlichkeit den verderblichsten Einfluß. Nicht besser wurde es, als Ludwig XV. selbst die Regierung übernahm. Er war ein Mann ohne Grundsätze und Charakter, blos auf die Befriedigung seiner Leidenschaften bedacht, und ließ sich und sein Volk durch Minister und Weiber beherrschen. So wurde Frankreich in Kriege verwickelt, welche den Verlust seines Waffenruhmes und seiner Colonien und eine ungeheure Staatsschuld zur Folge hatten, die schon bei dem Tode Lud-

wigs XIV. zu 900 Millionen Thalern angewachsen und seit dieser Zeit noch immer im Steigen war.

Zu gleicher Zeit traten zahlreiche Schriftsteller auf, welche durch Schriften die Grundlagen der christlichen Kirche und des Staates tief erschütterten. Mit glänzendem Witz und Spott verfolgten diese Männer die Kirche und ihre Diener, und die anziehende, geschmackvolle Schreibart öffnete ihren Schriften den Weg zu den gebildeten Ständen nicht nur in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern. Bald gehörte es in Frankreich zum guten Ton über Christenthum und christliche Kirche zu spotten, und es galt als ein Vorrecht der Gebildeten, weder an Gott noch an sein Wort zu glauben. Wie diese neue Lehre des Unglaubens aus der Sittenlosigkeit des französischen Leichtsinns hervorgegangen war, so diente sie nun auch wieder die Zuchtlosigkeit des Lebens zu befördern.

Mit dem Abfall von dem lebendigen Gott war aber nothwendig auch die Auflösung des Staates verbunden. Rousseau, d'Alembert, Diderot u. A. hatten in ihren Schriften nicht nur auf den Umsturz der christlichen Kirche hingearbeitet, sondern auch Untersuchungen über die Zweckmäßigkeit der bestehenden Staatsverfassung und über Einführung einer besseren veranlaßt, und der gesunkene Zustand der damaligen Regierung, die drückende Schuldenlast des Staates und die grenzenlose Verschwendung des Hofes begünstigte die Theilnahme, welche solche Untersuchungen bei dem Volke fanden. Der Staat litt an alten verjährten Mißbräuchen. So hatte der Adel die einträglichsten Stellen, beide Stände genossen viele Vorrechte (Privilegien), während der dritte Stand (der Bürger) für nichts geachtet wurde. Natürlich entwickelte sich bei den unteren Ständen Haß und Erbitterung gegen die höheren und gegen das Königthum selbst. Dazu kam, daß viele Franzosen an dem Kampfe der Nordamerikaner gegen die englische Herrschaft Theil genommen hatten, die nun in ihr Vaterland zurückkehrten und Aller Herzen mit dem Verlangen nach Freiheit entzündeten. Die angegebenen Ursachen vereinigten sich, um im Jahre 1789 die französische Revolution oder Staatsumwälzung zum Ausbruch zu bringen.

Mit aufrichtigem Jubel hatte das französische Volk den Regierungsantritt Ludwig's XVI. begrüßt, der mit der schönen und liebenswürdigen Marie Antoinette, einer Tochter Maria Theresias, vermählt war. Aber man versprach sich von dem jungen König mehr, als er leisten konnte. Er war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, voll tiefen Abscheus gegen das Leben und Treiben des Hofes, und hätte sich als Privatmann gewiß allgemeine Achtung erworben, aber als König war er zu gutmüthig und schwach. Er hatte den besten Willen, der Noth des Landes abzuhelfen, und führte das einfachste Leben, um seinen hartbedrängten Unterthanen die Steuern zu vermindern, aber der höchst ärgerlichen Verschwendung des Hofes, welche durch den maßlosen Aufwand und die Prachtliebe seiner Gemahlin, die außerdem als Oestreicherin verhaßt war, noch befördert wurde, vermochte er kein Ziel zu setzen. Endlich ließ sich der König durch seinen Minister Necker bewegen, die Reichsstände zu berufen, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren. Vom Adel kamen 300 Abgeordnete, und eben so viele von der Geistlichkeit; vom Bürgerstande erschien die doppelte Anzahl. Im Mai 1789 wurde die Versammlung der Reichsstände zu Versailles eröffnet.

Jetzt aber erhob sich die große Frage, ob jeder Stand, wie es früher gewesen war, für sich allein, oder ob alle drei Stände gemeinschaftlich berathen und nach Köpfen abstimmen sollten. Wurde nach der Kopfzahl abgestimmt, so mußten Adel und Geistlichkeit immer überstimmt werden; berieth dagegen jeder Stand besonders, so half dem dritten Stande die doppelte Zahl seiner Abgeordneten nichts. Darüber entbrannte ein heftiger Streit; bald trennte sich der dritte Stand von den beiden anderen und erklärte sich auf den Rath des Abbé Sieyes selber zur constituirenden (verfassunggebenden) Nationalversammlung. Mehrere Abgeordnete des Adels und der Geistlichkeit gaben freiwillig ihre Vorrechte auf und schlossen sich ihm an. Nun ward eine königliche Sitzung angekündigt, alle abgesonderten Sitzungen der einzelnen Stände waren untersagt. Als die Versammlung ihren Sitzungssaal geschlossen und mit Wachen besetzt fand, zog sie auf den Rath Baillys nach dem Ballhause

und sprach hier die Erklärung aus, die Nationalversammlung sei, wo ihre Mitglieder seien, und an keinen bestimmten Ort gebunden. Jeder Abgeordnete mußte einen feierlichen Eid ablegen, die Nationalversammlung nicht eher zu verlassen, als bis die Staatsverfassung vollendet sei. Diesen Gewaltstreich begleitete der lauteste Beifall des Volks, und bald folgte die Mehrzahl der Geistlichen diesem Beispiel. Der König begab sich nun selbst in die Sitzung, erklärte sein Mißfallen über das Geschehene und schloß mit dem Befehl, die Versammlung sollte am folgenden Tage nach Ständen abgesondert ihre Sitzungen wieder beginnen. Adel und Geistlichkeit gehorchten, der dritte Stand blieb trotzig beisammen. Nun erschien der königliche Großceremonienmeister und wiederholte den gemessenen Befehl des Königs. Da erhob sich Graf Mirabeau, ein Mann von seltenem Talent, aber sittlich verkommen, und rief: „Gehen Sie und sagen Sie Ihrem Herrn, wir säßen hier im Namen der Nation, und daß man die Gewalt der Bajonnette versuchen möge, uns von hinnen zu treiben." Allgemeiner Beifall folgte dieser trotzigen Rede. Diesem kühnen Auftreten des dritten Standes gegenüber zeigte sich der König schwach und unentschlossen. „Ich will nicht," sagte er, „daß um meiner Sache willen ein einziger Mensch das Leben verliere." Er hatte keine Ahnung davon, daß eben diese schwache Gutmüthigkeit ihm selbst und vielen Hunderttausenden von Menschen das Leben kosten werde. Die vereinigte Berathung der Stände war nun nicht mehr zu hindern.

Der Pöbel, aufgeregt von dem Herzog von Orleans, der zwar ein Vetter des Königs, aber dessen Todfeind war, so wie von anderen Gegnern des Königs, beging bereits große Unordnungen. Die pflichtvergessenen französischen Soldaten weigerten sich, den Ausschweifungen der Menge Einhalt zu thun, und es gelang den Parteihäuptern, sie völlig zum Abfall zu verführen. Sie gingen haufenweise zum Volke über, das sie mit Speisen und Getränken bewirthete. Die vornehmsten Bürger gingen mit ihnen Hand in Hand, und sogar Frauen von Stande entblödeten sich nicht, den abtrünnigen Gardisten den Hof zu machen. Nun ließ Ludwig deutsche Truppen in Paris einrücken. Dieser Umstand, zugleich mit der Nachricht von der Entlassung des Ministers Necker, in dem das Volk

seinen Liebling, ehrte, entflammte die Einwohner von Paris zur höchsten Wuth. Alles lief zu den Waffen; Zeughäuser und Waffenwerkstätten wurden mit Gewalt erbrochen; ein wüthendes Geschrei: „Nach der Bastille! nach der Bastille!" erfüllte die Straßen, und bewaffnete Volkshaufen strömten von allen Seiten dem Platze zu, wo das alte Staatsgefängniß, die Bastille, stand, das als eine Zwingstätte königlicher Tyrannei allgemein verhaßt war. Das Gebäude ward erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht, die Besatzung niedergehauen und der Kopf des Commandanten auf einer langen Stange unter dem Jubel des Volks durch die Stadt getragen. Von dieser That datirt man die französische Revolution (14. Juli 1789).

Die Nationalversammlung hob indessen alle Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, sowie alle mittelalterlichen Einrichtungen auf, und erklärte die Freiheit und Gleichheit aller Bürger Frankreichs. Dies Alles war das Werk einer einzigen Nacht (vom 3. zum 4. August 1789). Das Volk aber durchbrach alle Schranken der Ordnung und übte Mord- und Gräuelthaten an den ihm verhaßten Personen. „An die Laterne," war das gewöhnliche Mordgeschrei, unter welchem die Unglücklichen fortgeschleppt und am nächsten Laternenpfahl aufgehängt wurden. Das Beispiel der Hauptstadt ward in den Provinzen nachgeahmt. Freiheit und Gleichheit war die allgemeine Losung. In Paris und in allen Städten des Reichs wurde eine neue Bürgerwehr unter dem Namen Nationalgarde errichtet, welche als Abzeichen die dreifarbige Kokarde (Tricolore) trug. Der größte Theil des Hofes und viele Adelige verließen das Land; nur der König blieb schutzlos zurück, dem wüthenden Pöbel preisgegeben. Um ihn ganz in ihre Gewalt zu bekommen, entwarfen die Freiheitsmänner den Plan, ihn für immer nach Paris zu bringen. Der Herzog von Orleans und seine Helfershelfer beschenkten nun den Pöbel mit Geld und Branntwein, und stellten ihm vor, der König sei an der Brodtheuerung schuld. Am Morgen des 5. Octobers versammelte sich eine Menge von Weibern und Männern in Weibskleidern, durchzogen mit wildem Geschrei die Straßen, sprengten das Rathhaus und plünderten Kassen und Waffen. Plötzlich erschallt das Geschrei: „Nach Ver-

sailles!“ und Maillard, ein zerlumpter Bösewicht, einer der Bastillenstürmer, führt die tobende Menge unter Trommelschlag nach Versailles ab, der sich bald die abtrünnige französische Garde anschließt. Die Nationalgarde weigert sich, auf das Gesindel zu schießen und stimmt in das allgemeine Geheul: „Nach Versailles!“ mit ein. Der aus dem nordamerikanischen Kriege bekannte Lafayette, Commandant der Nationalgarde, vermag nicht sie zu beruhigen, und muß endlich an der Spitze von 20,000 Mann auch dahin aufbrechen.

Um drei Uhr erscheint das Gesindel in Versailles, wo Hof und Nationalversammlung sich in der größten Verlegenheit befinden. Eine Zeit lang sieht sich die letztere dem frechen Hohne der wüthenden Weiber preisgegeben, bis sich endlich der Präsident mit einer Deputation derselben zum König begibt und diesen um Abstellung der Hungersnoth ersucht. Ludwig versprach Alles, was man wünschte und erniedrigte sich sogar soweit, die an der Spitze stehenden Weiber zu umarmen, worauf ein lautes: „Es lebe der König!“ erschallte. Draußen aber tobte der wildeste Aufruhr. Das Gesindel fiel mit Steinwürfen und Flintenschüssen über die adeligen Leibwächter im Schlosse her, denen der Gebrauch ihrer Gewehre untersagt war, und verlangte den Kopf der Königin. Schon hatte sich der Schloßhof mit bewaffnetem Pöbel gefüllt und der wüthendste Unfug drohte, als Lafayette mit der Pariser Nationalgarde ankam und für den Augenblick die Ruhe herstellte. Aber gegen fünf Uhr sammelte sich der Pöbel von neuem vor dem Schloß und drang, die abgeschnittenen Köpfe der niedergemetzelten Leibgarden auf Piken tragend, bis in die Nähe der Gemächer der Königin, die sich nur mit Mühe in die ihres Gemahls rettete. Lafayette eilte mit einer Schaar Nationalgarden herbei und widersetzte sich dem ruchlosen Pöbel, als plötzlich das Geschrei ertönte, man wolle den König sehen. Er erschien und die Königin folgte ihm. Alsdann hieß es: „Der König nach Paris!“ und Ludwig mußte dem Andringen der Menge nachgeben. Die Nationalversammlung folgte seinem Beispiel. Um drei Uhr Nachmittags setzte sich der Zug in Bewegung; 40,000 Menschen, Volk und Truppen durcheinander, zogen vor und hinter den Wagen

her. Die königliche Familie war fortwährend den ärgsten Verwünschungen und Drohungen ausgesetzt, selbst Kugeln schlugen an ihren Wagen, vor welchem die Köpfe der Ermordeten vorangetragen wurden. „Jetzt," schrieen einige, „kann es uns an Brod nicht fehlen, wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerknecht!" Erst Abends neun Uhr langte der Zug in Paris an, wo die königliche Familie das alte Schloß der Tuilerien noch in der Nacht bezog.

Von nun an hatte der König keinen Willen mehr, er war ganz in den Händen der wüthenden Revolutionsmänner, welche den Pöbel auf ihrer Seite hatten. Der Nationalversammlung erging es nicht besser. In dieser bildeten sich allmählig zwei Parteien: die Gemäßigten und die Männer vom Berge, wie man die heftigsten Demokraten von den erhöhten Sitzen, die sie im Versammlungssaale einnahmen, zu nennen pflegte. In Paris entstanden zahlreiche Klubs (Vereine) von Abgeordneten, worin man vorher berieth, was man in der Nationalversammlung durchsetzen wollte. Dieses Beispiel wurde allenthalben nachgeahmt, und bald wimmelte ganz Frankreich von solchen Klubs. Die wüthendsten Demokraten waren die Jacobiner, die ihren Namen davon hatten, daß sie sich in einem Jacobinerkloster versammelten. Die Güter des Adels und der Geistlichkeit wurden eingezogen und verkauft, und weil Mangel an baarem Gelde war, ward Papiergeld, Assignaten, ausgefertigt, die mit der Zeit so im Werthe sanken, daß ein ganzer Haufen von Papier kaum einige Groschen galt. Die alte Eintheilung des Landes in Provinzen ward aufgehoben, und eine neue in 83 Departements, die nach Bergen, Flüssen u. s. w. entworfen war, an ihre Stelle gesetzt. Der König ward auf ein Jahrgehalt angewiesen, und der Erbadel abgeschafft, sowie Alles, was an einen Unterschied der Stände erinnern konnte. Sogar die Anrede Monsieur (mein Herr) ward verbannt, und Jeder hieß fortan citoyen (Bürger).

Unter solchen Umwälzungen erschien der 14. Juli 1790, der Jahrestag der Zerstörung der Bastille. Das Andenken an diesen Anfangstag der französischen Revolution sollte durch ein großes Bundesfest auf dem Marsfelde in Paris feierlich begangen werden. Eine ungeheure Menschenmenge

bedeckte die weite Ebene, die dem heftigen Regen zum Trotz schon in aller Frühe ihre Plätze eingenommen hatte. Als der Regen nachgelassen, erschienen die Mitglieder der Nationalversammlung und die Abgeordneten der Departements, später der König mit der königlichen Familie. In der Mitte des Marsfeldes erhob sich der Altar des Vaterlandes, diesem gegenüber eine Gallerie, auf welcher die Nationalversammlung und der König Platz nahmen. Talleyrand, Bischof von Autun, hielt ein Hochamt und segnete die Fahnen der Departements ein; darauf schwuren Nationalversammlung, Nationalgarden, der König und die Abgeordneten der ganzen Nation Gehorsam dem Gesetze. Endlich fiel der Donner der Geschütze mit dem Trommelwirbel und dem Tusch der Musik ein; freudetrunken stürzten sich alle in die Arme, und zum letzten Mal schien es, als ob ein gemeinsames Band König und Volk wie eine große Familie vereinigen sollte.

Doch bald zeigte es sich, wie wenig Festigkeit und Dauer das neugeschlossene Band gewährte. Die Jacobiner gingen in ihren Gewaltstreichen und Schmähungen gegen die königliche Familie immer weiter und beschränkten sogar deren persönliche Freiheit. Als Ludwig im April 1791 mit den Seinigen das Osterfest in St. Cloud feiern wollte, umlagerte der Pöbel seinen Wagen und hinderte die Abfahrt. Die Nationalgarde leistete ihrem Commandanten Lafayette keinen Gehorsam, und der König mußte, nachdem der Unfug über eine Stunde gedauert hatte, wieder in sein Schloß zurückfahren. Lafayette legte aus Verdruß über den Ungehorsam der Nationalgarde das Commando nieder. Der König konnte sich nur als einen Gefangenen betrachten und faßte endlich den Entschluß, sich durch die Flucht ins Ausland zu befreien (Juni 1791). Der beste Erfolg schien Anfangs das Unternehmen zu begünstigen und am Abend des 22. Juni kam die königliche Familie in St. Menehould an. Hier beging der König die Unvorsichtigkeit, aus dem Wagen heraus zu sprechen, und wurde an der Aehnlichkeit seines Gesichts mit dem Bildnisse auf den Assignaten von dem Postmeister Drouet erkannt. Dieser jagt sogleich auf Umwegen nach Varennes, wo nach einiger Zeit auch die Reisenden ankommen. Aber schon hat die Sturmglocke das Volk in Bewegung gesetzt, der königliche Wagen

ward angehalten, und die Reisenden müssen aussteigen. Anfangs leugnet Ludwig, daß er der König sei, aber von Mehreren erkannt, ruft er endlich aus: „Ja, ich bin Euer König, ich fliehe vor den Dolchen und Bajonnetten der Hauptstadt und suche in der Provinz mitten unter meinen treuen Unterthanen die Freiheit und die Ruhe, die der Geringste von euch genießt; ich kann nicht länger in Paris bleiben, ohne dort mit den Meinigen ums Leben zu kommen.“ Allein seine Worte machten keinen Eindruck, und er ward als Gefangener nach Paris zurückgebracht, umgeben von wüthenden Pöbelhaufen, die sich kaum abhalten ließen, ihre blutgierigen Hände an die königlichen Personen zu legen. Des Königs Lage ward jetzt nur noch viel schlimmer, als vorher.

Im September 1791 war die neue Constitution oder Verfassung fertig, in der man den König noch hatte stehen lassen, aber als eine ganz unbedeutende Person ohne alle Rechte. Als nun diese constituirende Versammlung sich aufgelöst hatte, trat eine neue an ihre Stelle, die sich die gesetzgebende (legislative) nannte. In dieser Versammlung traten die Parteien der Gironde und des Berges immer schroffer auseinander; die erstere hat ihren Namen von dem Departement der Gironde, woher die meisten ihrer Mitglieder stammten, und umfaßte die ausgezeichnetsten Talente Frankreichs; zu der Bergpartei gehörten die Schreckensmänner Robespierre, Marat, Danton, Pethion, die mit dem Pöbel von Paris im Bunde standen und ihn zu ihren wühlerischen Bestrebungen gebrauchten. Diese Ungeheuer begingen die gräßlichsten Unordnungen und veranlaßten eine Pöbelherrschaft, die allen wohlgesinnten Bürgern Verderben drohte. Aller äußere Anstand war verpönt, man mußte zerlumpt einhergehen, um als echter Patriot und Freiheitsmann zu gelten und die Bezeichnung „Ohnehosen“ (Sansculotten) war ein Ehrenname.

Die gesetzgebende Versammlung faßte den Beschluß, es sollten alle Ausgewanderten, die nicht zurückkehrten, des Todes schuldig und ihrer Güter verlustig sein; eben so sollten alle Geistliche, welche die neue Verfassung nicht beschwören wollten, als Verräther der Nation gerichtet werden. Der König weigerte sich, diesen Beschluß zu bestätigen, nach dem er seine

eigenen Brüder hätte ächten müssen. Um ihn zur Einwilligung zu zwingen, erregten die Jacobiner einen Aufstand. Im Juni 1792 drang ein Pöbelhaufen von 40,000 Menschen in das königliche Schloß, verübte den ärgsten Unfug und überhäufte den König und seine Gemahlin in ihren eigenen Gemächern mit den heftigsten Schmähungen. Als ein Nationalgardist einen auf die Brust des Königs gerichteten Pikenstoß mit dem Zuruf abwehrte: „Fürchten Sie nichts, Sire", ergreift Ludwig seine Hand und legt sie sich mit den Worten auf die Brust: „Das Gewissen eines ehrlichen Mannes ist ruhig, und mein Herz schlägt wie gewöhnlich." Ein Kerl ging in seiner Frechheit so weit, dem König eine rothe Jacobinermütze zuzuwerfen, und der Monarch, um das Volk nicht zu reizen, bedeckte sich damit; ein anderer reichte ihm seine Flasche, und nöthigte ihn, auf das Wohl der Nation daraus zu trinken. Uebrigens zeigte der König bei diesem Auftritte die unerschütterlichste Ruhe, und der Zweck des Aufruhrs wurde nicht erreicht. Endlich erschien der Maire Pethion und belobte das tugendhafte Volk wegen der Weisheit und Würde, mit der es dem König seine Wünsche vorgetragen habe, worauf sich denn gegen 10 Uhr Abends der Pöbel völlig verlief.

Ueber das Mißlingen dieses Versuches waren die Jacobiner ergrimmt und beschlossen, einen neuen Sturm zu erregen, um den Sturz des Königs herbeizuführen. Zu diesem Zwecke hatten sie noch einen Haufen nichtswürdigen Gesindels aus Marseille nach Paris kommen lassen, die unter dem Namen der Föderirten (Verbündeten) ihren Einzug hielten. Am 10. August 1792 strömte eine ungeheure Menge von Gesindel gegen das Schloß der Tuilerien. Der König schwebte mit seiner Gemahlin in augenscheinlicher Lebensgefahr, und ließ sich endlich bewegen, in die Nationalversammlung zu fliehen, um hier Schutz und Zuflucht vor dem wüthenden Pöbel zu suchen. Unter den heftigsten Verwünschungen und Drohungen des Pöbels, der wiederholt schrie: „Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Vielfraße, der jährlich 25 Millionen verschlingt!" kamen die erlauchten Flüchtlinge bleich und entstellt in der Nationalversammlung an. Beim Eintritt sagte der König mit Würde: „Meine Herren, ich komme, um Frankreich ein großes Verbrechen zu ersparen." Man nahm ihn

jedoch ohne alle Theilnahme auf und wies ihm und seiner Familie die Loge eines Zeitungsschreibers an, wo er die Berathungen der Versammlung über seine Absetzung mit anhören mußte. Inzwischen erstürmte das erbitterte Volk die Tuilerien, wobei die Schweizergarde nach der heldenmüthigsten Gegenwehr fiel, drang dann, die Hände mit Blut besudelt, in die Nationalversammlung und forderte hier mit Ungestüm die Absetzung des Königs. Dieser wurde seiner Würde für verlustig erklärt und mit seiner Familie in den Tempel, einen alten Gefängnißthurm, gebracht.

An die Stelle der gesetzgebenden Versammlung trat jetzt ein durch das Volk gewählter Nationalconvent, der aus den wildesten Jacobinern bestand (September 1792). Die erste Verfassung wurde nunmehr aufgehoben, die Königswürde abgeschafft und Frankreich in eine Republik verwandelt. Zugleich wurde eine neue Zeitrechnung nach Jahren der Republik eingeführt und der christliche Kalender beseitigt. Alle Bildsäulen und Wappen des Königthums wurden zertrümmert; selbst die Königsgräber zu St. Denis wurden aufgewühlt, die Leichname aus den Särgen gerissen, und die Gebeine zerstreut. Nichts sollte mehr an das Königthum erinnern.

Das Schicksal des unglücklichen Königs erregte die Theilnahme und Besorgniß aller übrigen Monarchen, besonders des Kaisers Leopold II. (1790—1792), der mit der französischen Königsfamilie so nahe verwandt war. Aber erst sein Nachfolger, Franz II., eröffnete den Krieg gegen Frankreich, indem er sich mit Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, verband. Preußen und Hessen drangen siegreich in Lothringen und in die Champagne ein. Schon vorher hatte der preußische Oberfeldherr, Herzog von Braunschweig, an die französische Nation ein Manifest erlassen, worin es hieß: „Alle Franzosen, welche die Rechte ihres Königs nicht sogleich anerkennen würden, besonders aber Paris, sollten die schwersten Strafen leiden: es solle dieser Stadt der Empörung ergehen, wie einst Jerusalem, kein Stein solle auf dem andern bleiben, und die stolze Stadt vom Erdboden vertilgt werden.“ Eine solche Sprache mußte alle Franzosen auf das Höchste erbittern und gegen den äußern Feind unter die Waffen bringen. Bald strömten Jünglinge und Greise zu den Waffen und fochten mit einer

solchen Begeisterung, daß die Preußen, noch durch die ungünstigste Witterung, durch Mangel und Seuchen gelähmt, den Rückweg antreten mußten, und der französische General Custine sogar über den Rhein ging, Mainz besetzte und bis Frankfurt vordrang, von wo er aber durch die Hessen und Preußen wieder über den Rhein zurückgedrängt ward. Auch gegen die Oestreicher in den Niederlanden waren die Franzosen siegreich und gewannen unter Dumouriez die Schlacht bei Gemappes unweit Mons.

Man hatte gehofft, die jungen ungeübten französischen Soldaten würden den alten kriegsgewohnten Heeren der Verbündeten nicht Stand halten können. Diese Hoffnung war vollständig zu Schanden geworden. Voll Begeisterung zogen die französischen Streiter in die Schlacht, und fochten mit der größten Todesverachtung. So sehr entflammte sie der Wahn, „die Freiheit gegen die Tyrannen" zu vertheidigen.

In Paris aber beschloß jetzt der Nationalconvent Ludwigs Tod. Zwar empörte sich gegen einen solchen Entschluß das Gefühl der besseren Republikaner, der Girondisten, die es für eine Niederträchtigkeit erklärten, den gestürzten König auch noch hinzurichten. Allein die Jacobiner arbeiteten in ihren Klubs und öffentlichen Blättern auf die Anklage des Königs hin und verschrieen die Girondisten beim Volke als heimliche Freunde des Königs. Dies Mittel wirkte, und die Anklage des Königs ward beschlossen. Der Abgeordnete St. Just erklärte, Ludwig XVI. müsse gerichtet werden, nicht wegen der Verbrechen, die er begangen, sondern wegen des Verbrechens, ein König gewesen zu sein. Unter heftigen Kämpfen der Parteien kam der 11. December heran, an welchem des Königs erstes Verhör Statt finden sollte. Der Maire von Paris holte ihn aus dem Tempel ab und führte ihn gegen 2 Uhr Nachmittags in das Sitzungslokal des Convents. Bei seinem Eintritt entstand eine tiefe Stille; Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Ruhig und gefaßt sah sich der König um, bis der Präsident Barrère zu ihm sagte: „Ludwig, die französische Nation beschuldigt Sie; der Convent will, daß Sie durch ihn gerichtet werden; man wird Ihnen das Verzeichniß Ihrer Verbrechen vorlesen. Sie können sich nun setzen!" Man legte ihm eine lange Anklage vor, in

welcher er des heimlichen Einverständnisses mit Frankreichs Feinden und der durch die Revolution herbeigeführten Unglücksfälle beschuldigt wurde. Der König antwortete auf alle Fragen mit bewundernswürdiger Ruhe und Klarheit. Alsdann mußte er sich in ein Nebenzimmer zurückziehen, bis der Convent darüber berathen hatte, ob man ihm einen rechtlichen Beistand gewähren wolle. Darüber brach ein erbitterter Sturm im Convent aus. Die Jacobiner verlangten die sofortige Vollziehung des Todesurtheils, die Girondisten setzten es durch, daß man dem König wenigstens das Recht einräumte, das man dem gemeinsten Verbrecher nicht versagte. Des Königs Wahl fiel auf den berühmten Rechtsgelehrten Tronchet, und sein früherer Minister, der greise Malesherbes, bot ihm freiwillig seine Hülfe an. Beide vereinigten sich mit dem jüngeren talentvollen Desèze, und begannen nun die Vertheidigung vorzubereiten.

Am 26. December 1792, am zweiten Weihnachtstag, fand die Vertheidigung des Königs Statt. Ueber drei Stunden dauerte die glänzende Rede Desèzes, eine Rede voll Muth und Kraft und sanfter Rührung, die den König gerettet haben würde, hätten nicht die Jacobiner längst seinen Tod beschlossen gehabt.

Nach seiner Entfernung verlangte die Bergpartei alsbaldige Entscheidung, und Mordgeschrei: „Tod! Tod!" hallte allenthalben im Saale wider. Ein wüthender Jacobiner, ein ehemaliger Fleischer, verlangte sogar, den König in Stücke zu hauen, und in jedes Departement ein Stück zu versenden. Der wildeste Kampf der Parteien über die Art und Weise der Verurtheilung füllte die nächsten Wochen aus, und mehrere Tage und Nächte dauerte die letzte grausige Sitzung. Endlich am 17. Januar 1793 wurde Ludwig Capet, wie man den König seit dem Beginn des Processes nannte, durch eine äußerst geringe Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt.

Ludwig empfing die Trauerbotschaft zuerst durch Malesherbes, der sich sprachlos unter einem Strom von Thränen ihm zu Füßen warf Er blieb ruhig und gefaßt. „Seit zwei Monden denke ich darüber nach," sagte er, „ob ich mir etwas gegen meine Unterthanen vorzuwerfen habe. Ich schwöre Ihnen mit dem Gefühle eines Menschen, der im Begriffe steht

vor Gott zu treten, ich habe nie etwas Anderes als das Glück meines Volkes gewollt."

Man gewährte dem unglücklichen Monarchen nur die Vergünstigung, sich einen glaubenstreuen Priester zu wählen, der ihm auf seinem letzten Gange Trost und Stärkung spenden sollte, sowie auch die, von seiner Familie Abschied zu nehmen. Es war ein herzzerreißender Anblick, als der König, der seit dem Anfang des Processes von seiner Familie getrennt war, diese wiedersah, um auf immer von ihr zu scheiden. Die Verzweiflung der Königin, das Wehklagen seiner Kinder und seiner Schwester machten diesen Auftritt so erschütternd, daß Ludwig beinahe die Fassung verlor und, als er allein war, eine Zeit lang sprachlos den Blick auf den Boden heftete, dann aber in die Worte ausbrach: „Das war ein schrecklicher Augenblick!" Aber die Tröstungen der Religion stärkten ihn wieder, und er genoß die ganze Nacht eines ruhigen Schlafes.

Am Morgen des 21. Januars stand Ludwig um 5 Uhr auf und empfing aus den Händen des irländischen Priesters Edgeworth das heilige Abendmahl. In seinem Testamente sagte er: „Ich überlasse meine Seele Gott, meinem Schöpfer, und bitte ihn, dieselbe in Gnaden aufzunehmen, nicht nach meinem Verdienste, sondern um des Verdienstes unseres Herrn Jesu Christi willen, welcher sich zum Opfer gegeben hat für uns Sünder, zu welchen ich mich vornehmlich rechne." Die Seinen wollte er nicht wieder sehen, um sich und ihnen den qualvollen Abschied zu ersparen. Um 9 Uhr kam Santerre mit bewaffneter Begleitung, das Schlachtopfer abzuholen. Ludwig bestieg eine Lohnkutsche, in welche sich der Beichtvater mit zwei Gensdarmen setzte. Langsam fuhr er durch die mit Gruppen und Geschützen bedeckten Straßen. Die ganze Nationalgarde war auf den Beinen. Der König, ganz in sein Schicksal ergeben, las in einem Gebetbuche. Um 10 Uhr kam der Wagen auf dem Platze Ludwigs XV. an, wo am Fußgestell der zertrümmerten Bildsäule dieses Königs das Blutgerüst, die Guillotine, aufgerichtet war. An der Treppe empfingen ihn der Scharfrichter und dessen Gehülfen, um ihn des Rockes zu entkleiden. Der König schien einen Augenblick erschüttert, doch Edgeworth rief ihm zu: „Sohn des heiligen Ludwig, steige gen Himmel!" Darauf ging der König festen

Schrittes die Stufen hinan. Oben betrachtete er die zahllose Menschenmenge und wandte den Blick nach den Tuilerien, seinem ehemaligen Schlosse. Orleans soll unter den Zuschauern gewesen sein. Als ihn die Henker ergriffen, um ihm das Sünderkleid anzuziehen, die Haare abzuschneiden und die Hände auf den Rücken zu binden, stieß er sie anfangs zurück, fügte sich aber auf die Erinnerung, daß sich auch Christus willig habe binden lassen, und daß er dadurch dem Heilande ähnlicher werde. Darauf trat er gebunden, in weißflanellner Jacke, grauen Beinkleidern und weißen Strümpfen an den Rand des Gerüstes gegen das Schloß zu und winkte der Kriegsmusik Schweigen. Unwillkürlich verstummte sie und nun rief er mit lauter Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig. Ich vergebe meinen Feinden und wünsche, daß auch Gott ihnen vergeben, und daß mein Tod das Wohl Frankreichs befördern möge.“ Da wirbelten auf Santerres Wink die Trommeln und verschlangen seine letzten Worte. Die Henker ergriffen ihn, sein Haupt fiel. Samson, der Scharfrichter von Paris, hob es auf und zeigte es dem Volke. Kannibalisches Gebrüll erscholl ringsum und setzte sich weithin in die Stadt fort. Der Pöbel tanzte um das Schaffot die Carmagnole. Auf dem Gesichte der Anwesenden las man nur dumpfe Gleichgültigkeit. Abends waren die Schauspielhäuser gedrängt voll und drei Tage nachher sprach Niemand mehr von dem schrecklichen Morde.

Im October desselben Jahres ward auch Marie Antoinette, die Tochter Maria Theresias, enthauptet, im folgenden Jahre Ludwigs fromme Schwester Elisabeth und das Würgen und Morden nahm so überhand, daß man die Schlachtopfer nicht mehr zählen konnte. Am kleinen Dauphin oder Kronprinzen ward in anderer Weise der schändlichste Mord verübt. Er ward einem wüthenden Jacobiner, dem Schuster Simon, übergeben, der den armen Knaben durch die härteste Behandlung, durch Prügel, durch Hunger, Frost und Schlaflosigkeit zu Tode marterte (1795).

Die Nachricht von der Hinrichtung des unschuldigen Königs erfüllte ganz Europa mit Entsetzen und Abscheu. In Frankreich selbst erhoben sich die Bewohner der Vendée, eines Landstriches zwischen der Garonne und Loire, um den Tod

des Königs zu rächen. Eben so empörten sich die Städte Toulon und Lyon gegen die Königsmörder in Paris. Aber der Convent rief die ganze Nation unter die Waffen und schlug alle Aufstände im Innern mit blutiger Grausamkeit zu Boden. Im Convent selbst entstanden Streitigkeiten zwischen den Girondisten oder den Männern des Thals, welche die unteren Sitze einnahmen, und zwischen der Bergpartei. Mit Hülfe des Pöbels siegte die letztere, einige der Girondisten suchten sich durch die Flucht zu retten, kamen aber jämmerlich um, die übrigen wurden auf das Blutgerüst geschleppt. Damals fiel auch der nichtswürdige Herzog von Orleans, einer der Haupturheber der Revolution, der sich, um den Jacobinern zu schmeicheln, citoyen Egalité (Bürger Gleichheit) nannte, unter dem Beile der Guillotine. Das Scheusal Marat, einer der wüthendsten Blutmenschen, wurde durch ein Mädchen aus der Normandie, Charlotte Corday, ermordet, als er eben im Bade saß. Nun wüthete Robespierre mit unumschränkter Macht und ließ nun auch seinen Nebenbuhler, den furchtbaren Danton, den Urheber dieser Schreckensherrschaft, hinrichten. Während dieser Zeit des Schreckens wurden täglich Hunderte ohne alles Verhör auf das Blutgerüst geschleppt. Endlich wurde, um das Maß der Gottlosigkeit voll zu machen, die christliche Religion abgeschafft, und eine Vernunftreligion eingeführt, als deren Göttin eine Operntänzerin auf einem Triumphwagen durch die Straßen geführt ward. Doch auch Robespierres Zeit und Stunde kam. Seine Feinde erregten einen Volksaufstand, nahmen ihn gefangen und schleppten ihn zur Guillotine. So hatten sich die Männer der Revolution in ihrem blutgierigen Wahnsinn selbst aufgerieben, ihre Urheber waren auch ihre Opfer geworden.

Nun trat eine gemäßigtere Partei an das Ruder, und Ruhe und Sicherheit kehrte zurück. Im Jahre 1795 ging der Convent auseinander, und eine neue Verfassung wurde eingeführt, das Directorium genannt, mit einem Rathe der Alten und der Fünfhundert und einer aus fünf Directoren bestehenden vollziehenden Behörde.

XLV.

Napoleon Bonaparte.

Die neue Regierung faßte den Plan, die östreichische Monarchie, Frankreichs mächtigste Feindin, gänzlich niederzuschmettern. Und nun tritt ein Mann auf den Schauplatz der Geschichte, an dessen Person die Geschicke Europas eine Reihe von Jahren hindurch geknüpft sind. Dieser Mann ist Napoleon Bonaparte.

Er wurde im Jahre 1769, den 15. August zu Ajaccio auf der Insel Corsica, die damals zu Frankreich gehörte, geboren. Der Statthalter der Insel verschaffte dem jungen Napoleon eine königliche Freistelle in der Militärschule zu Brienne, wo er zum Offizier gebildet ward. Der junge Corse lernte die Menschen verachten und Haß und Rache im Busen verbergen. Verschlossen, wie er war, gewöhnte er sich, die Menschen zu beobachten, sich selbst aber der Beobachtung Anderer zu entziehen. Selbstsucht und Leidenschaft wohnten in seinem Herzen und kein sanfteres Gefühl drang in seine eherne Brust. In der Militärschule zu Brienne nahm er bald sein Uebergewicht wahr: kein Lehrer, kein Mitschüler gewannen ihm Liebe, keiner wahre Achtung ab. In sich zurückgezogen, suchte er die Einsamkeit, war finster, hinbrütend und verachtete die Spiele seiner Gefährten. Im Krieg geboren, warf er sich mit entschiedener Neigung auf die Kriegswissenschaften. Die tiefsinnigsten Lehren der Mathematik wurden seine Lust, weil er sie alle auf Kriegskunst bezog, die der Mittelpunkt seines Lebens ward. Und gerade die Kriegswissenschaft mußte auf seinen Charakter am mächtigsten einwirken, indem die Menschen ihm hier immer mehr als Maschinen oder Feinde erschienen, die man überlistete oder nach allen Regeln der Kunst schlug und vernichtete. Siegen, herrschen ward seine heftigste Neigung, und nur darum trat er seinen Mitschülern etwas näher, um den Krieg im Kleinen zu führen, den er schon im Großen dachte. Man weiß, wie er seine Gefährten gegen einander aufgereizt, Meutereien gegen die Lehrer angestiftet und sich ein Ansehen unter den Knaben erworben. Bemerkenswerth ist auch, daß er sich endlich zwei von jenen, und gerade sehr beschränkte Köpfe, zu

täglichen Gefährten auswählte, und diese so an sich zu fesseln wußte, daß sie in demüthiger Bewunderung seiner Ueberlegenheit sich zu Werkzeugen seiner Absichten gebrauchen ließen.

Neben seinen mathematischen Studien beschäftigte ihn besonders die Geschichte des Alterthums. In allen Unternehmungen der Vorzeit erkannte er das eigene Kraftgefühl, und jedes gelungene Emporstreben, jeder Sieg, gewann ihm das einzige Entzücken ab, dessen er fähig war. Daher mußten ihm die Helden Plutarchs gefallen, dessen Lebensbeschreibungen er mit besonderer Neigung betrachtete. In späteren Jahren zogen ihn auch die düsteren Gemälde des Nordens in Ossians Schlachtgesängen an; Tacitus dagegen, den er nur den Verläumder des Nero nannte, war ihm verhaßt. Die Spartaner wurden ihm Vorbilder der Selbstabhärtung, der Kampflust und jener Wortkargheit, die über den Sinn der Rede in Zweifel läßt. Sie ahmte er auch in seinen Antworten und Mittheilungen nach und gewann die große Fertigkeit, mit Wenigem viel, immer aber mehr zu sagen, als die Hörer erkennen sollten, oder auch wohl eine tiefere Bedeutung, als er selbst hineinlegte, muthmaßen zu lassen. Seine Lehrer erkannten sein Talent und seine raschen Fortschritte in den Kenntnissen an, die seinem Sinne entsprachen, tadelten aber auch seine Ungelehrigkeit in Allem, was ihm keine Neigung abgewann, besonders aber seine Hinterlist und unbeugsame Hartnäckigkeit. Daher bemerkte schon damals einer der Lehrer bei Napoleons Namen: „Ein Corse von Geburt und Charakter; er wird es weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigen.“

So war Napoleon, als er in die große Welt zu Paris eintrat. Zum Soldaten geboren, wußte er als Artillerie-Offizier durch Pünktlichkeit im Dienst, durch ausgezeichnete Kenntnisse in seinem Fache und durch fortgesetzten Fleiß die Achtung seiner Oberen zu gewinnen. Bei den ersten Stürmen der Revolution ergriff er die Partei des Volks. Seine höhere militairische Laufbahn begann damals, als er vor Toulon, welches die Engländer besetzt hatten, die Artillerie leitete und durch seine Einsicht und Entschiedenheit die Uebergabe dieser Stadt bewirkte (1793). Er ward General, doch ein unerwar-

tetes Ereigniß hemmte seinen Flug. Robespierre und mit ihm die Schreckensregierung fiel; auch Napoleon, der dieselben Grundsätze gepredigt, wurde verhaftet. Zwar erhielt er seine Freiheit wieder, verlor aber seine Stelle. Er sah sich hülflos und lebte von den Unterstützungen einiger Freunde. Eben war er im Begriff, Frankreich zu verlassen, als er zu einem belohnenden Unternehmen in Paris berufen ward. Die Bürger hatten sich gegen den Convent erhoben, dieser zog Streitkräfte zusammen, und Napoleon erhielt ein Kommando. Er entsprach den Erwartungen und schützte den Convent, indem er mit Kartätschen unter die Bürger schießen ließ. Diese That zeigte, was man von ihm zu hoffen und zu fürchten hatte, und schon damals erkannten die ihm nahestehenden eine Furchtbarkeit in ihm, die für kriegerische Zwecke brauchbar sei, die man aber außerdem so weit als möglich von sich entfernt halten müsse. Indeß nur die Nahestehenden kannten ihn so. Er ward nun sofort zum General ernannt, und im Jahre 1796 gab ihm das Directorium den Oberbefehl über die italienische Armee, die gegen die Oestreicher focht. Damit begann die glorreiche Laufbahn des 27jährigen Feldherrn.

Das französische Heer in Italien befand sich in einem Zustande gänzlicher Auflösung. Ihm gegenüber stand Beaulieu an der Spitze von 60,000 Oestreichern und Sarden. Doch Napoleon begeisterte seine Soldaten durch kühne Worte. Wie Hannibal, zeigte er ihnen Alles, was sie brauchten und wünschten, in dem Lande des Feindes. Darauf führte er sie in den Kampf. Einige glückliche Treffen hatten die Folge, daß der König von Sardinien sich von Oestreich trennte und einen Waffenstillstand annahm, den ihm Napoleon unter harten Bedingungen bewilligte. Nun zog der französische Feldherr gegen die Oestreicher, die sich bei Lodi verschanzt hatten und die Brücke über die Adda vertheidigten. Napoleon führte einen Theil seines Heeres gegen die Brücke heran; vor dem mörderischen Feuer wankten seine Schaaren, aber die Führer drangen unerschrocken vorwärts und errangen einen blutigen Sieg (10. Mai 1796). Die Lombardei war in seiner Gewalt, und die Oestreicher vereinigten ihre Macht, um nur Mantua zu decken. Da suchten, von dem unerwartet schnellen Erfolge betäubt, die Fürsten

Italiens, die Herzöge von Parma und Modena und der König von Sardinien, den Frieden mit Frankreich. Sie erhielten ihn gegen unerschwingliche Summen und kostbare Kunstwerke, die Napoleon als glänzende Siegeszeichen nach Paris sandte. Auch der Papst und der König von Neapel mußten den Waffenstillstand theuer erkaufen. Der Kaiser Franz schickte an Beaulieus Stelle den General Wurmser nach Italien, aber in mehreren Treffen geschlagen, faßte er den Entschluß, sich nach Mantua zu werfen. Während die Franzosen Mantua belagerten, erschien ein neues östreichisches Heer unter Alvinzi in Italien und ward von Napoleon zu der dreitägigen Schlacht bei Arcole genöthigt (18. November 1796). Dieses Dorf liegt an dem Flüßchen Alpon, welches durch eine von Sümpfen durchschnittene Ebene der Etsch zufließt. Um den Besitz der über den Alpon führenden Brücke, die durch das am jenseitigen Ufer aufgestellte östreichische Geschütz gedeckt war, ward drei Tage lang mit fast übermenschlicher Anstrengung gekämpft. Wiederholt wurden die Colonnen der anstürmenden Republikaner vom mörderischen Feuer der Oestreicher zurückgeworfen. Endlich ergriff Bonaparte selbst die Fahne und mit dem Rufe: „Mir nach!" stürzte er mitten im Kugelregen auf die Brücke zu. Und schon hatte er die Fahne auf der Mitte der Brücke als Siegeszeichen aufgestellt, als eine neu anlangende östreichische Truppenabtheilung sofort ihr Geschütz auf die Stürmenden richtete. Ein entsetzliches Getümmel entstand, und die zurückweichenden Franzosen rissen ihren kühnen General mit Gewalt durch Todte und Verwundete mit sich fort. Da stürzt dieser im Gedränge von der Brücke und fällt bis in die Mitte des Körpers in den Sumpf. Die Grenadiere bemerken die Gefahr, und mit dem Rufe: „Soldaten vorwärts, den General zu retten!" stürzen sie wüthend auf den Feind zurück und Bonaparte ist gerettet. Zugleich erscheint eine französische Colonne im Rücken der Oestreicher und vollendet deren Niederlage. Nun fiel auch Mantua und die weiteren Fortschritte der Franzosen zwangen Oestreich zu dem Frieden von Campo-Formio, indem es Belgien und die italienischen Länder abtrat und dagegen den größten Theil der Republik Venedig erhielt, das jedoch Bonaparte erst noch erobern mußte. Aus den östreichischen Län-

dern in Italien wurde die cisalpinische, aus dem Gebiete von Genua die ligurische Republik gebildet (1797).

Noch in demselben Jahre erhielt Napoleon den Oberbefehl über die gegen England bestimmte Armee. Während aber in allen Häfen furchtbare Rüstungen gegen diese Seemacht betrieben wurden, wurde auch in Toulon eine Flotte und ein Heer gesammelt, und plötzlich ging Bonaparte zum Erstaunen aller Welt nach Aegypten unter Segel (1798). Er entging glücklich der englischen Flotte unter Nelson, nahm die Insel Malta durch Verrath der französischen Ritter daselbst ein und eroberte nach seiner Landung in Aegypten Alexandria mit Sturm. Dann ging der Zug auf Kairo, der Hauptstadt des Landes. Auf dem Wege dahin hatten die Franzosen unaufhörlich mit den wohlberittenen Mamelucken zu kämpfen. Auf ihren raschen Rossen kamen die Feinde pfeilschnell herangeflogen, hieben Alles nieder, was sich nur einige Schritte vom Hauptheere entfernt hatte, und verschwanden eben so schnell wieder dem Blicke. Doch der natürliche Frohsinn der Franzosen besiegte alle Beschwerden, und sie konnten sich wohl noch in Scherz und Kurzweil ergehen. Da Bonaparte, in der Hoffnung, in dem alten Wunderlande Aegypten wissenschaftliche Entdeckungen zu machen, auch Künstler und Gelehrte mitgenommen hatte, so nannten die Soldaten die Esel, welche deren Gepäck trugen, scherzhaft die Halbgelehrten, und ein schallendes Gelächter durchlief ihre Reihen, wenn beim Bilden der Vierecke das Commando ertönte: „Die Esel und Gelehrten in die Mitte!“ Als sie endlich vor den Pyramiden anlangten und mit Staunen diese Denkmäler hohen Alterthums betrachteten, sagte Napoleon: „Franzosen! Heute werdet ihr den Beherrschern Aegyptens eine Schlacht liefern; vergesset nicht, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf euch herabschauen!“ Die Franzosen erfochten in dieser Schlacht bei den Pyramiden einen glänzenden Sieg (Juli 1798) und nahmen bald Kairo und ganz Aegypten in Besitz. Dagegen traf sie zur See ein großer Verlust, indem Nelson ihre Flotte bei Abukir gänzlich vernichtete. Von Aegypten aus drang Napoleon über die Landenge von Suez in Syrien und Palästina ein bis zur Festung Acre, doch alle seine Anstrengungen, sie

26*

zu erobern, hatten keinen Erfolg. Er mußte nach Aegypten zurückkehren. Ein neuer Krieg, der von Seiten Oestreichs, Rußlands, Englands und der Türkei an Frankreich erklärt wurde, und die Unzufriedenheit in diesem Lande mit der schwachen Regierung der Directoren nöthigten ihn zur Rückkehr nach Europa (1799).

Wie im Triumph zog er nach Paris, wo er plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, erschien. Der Rath der Alten übertrug ihm den Oberbefehl über die Truppen; als sich aber der Senat und der Rath der 500 in St. Cloud versammelten, erhob sich im letzteren der Ruf der Republikaner: „Keine Dictatur! nieder mit dem Dictator!“ Da trat Bonaparte mit mehreren Grenadieren in den Saal; ein lautes Geschrei bestürmte ihn, man faßte ihn sogar am Kragen. Er entfernte sich. Nun drangen auf Bonapartes Befehl die Grenadiere in den Saal und trieben die Mitglieder des Rathes mit gefälltem Bajonnet aus dem Versammlungsorte. Die Directorialverfassung wurde aufgelöst und nun kam eine vierte Verfassung, das Consulat, an die Reihe. Drei Consuln wurden auf zehn Jahre eingesetzt, und Bonaparte, der erste Consul und alleinige Oberfeldherr des ganzen Heeres, ließ es sich nun angelegen sein, Frankreich, das in der letzten Zeit mehrere Verluste erlitten, wieder auf die Höhe des Sieges zu führen.

Bonaparte ging, gleich Hannibal, über den großen St. Bernhard nach Italien, wo er über die Oestreicher den großen Sieg bei Marengo in der Ebene von Alessandria und Tortona davon trug (5. Mai 1800), während in demselben Jahre noch der französische General Moreau ein östreichisches Heer bei Hohenlinden (3. December) schlug. Kaiser Franz mußte sich zum Frieden verstehen, der zu Luneville in Lothringen abgeschlossen ward (1801). Auch Paul, Kaiser von Rußland, rief seine Truppen vom Kriegsschauplatz ab. Deutschland verlor damals das linke Rheinufer, und die deutschen Fürsten, welche ihren Kaiser im Kriege hatten allein stehen lassen, wurden dafür mit den eingezogenen Gebieten der geistlichen Fürsten belohnt.

Nach dem Frieden widmete Napoleon seine Sorge der inneren Verwaltung Frankreichs. Er ordnete die kirchlichen Angelegenheiten und führte die Feier des öffentlichen Gottes-

dienstes wieder ein; er gründete Schulen und beförderte Handel und Verkehr. Für solche Verdienste wurde er zum Consul auf Lebenszeit ernannt (1802). Doch dabei blieb der Ruhmsüchtige nicht stehen, vom Consulat zur Monarchie war nur noch ein Schritt. Eine angebliche Verschwörung wider sein Leben mußte ihm den Weg dazu bahnen. Als Theilnehmer dieser Verschwörung wurde Pichegru, Moreau und der Herzog von Enghien, ein Enkel des Prinzen Condé, bezeichnet. Pichegru wurde in den Kerker geworfen und Moreau verbannt. Der unschuldige Herzog von Enghien, der im Badischen lebte, wurde von französischen Soldaten nach Frankreich geschleppt und im Schlosse Vincennes bei Paris erschossen (1805).

Diese Verschwörung gab nun die Veranlassung, die Nothwendigkeit nachzuweisen, dem Ober-Consul erbliche Gewalt beizulegen. Der Plan dazu wurde rasch betrieben, und der Senat bot ihm den Kaisertitel an. Er nahm ihn an, nannte sich nun Napoleon I. und ließ sich vom Papst Pius VII. krönen. So hatte denn das französische Volk den Weg vom Königthum zur Kaiserherrschaft, den das alte Rom in beinahe fünfhundert Jahren zurückgelegt, in nur zwölf Jahren durcheilt; es war vom Königthum zur Republik gelangt; aus den fünf Directoren waren drei Consuln, aus den dreien ein lebenslänglicher Consul, aus dem Consulat eine Monarchie geworden; aber man kehrte nicht zum alten Königthum der Bourbonen zurück, sondern wählte, da der königliche Name und das Geschlecht der Bourbonen verhaßt war, das Kaiserthum in der Person Napoleons. Und so erscheint denn Napoleon als der Erbe der Revolution, der von Sieg zu Sieg, von einer Stufe der Macht zur andern fortschreitend, sich vom ehemaligen Republikaner zum Alleinherrscher emporgeschwungen hatte. Von nun an treibt er seine Herrschgier und Selbstsucht auf die höchste Spitze, er bezieht Alles nur auf sich, achtet kein Recht und keine Person, und geht offenbar mit Bewußtsein darauf aus, eine Universalmonarchie zu gründen, bis das stolze Unternehmen mißlingt, das Gericht Gottes über ihn hereinbricht und seinen jähen Fall herbeiführt.

Frankreich stand nun wieder, England etwa ausgenommen, an der Spitze der europäischen Staaten, und über alle Länder unseres Erdtheils kam durch Napoleon eine Zeit

schwerer Demüthigung. Das Kaiserthum genügte Napoleon noch nicht, die neue italienische Republik wurde in ein Königreich Italien verwandelt und erkannte den französischen Kaiser als ihren König an. Am 26. Mai 1805 setzte er die eiserne Krone der Lombarden auf sein Haupt mit den Worten: „Gott gab sie mir, wehe dem, der sie anrührt!"

Bald traten die alten Feinde Napoleons, England, Rußland, über das seit Pauls Ermordung (1801) Alexander I. regierte, und Oestreich von neuem in einen Bund gegen Frankreich. Aber mit Blitzesschnelle ging Napoleon über den Rhein, zwang den östreichischen General Mack in Ulm, sich zu ergeben und drang ohne Schwertstreich über Wien in Mähren ein. Die beiden Kaiser, Franz und Alexander, waren selbst bei ihren Heeren, um sie durch ihre Gegenwart zu begeistern, aber dennoch siegte Napoleon über die Verbündeten bei Austerlitz (unweit Brünn) in der sogenannten Dreikaiserschlacht, wie er sie selbst in seinem Siegesberichte nannte. Der Kaiser Franz mußte den Frieden zu Preßburg schließen (1805), der ihm Venedig, ganz Tyrol und die östreichischen Besitzungen in Schwaben kostete, mit denen Napoleon seine Bundesgenossen, Baden, Baiern und Würtemberg beschenkte, die sich leider in diesem Kriege mit Frankreich vereinigt hatten. Die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg nannten sich nun Könige und rissen sich vom deutschen Reiche los. Ja, Napoleon ging noch weiter, er stiftete den sog. Rheinbund, durch welchen sich viele deutsche Fürsten von Kaiser und Reich trennten und Napoleon als ihren Beschützer (Protector) anerkannten. Nun hatte die Würde eines deutschen Kaisers keine Bedeutung mehr, Franz I. legte sie nieder und nannte sich Kaiser von Oestreich (1806). Das war das Ende des tausendjährigen deutschen Reiches. Von nun an kannte Napoleons Uebermuth keine Grenzen mehr, er verschenkte Länder und Kronen nach Gutdünken an seine Verwandten und Generale. Ferdinand, König von Neapel, hatte englische und russische Truppen in seinem Königreiche landen lassen. Sogleich erfolgte Napoleons Machtspruch: „Ferdinand hat aufgehört zu regieren!" und ein großes Heer unter dem Befehl Massenas und seines Bruders Joseph gab diesem Befehl den erforderlichen Nachdruck. Ferdinand floh nach Palermo,

und Napoleon verlieh (März 1806) seinem Bruder Joseph das Königreich Neapel. Um auch seinen Bruder Ludwig auf einen Thron zu erheben, mußte die batavische Republik (die Niederlande) sich ihn zum König ausbitten, und so wurde Ludwig König von Holland (Juni 1806). Murat, ein tüchtiger Reitergeneral und Napoleons Schwager, ward Großherzog von Berg und Cleve; der Marschall Berthier Herzog von Neuschatel.

Napoleon benahm sich nun in Deutschland als unumschränkter Herr über Fürsten und Volk. Sein Wille galt als höchstes Gesetz, und wer eine andere Meinung zu haben wagte, wurde von der napoleonischen Inquisition belangt und als Hochverräther bestraft. Ein Nürnberger Buchhändler, Palm, hatte eine Flugschrift „über Deutschlands Erniedrigung“ — nicht etwa selbst geschrieben, sondern sie nur als Geschäftsmann versandt. Dafür wurde er plötzlich von französischen Gensdarmen ergriffen, nach Braunau geschleppt, dort vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und auf Befehl Napoleons erschossen.

Preußen war damals ganz in Napoleons Arglist verstrickt. Friedrich Wilhelm III., der seinem Volke den Frieden erhalten wollte, hatte sich dazu verstehen müssen, statt einiger abgetretenen Gebiete Hannover anzunehmen. Nun bot der französische Kaiser dieses Hannover den Engländern wieder an, ohne den König von Preußen nur zu fragen. Eine so grobe Verletzung seiner Ehre durfte Preußen nicht ruhig hinnehmen, es blieb ihm nichts übrig, als den Krieg an Frankreich zu erklären, aber es stand allein im Kampfe gegen den gewaltigen Eroberer. Die preußischen Heerführer waren alt und der neuen Kriegsweise unkundig, die Offiziere voll Hochmuth und Dünkel. Schon das Treffen bei Saalfeld fiel unglücklich aus, und der preußische Prinz Ludwig Ferdinand verlor selbst das Leben. Noch unglücklicher aber war der Ausgang der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt (14. October 1806), die für Preußen der Anfang jahrelanger Trübsal wurde*). Feigheit, Treulosigkeit und Uebermacht setzten die

*) Gleich zu Anfang der Schlacht bei Auerstedt wurde der Herzog Ferdinand von Braunschweig durch eine Flintenkugel, die über dem rechten Auge eindrang und das linke aus seiner Höhlung trieb, besin-

Franzosen bald in den Besitz des größten Theils der preußischen Monarchie*). Die Trümmer des geschlagenen Heeres vereinigten sich mit einem inzwischen angelangten russischen, und es kam bei Eylau zu einer mörderischen Schlacht, in der sich beide Theile den Sieg zuschrieben. Dagegen errang Napoleon bei Friedland einen entscheidenden Sieg (1807), und Alexander von Rußland suchte um Frieden nach. Die beiden Kaiser und der tief gebeugte König von Preußen, der von Napoleon mit kalter Verachtung behandelt ward, kamen in Tilsit zusammen, wo der Friede geschlossen werden sollte. Auch Louise, Preußens edle Königin, eine Fürstin voll Hoheit und Anmuth, war hier erschienen, aus Liebe für das Volk und seinen Fürsten, um den gewaltigen Sieger durch ihre Bitten zu milderen Bedingungen zu bewegen. Aber Napoleon blieb ungerührt und erlaubte sich sogar die rohe Bemerkung: „Wie konnten Sie es auch wagen, einen Krieg mit mir anzufangen?" Da aber antwortete die ebenso geistvolle als hochherzige Fürstin: „Es war uns erlaubt, durch den Ruhm Friedrichs uns über unsere Machtmittel zu täuschen, angenommen, daß wir uns getäuscht haben!" Und die hohe Frau hatte sich nicht getäuscht, sondern mit echt deutschem Sehergeiste die Zukunft geweissagt, die sich auf die Kraft des Volkes baute. Aber von Napoleons Edelmuth war nichts zu erlangen; der Friede zu Tilsit kam auf die härtesten Bedingungen hin zu Stande, und Preußen verlor die Hälfte seiner Staaten. Der Kurfürst von Sachsen, zum Könige ernannt, erhielt zur Belohnung seines Abfalls von Preußen

---

nungslos niedergeworfen. Nach der Schlacht floh er in seine Residenz Braunschweig und empfahl sich von hier aus durch eine Gesandtschaft der Gnade Napoleons. Doch dieser antwortete zornig: „Ich kenne keinen Herzog von Braunschweig, nur einen preußischen General dieses Namens." Krank und des Augenlichts beraubt, ließ sich der verfolgte Greis nach Altona bringen und starb in trostloser Verbannung zu Ottensen.

*) Von der Feigheit, mit welcher die preußischen Commandanten die stärksten Festungen dem Feinde ohne Schwertstreich in die Hände lieferten, machte Courbière, Commandant in Graudenz, eine rühmliche Ausnahme. Als ihn die Franzosen zur Uebergabe aufforderten mit dem Hohne, es gäbe keinen König von Preußen mehr, erwiederte er muthig: „Nun gut, so bin ich König von Graudenz!" und leistete der Aufforderung keine Folge.

einen Theil Polens unter dem Namen eines Großherzogthums Warschau. Aus den von Preußen abgetretenen Ländern, aus dem Herzogthum Braunschweig, dem Kurfürstenthum Hessen, deren rechtmäßige Fürsten verjagt waren, und aus Theilen Hannovers setzte Napoleon das neue Königreich Westfalen zusammen, das er seinem jüngsten Bruder Hieronymus gab. Nicht genug also, daß die Fürsten des Rheinbundes, zu Vasallen des corsischen Imperators herabgewürdigt, den Triumphwagen des stolzen Siegers zogen und ihre Truppen zu den Kriegen des fremden Zwingherrn stellen mußten: Im Herzen von Deutschland selbst stand jetzt ein völlig französisch regierter Staat da, und im Lande Hermanns, im Ursitze der Cherusker, walteten fremde Tyrannen und ihre Knechte!

Im Jahre 1807 rückten französische Truppen auch in Portugal ein, doch die königliche Familie bourbonischen Namens hatte sich bereits gerettet und nach Brasilien eingeschifft. Das Schicksal Portugals schien entschieden. Durch List und Gewalt wußte Napoleon auch die spanische Königsfamilie zur Thronentsagung zu zwingen, und auch in dieses Land zogen französische Truppen ein. Napoleon ernannte seinen Bruder Joseph, bisher König von Neapel, zum König von Spanien. Neapel dagegen erhielt sein Schwager, Joachim Murat, dem er kurz vorher das Großherzogthum Berg am Niederrhein (Düsseldorf) gegeben hatte. Aber in Spanien ergrimmte das ganze Volk bei der Nachricht von der Entthronung seiner Königsfamilie, und bald mußte der neue König die Hauptstadt wieder verlassen. Jetzt erhoben auch die Portugiesen die Waffen gegen Frankreich, 30,000 Engländer landeten und die französischen Truppen mußten Portugal räumen (1808). Da stellte sich Napoleon, der nach so vielen glänzenden Siegen jetzt zum ersten Mal die Volkskraft kennen lernte, selbst an die Spitze der Truppen; es folgte Sieg auf Sieg, er zog in Madrid ein, aber das Land und die Gebirge behauptete das Volk. Daher war es Napoleon sehr erwünscht, unter dem Vorwande, daß ihn die Bewegungen Oestreichs zur Rückkehr nöthigten, Spanien verlassen zu können.

Oestreich schien den günstigen Zeitpunkt gewählt zu haben, um Frankreich entgegenzutreten. Es bot eine große Macht

auf, und mit einer Thätigkeit und Begeisterung, die zu kühnen Hoffnungen berechtigen konnte. Auch wurde mit einem Muthe gefochten, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Aber Napoleon entbot die Truppen des Rheinbundes gegen Oestreich; aus Spanien herbeieilend stellte er sich an ihre Spitze, schlug in einer Reihe glücklicher Treffen die östreichischen Heere zurück und zog triumphirend in Wien ein. Seine Residenz nahm er zu Schönbrunn (Mai 1809). Da führte Erzherzog Karl ein Heer aus Böhmen zum Entsatze Wiens heran. Auf dem Marchfelde bei den Dörfern Aspern und Eßlingen kam es zu einer zweitägigen furchtbaren Schlacht (21. und 22. Mai). Die Oestreicher fochten mit löwenmuthiger Tapferkeit; mauerfest widerstand ihre Infanterie dem Sturmesandrang der französischen Reitermassen, und wenn diese ihr zuriefen: „Streckt die Waffen!" antworteten die unerschrockenen Krieger, wie einst in ferner Vorzeit die Hellenen den persischen Barbaren: „Kommt und holt sie euch!" Zum ersten Mal erlitt Napoleon eine blutige Niederlage, und nur mit Mühe rettete er sich mit den Resten seines Heeres auf die Donauinsel Lobau. Sein Liebling, Marschall Lannes war gefallen, viele Generale verwundet. Leider aber hatte dieser ruhmreiche Sieg für Oestreich nicht den gewünschten Erfolg. Die Verstärkungen, welche Erzherzog Karl erwartete, blieben aus; Napoleon gewann Zeit, sich zu erholen und schlug die Oestreicher bei Wagram (5. Juli). Nun ward der Friede zu Schönbrunn geschlossen, in dem Oestreich abermals bedeutende Gebiete und drei und eine halbe Million Seelen verlor (1809). Tyrol war an Baiern gekommen und sollte seine alte Landesverfassung verlieren; aber mit treuer Liebe hing das Volk am angestammten östreichischen Fürstenhause und erhob sich gegen die Fremdherrschaft. An der Spitze der Erhebung standen der Sandwirth Andreas Hofer von Passayer, ein frommer Mann, mit seinen kräftigen Gliedern und seinem langen schwarzen Barte eine wahre Heldengestalt; Joseph Speckbacher*), ein verwegener Schütze, der Tabackshändler Martin Teimer und der Kapuziner Joachim Haspin-

*) Sein Sohn Andreas, „der Anderl" genannt, folgte dem Vater ins Gefecht, und da er selbst noch nicht mitfechten durfte, sammelte er die feindlichen Kugeln in seinem Hütlein und brachte sie seinem Vater.

ger, ein kleines Männlein mit rothem Bart, vom Volke Pater Rothbart genannt. Napoleon schickte seinen Marschall Lefèbre mit zahlreichen Truppen nach Tyrol, und es entspann sich nun ein furchtbarer Kampf; mit dem größten Muthe und der höchsten Begeisterung stritten die treuen Tyroler gegen die fremden Eindringlinge, und viele Feinde sanken dahin, getroffen von den nimmer fehlenden Stutzen der kühnen Bergschützen. Dreimal gelang es dem muthigen Volke, das Land von den Feinden zu säubern; aber zuletzt half aller Muth und alle Begeisterung nichts, und der Kaiser Franz mußte im Frieden sein treues Volk selbst auffordern, sich den Siegern zu ergeben. Aber Hofer, von falschen Freunden durch die Nachricht von erlogenen Siegen der Oestreicher getäuscht, rief das Volk von neuem zu den Waffen. Nichts konnte Napoleon und seinen Dienern erwünschter sein, als diese neue Erhebung nach geschlossenem Frieden, denn sie gab Veranlassung, Hofer für geächtet zu erklären, der nun vor Aufpassern und Häschern in seiner Heimath nicht mehr sicher war. Wohl hätte er sich durch die Flucht retten können, aber das ließ seine treue Liebe zum Vaterlande nicht zu, und er verbarg sich lieber in einer einsamen Alpenhütte am Passayer unter Schnee und Eis zwei Monate lang. Endlich führte ein nichtswürdiger Bauer mitten in der Nacht die Franzosen zu seinem Versteck (Januar 1810). Auf ihr Anklopfen trat Hofer hervor, gab sich als den Gesuchten zu erkennen und bat nur um Schonung für sein Weib und seine Kinder. Er ward ergriffen und in Ketten nach Mantua geführt, wo ihn ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilte. Ohne sich die Augen verbinden zu lassen, gab er selbst nach einem kurzen Gebete den französischen Soldaten das Zeichen zum Feuern.

Napoleon hatte sich von seiner Gemahlin Josephine scheiden lassen und vermählte sich (1810) mit Marie Louise, der Tochter des Kaisers von Oestreich. So schien das Haus Habsburg für Frankreich gewonnen. Seinen eigenen Bruder Ludwig nöthigte er, dem Königreiche Holland zu entsagen, und vereinigte dieses Land mit Frankreich (1810). Dann verband er auch die ganze Nordküste von Deutschland, vom Rhein bis zur Ostsee mit Frankreich, wodurch der Herzog von Oldenburg, der doch zum Rheinbunde gehörte, sein Land ver-

lor und die Deutschen ihre großen Ströme, ihre Küsten und ihren Seehandel einbüßten. Dann ließ er auch den Papst von Rom entführen und vereinigte dessen Gebiet mit dem übermächtigen Frankreich unter der besonderen Bestimmung, daß sein erstgeborner Sohn König von Rom sein sollte. Ein französischer Prinz, bekannt unter dem Namen Bernadotte, wurde zum Kronprinzen von Schweden bestimmt.

Napoleon stand auf dem Gipfel seiner Macht, nur England war noch ungeschwächt. Schon im Jahre 1805 hatte der britische Seeheld Nelson die französische Seemacht bei Trafalgar vernichtet, und seitdem hatte sich die englische Herrschaft siegreich auf allen Meeren behauptet, den Franzosen und Holländern ihre letzten Besitzungen in Ost- und Westindien genommen und sich so furchtbar gemacht, daß kein französisches Schiff es wagen durfte, den Hafen zu verlassen. Um sich zu rächen und Englands Handel zu zerstören, verschloß Napoleon den englischen Schiffen alle Seehäfen von Europa. Die Fürsten mußten in ihren Ländern alle englischen Waaren aufsuchen und verbrennen lassen. Dieses Verfahren nannte man das Kontinentalsystem, und auch Rußland war ihm beigetreten. Der Kaiser Alexander sah jedoch bald ein, welchen beträchtlichen Schaden er durch die Handelssperre gegen England seinen Unterthanen zufüge, und ließ Milderung eintreten. Dies verdroß Napoleon, aber auch Alexander war durch die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg, den der französische Kaiser seines Landes beraubt hatte, gereizt. Darum richtete Napoleon jetzt sein ganzes Augenmerk darauf, die Macht Rußlands zu demüthigen, und behandelte deshalb sogar den Krieg in Spanien als Nebensache, obschon in diesem Lande der englische Feldherr Wellington aufgetreten war, der die Franzosen endlich aus Spanien vertrieb (1812 und 1813).

Zu dem Zuge gegen Rußland machte Napoleon die gewaltigsten Anstrengungen. Unterstützt von den Streitkräften Deutschlands, Italiens und Polens, im Bunde mit Oestreich und Preußen, die ihm gleichfalls Truppen stellten, brach er mit einem Heere, das über 600,000 Mann und 1200 Kanonen zählte, gegen Rußland auf und glaubte sich stark genug, den russischen Kaiser in seinem eigenen Lande zu demüthigen.

Am 24. und 25. Juni 1812 ging er über den Niemen, den Grenzfluß Rußlands. Während der äußerste linke Flügel, meist Preußen und Polen, unter Macdonald das Gestade der Ostsee berührte, und die Oestreicher unter Schwarzenberg die russische Südarmee beschäftigen sollten, führte Napoleon selbst die Hauptmasse seines Heeres gerade auf Moskau zu. Nirgends vermochten die russischen Heere dem unaufhaltsam vordringenden Feinde Widerstand zu leisten, sie zogen sich fechtend in das Innere ihres Reiches zurück; die Franzosen folgten durch verwüstete öde Gegenden, und nach den blutigen Schlachten bei Smolensk und an der Moskwa (bei Borodino) zog Napoleon am 14. September 1812 in die alte prächtige Czarenstadt, in Moskau ein. Kein Feind zeigte sich; nicht wie vor anderen eroberten Hauptstädten drängte sich die neugierige Menge heran, um ihn bewundernd anzustaunen; es erschienen nicht die Abgeordneten der Stadt, um die Gnade des Siegers anzuflehen; die Stadt war wie ausgestorben, und die Stille des Grabes empfing ihn. Napoleon hatte hier Ruhe und für seine Truppen Erquickung und Winterquartier gehofft. Aber wie furchtbar sollte diese Hoffnung getäuscht werden! Mißmuthig bezog er den Kreml, das alte Czarenschloß. Plötzlich fing hier und da ein Haus an zu brennen, der Sturmwind, der sich zugleich erhob, verbreitete das Feuer, in kurzer Zeit war die ganze ungeheuere Stadt ein Flammenmeer, das aller Löschversuche spottete. Von einer Terrasse des Kreml sah Napoleon das furchtbar schöne Schauspiel. Da war unter den ergrimmten Einwohnern, die ihre Stadt lieber dem Feuer, als den Feinden Preis geben wollten, zwischen brennenden Häusern und glühenden Aschenhaufen kein Bleiben für die Franzosen. Das Heer mußte vor der Stadt ein Lager beziehen, aber die beutegierigen Soldaten stürzten sich auf die Brandstätten, um unter rauchenden Trümmern nach Schätzen zu wühlen, ohne zu ahnen, daß ihnen bald die elendeste Nahrung lieber sein würde, als Klumpen Goldes.

Ohne Obdach und Lebensmittel für sein Heer, von den rastlosen Kosacken umschwärmt, sah Napoleon die Unmöglichkeit ein, hier zu überwintern. Er bot den Frieden an, aber man hielt ihn durch Zögerung hin, und endlich erkannte er, daß

es hohe Zeit sei, den Rückzug anzutreten, zumal da früher als sonst der Winter hereinbrach. Aber dieser Rückzug war gräßlich, und steht als ein furchtbar warnendes Gottesgericht mit unauslöschlichen Zügen in den Jahrbüchern der Geschichte da. Von Hunger und Kälte erschöpft, sanken Menschen und Pferde haufenweise nieder, und der in dichten Flocken anhaltend fallende Schnee bedeckte sie bald wie mit einem Leichentuche. Ueberall war der Weg mit den Leichnamen erstarrter Krieger und Pferde bedeckt. Viele wurden von den nachsetzenden Kosacken niedergemacht, viele erfroren an den mühsam angezündeten Wachtfeuern. Vergebens hoffte Napoleon in Smolensk einige Ruhe zu finden, allein die Stadt war nur ein wüster Trümmerhaufen, und um nicht von den Russen abgeschnitten zu werden, mußte er unaufhaltsam weiter eilen. So kamen die Reste der großen Armee am 27. November an der Beresina, einem Nebenflusse des Dnjepr, an, über welchen in Eile zwei Brücken geschlagen wurden. Hier entwickelte sich jetzt eine grauenvolle Scene. Bei dem unaufhörlichen Kartätschenfeuer der Russen wollte Jeder sich zuerst retten. Einer stieß den Andern in's Wasser, Viele wurden von den Rädern der Kanonen und Fuhrwerke zermalmt, Andere suchten auf treibenden Eisschollen das andere Ufer zu gewinnen und fanden ihren Tod in den Fluthen. Zuletzt brach noch die Brücke, und was nun noch am anderen Ufer war, fiel den Russen in die Hände. Bei 30,000 Menschen kamen bei diesem Uebergange um.

Wenige Tage darauf verließ Napoleon das Heer und eilte in einem elenden Schlitten nach Warschau, und von da nach Frankreich, um ein neues Heer zu bilden. Nach seinem Abgange löste sich alle Zucht und Ordnung des Heeres völlig auf, Befehlende und Gemeine liefen, nur auf ihre Rettung bedacht, bunt durcheinander, und oft wurden die von Hunger und Kälte Entkräfteten, wenn sie sich eben an einem Feuer zu erholen gedachten, durch den Schreckensruf: „Kosacken!“ zu neuer Anstrengung fortgetrieben. Armselig, elend und zerlumpt kamen die Reste der großen Armee in Deutschland an, nachdem über 300,000 Menschen und 150,000 Pferde verloren gegangen waren. So kläglich endete der stolze Heereszug des übermüthigen Eroberers.

Der General York, der das preußische Hülfsheer befehligte, hatte, als er Napoleons Rückzug erfuhr, mit den Russen einen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen seine Truppen für neutral erklärt wurden und sich zwischen Memel und Tilsit aufstellten. Dieser Vertrag Yorks wurde von den Franzosen als eine Treulosigkeit verschrieen, und Preußen mit unerträglichem Hohn und kränkender Verachtung behandelt. Da verließ Friedrich Wilhelm III. seine Hauptstadt Berlin und kam nach Breslau, und von hier erging ein Aufruf an sein Volk, der mit den Worten schloß: „Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit."

Schon längst hatten edle Männer für eine Verbesserung der Staatsverwaltung und des Heerwesens gewirkt. Im October 1807 begann der preußische Minister Freiherr von Stein, ein Mann, in dem sich Adel der Gesinnung mit dem der Geburt verband, eine Reihe der segensreichsten Verbesserungen. Das ausschließliche Recht des Adels, Rittergüter zu besitzen, ward aufgehoben, und auch Bürgern und Bauern der Zutritt zu solchem Besitz eröffnet. Der Bauernstand ward von drückenden Lasten befreit, und der Bürgerstand erhielt eine treffliche Städteordnung. In demselben Geiste sorgte der treffliche General Scharnhorst für das Heerwesen. Der Bürgerstand ward für fähig zu den Offizierstellen erklärt, die Bekleidung der Soldaten verbessert, die entehrenden Strafen abgeschafft, und durch Hebung des Ehrgefühls auch das Nationalgefühl neu belebt. Ein Verein edler Männer unter dem Namen des „Tugendbundes" suchte die Liebe zum Vaterlande durch alle Klassen des Volks zu verbreiten. Freiherr von Stein war die Seele aller dieser Bestrebungen, deshalb aber auch dem französischen Kaiser als angeblicher Volksverführer so verhaßt, das er nicht eher ruhte, als bis Stein seine Entlassung nahm und sogar Deutschland verließ. Doch wirkte Hardenberg in seinem Sinne fort, und Männer, wie Ernst Moritz Arndt und Ludwig Jahn suchten durch Errichtung von Turnanstalten das aufblühende Geschlecht an Leib und Seele zu kräftigen, mit edlem Nationalgefühl zu erfüllen und reif zu machen, das Joch der Knechtschaft dereinst abzuschütteln.

Jetzt begeisterte der königliche Aufruf das ganze preußische Volk; aus allen Ständen eilten die waffenfähigen Männer, Beamte, Prediger, Lehrer, Studenten, Adelige, Bürger und Bauern herbei und stellten sich aus freiem Antrieb unter die Fahnen, um für die heiligsten Güter, für Ehre, Freiheit und Vaterland zu kämpfen. Aus den Bürgern und Bauern ward die Landwehr gebildet, deren Führer denen des stehenden Heeres an Ehre und Rang gleichgestellt wurden. Unter Glockengeläute zog die Landwehr aus, und die ernsten Klänge erfüllten Aller Herzen mit Wehmuth und freudiger Hoffnung. Allenthalben regte sich die größte Opferfreudigkeit, das Volk brachte freiwillige Beisteuern, Frauen und Jungfrauen gaben ihre Geschmeide hin, und manches deutsche Mädchen schnitt sich das lange Haar ab, um den Erlös dem Vaterlande zu weihen. Kühne Freiheitsdichter hoben durch ihre feurigen Lieder den Schwung des Volkes; unter ihnen ist als eigentlicher Freiheitssänger Theodor Körner zu nennen, der eine theuere Braut daheim ließ, um dem preußischen Adler zu folgen.

Mit den Preußen waren die Russen verbunden. Aber auch Napoleon führte neue zahlreiche Schaaren ins Feld und vertraute auf seine oft bewährte Kriegskunst. Bei Lützen und Großgörschen (2. Mai 1813) kam es zur ersten Schlacht. Zwar siegte Napoleon, aber die Preußen fochten mit begeistertem Heldenmuthe und zogen sich in trefflicher Ordnung über die Elbe zurück. Bei Bautzen (20. und 21. Mai) fiel die zweite Schlacht vor, und auch hier errangen die Franzosen den Sieg. Dennoch bot ihr Kaiser Waffenstillstand an, um neue Verstärkungen an sich zu ziehen. Aber die Unterhandlungen zeigten, daß er keinen Frieden wollte, so maßlos waren auch jetzt noch seine Ansprüche und Forderungen*). Da trat denn auch der Kaiser Franz, der Schwiegervater gegen den Schwiegersohn, in die Waffen, und 300,000

*) Dieser Waffenstillstand brachte der Freischaar, die unter dem Befehl des Majors Lützow stand und durch Körners Lied: „Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd" besungen worden, den Untergang, indem sie von französischer Uebermacht hinterlistiger Weise überfallen und aufgerieben ward.

östreichische Krieger stießen zu den Verbündeten. Zwar mißlang ein Angriff auf Dresden (26. und 27. August), dann aber folgte eine Reihe siegreicher Schlachten, in denen die französischen Feldherren mit bedeutenden Verlusten geschlagen wurden, bei Groß-Beeren (23. August), an der Katzbach (26. August), bei Kulm (29. und 30. August) und bei Dennewitz (6. September). An der Spitze des preußischen Heeres in Schlesien stand der alte Blücher, ein Greis an Jahren, aber ein Jüngling an Muth und Feuer. Er war es, der die Franzosen unter Macdonald an der Katzbach traf. Begeistert rief er seinen Kriegern zu: „Nun hab' ich genug Franzosen herüber. Jetzt Kinder, vorwärts!" Mit freudigem „Hurrah!" stürzen Alle auf den Feind. Der Regen schießt in Strömen herab, an ein Feuern ist nicht zu denken, aber mit gefälltem Bajonnet dringt das Fußvolk, mit geschwungenem Säbel die Reiterei in die französischen Heerhaufen ein, der alte Blücher, das Schwert in der Faust, Allen voran. Da wanken die feindlichen Reihen, sie fliehen, Viele reißen die Fluthen der Katzbach hinab, 18,000 Feinde werden gefangen, und Macdonalds ganzes Heer ist aufgelöst.

Nach diesen Siegen zogen die Verbündeten alle ihre Streitkräfte um Leipzig herum zusammen, wo es am 16. und 18. October 1813 zu der ewig denkwürdigen Völkerschlacht kam. Die Verbündeten Oestreicher, Preußen, Russen und Schweden standen mit mehr als 300,000 Mann gegen 200,000 Franzosen, über 1000 Geschütze waren gegen einander im Kampfe.

Am 16. October hatten die Franzosen im Süden Leipzigs, wo Napoleon selbst befehligte und mitten im Kugelregen an seine Generale heransprengte und sie zur Ausdauer anspornte, bei den Dörfern Wachau und Güldengossa, um welche sich der blutigste Kampf entspann, schon solche Fortschritte gemacht, daß Napoleon Boten mit der Siegesnachricht nach Leipzig schickte und alle Glocken läuten ließ. Sie mußten einem jeden echten Deutschen wie des Vaterlandes Grabgeläute ertönen! Was aber der französische Kaiser hier gewonnen, das hatte er an demselben Tage im Norden der Stadt verloren, denn hier hatte Blücher durch General

York einen glänzenden Sieg erfochten. Am 17. October, es war ein Sonntag, war Waffenruhe. Aber am 18. October erneuerte sich der Kampf, nachdem inzwischen auch das Nordheer bei den Verbündeten eingetroffen war. Da war es, wo während der Schlacht die Sachsen, schon längst dem fremden Zwingherrn nur mit Widerwillen folgend, zu ihren deutschen Brüdern übergingen. An diesem Tage mußte Napoleon aller Kriegskunst und Tapferkeit zum Trotz erliegen, und zog sich auf Leipzig zurück. Am 19. October früh begannen die Verbündeten den Sturm auf die Stadt, über die seit den letzten Tagen alle Schrecken und Drangsale des Kriegs im höchsten Grade hereingebrochen waren. Napoleon verließ, nachdem er vom Könige von Sachsen Abschied genommen, um zehn Uhr die Stadt und hatte an Macdonald und Poniatowsky den Befehl erlassen, diese bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen und den Rückzug des Hauptheeres zu decken. Bald darauf aber sprang eine mit Pulver gefüllte Mine unter der Brücke, die über einen Arm der Pleiße führte in die Luft, und jeder Weg zum Entkommen war den Franzosen abgeschnitten. Viele ertranken, unter ihnen auch der edle Fürst Poniatowsky. Ueber 70,000 Mann hatte den Franzosen die riesige Schlacht gekostet, Napoleons Macht war gebrochen, mit den Trümmern seines Heeres eilte er unaufhaltsam dem Rheine zu, und die Straße von Leipzig nach Mainz war mit Leichen von Menschen und Thieren, mit verlassenen Wagen und Kanonen bedeckt. Er machte nicht eher Halt, als bis ihn der Rhein von seinen Verfolgern trennte. Und dennoch gelang es dem großen Meister der Schlachten, mit seinen geschwächten Streitkräften den bairischen General Wrede, der ihm den Rückzug abschneiden wollte, in der Schlacht bei Hanau (30. October) zurückzuwerfen.

Russen und Deutsche standen jetzt am Rhein, Engländer und Spanier drohten von den Pyrenäen her; Napoleon gab nicht nach, und verlangte von Frankreich neue Heere. Wellington drang bis Bordeaux vor, das er besetzte (März 1814); Russen, Preußen und Oestreicher zogen gegen Paris. In den beiden ersten Monaten des Jahres 1814 erlitt Napoleon in seinem eigenen Lande beträchtliche Niederlagen, bei Brienne (29. Januar) und la Rothière (1. Februar), in deren

Folge Troyes, die Hauptstadt der Champagne, in die Hände der Verbündeten fiel. Nun erbot sich Napoleon zu Friedensunterhandlungen, die auch wirklich zu Chatillon eröffnet wurden, aber man erkannte bald, daß er nur Zeit zu gewinnen suche, und mit jedem neuen Erfolge seine Forderungen höher spanne. Denn noch einmal sollte ihm das Kriegsglück lächeln, es gelang ihm, die in einzelnen Heerhaufen gesondert und allzu sorglos vordringenden Verbündeten in mehreren siegreichen Gefechten zurückzuwerfen. Während ihm die verbündeten Monarchen seinen Kaiserthron und die Grenzen Frankreich von 1792 lassen wollten, bestand er nun entschieden auf den Besitz der Rheingrenze mit Belgien und auf Italien für seinen Stiefsohn Eugen. Die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen, und die Tage von Laon (9. und 10. März), Soissons (13. März) und Arcis (20. bis 22. März) hoben von neuem das Waffenglück der Verbündeten; alle ihre Heeresabtheilungen unter Schwarzenberg und Blücher vereinigten sich, und ohne sich durch Napoleon, der sie nach dem Rhein hin locken wollte, irre machen zu lassen, schlugen sie seine Marschälle zurück. Schon am 30. März erstürmten sie die Höhen des Montmartre vor Paris und Tags darauf zogen Alexander von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Garden in die französische Hauptstadt ein. Napoleon Bonaparte wurde für unfähig zu Friedensunterhandlungen erklärt und bald darauf durch den Senat und den gesetzgebenden Körper, die obersten Staatsbehörden in Frankreich, des Kaiserthums entsetzt, er und seine Familie der Regierung unfähig erklärt. Ludwig XVIII., ein Bruder des hingerichteten Ludwig des XVI., bestieg den französischen Königsthron. Frankreich mußte alle die Länder wieder herausgeben, die es seit 1792 erobert hatte. Napoleon wurde auf die Insel Elba verwiesen.

So schien Europa nach langen Stürmen wieder beruhigt, und es blieb nichts weiter zu thun übrig, als die Verhältnisse und Grenzen der einzelnen Staaten Europas zu bestimmen und festzusetzen. Zu diesem Zwecke wurde im October 1814 zu Wien ein Congreß eröffnet, bei welchem sich die Kaiser von Oestreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg persönlich, und außerdem

die Abgesandten aller bedeutenderen Mächte Europas einfanden. Man hoffte die Unterhandlungen bis zum Monat Mai (1815) abgeschlossen zu sehen, aber die Frage über das Schicksal Sachsens und Polens führte zu solchen Zerwürfnissen, daß im Jahre 1815 der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich schien. So standen die Dinge, als plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die Kunde von der Entweichung Napoleons von der Insel Elba und seiner Landung an der französischen Küste kam (März 1815).

Napoleon war in seiner Verbannung auf Elba mit der Lage der Dinge vollkommen vertraut. Er kannte auf der einen Seite die allgemeine Unzufriedenheit des französischen Volkes mit der neuen Regierung der Bourbonen, er kannte die Anhänglichkeit der Nation, besonders des Heeres an seine Person, und auf der anderen Seite waren ihm die Zerwürfnisse der Monarchen auf dem Wiener Congreß kein Geheimniß. Auf diese Zustände baute er seinen Plan. Mit etwa 1100 Mann verließ er im Februar 1815 die Insel Elba, landete ohne Unfall in Cannes und drang, wie im Siegeslaufe nach Paris vor. Ludwig XVIII. mußte seine Hauptstadt verlassen, und an demselben Tage hielt Napoleon unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Paris. Die Hauptmächte des Wiener Congresses erließen eine förmliche Achtserklärung gegen Napoleon, allein dieser hatte bereits das stehende Heer in Frankreich für sich gewonnen, und sammelte täglich größere Heerhaufen aus allen französischen Provinzen. Oestreich, Rußland, Preußen und Großbritannien erneuerten ihr Schutz- und Trutzbündniß, welchem alle europäischen Mächte, außer Murat, König von Neapel, beitraten. Die Verbündeten stellten hierauf gewaltigere Heeresmassen als je auf, und zwar am Oberrhein unter Schwarzenberg, am Niederrhein unter Blücher, in den Niederlanden unter Wellington. Unterdessen war Murat, in Folge einer geheimen Verbindung mit Napoleon, an der Spitze eines bedeutenden Heeres aus seinen Staaten aufgebrochen, wurde aber von den Oestreichern in mehreren Gefechten zurückgedrängt. Durch den Sieg bei Tolentino ward das neapolitanische Heer zu einem Vertrage gezwungen, kraft dessen die Hauptstadt Neapel von den Oestreichern besetzt und die Regierung des Landes an den rechtmäßigen Herrscher

Ferdinand IV. zurückgegeben wurde. Murat war nach Frankreich entflohen.*)

Mittlerweile hatte Napoleon zu Paris vor einer feierlichen Versammlung des Volks die Kaiserkrone öffentlich wieder zurückgenommen und war bald darauf zum Heere abgereist. Belgien wurde der Schauplatz des Kriegs. Hier stand Wellington mit dem englischen, durch Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer und Niederländer verstärkten Heere, das sich auf 100,000 Mann belief. Mit ihm sollte sich das preußische Heer unter Blücher vereinigen. Um diese Vereinigung zu hindern, drang Napoleon mit seinem Heere von 170,000 Mann und 400 Kanonen gegen Brüssel vor, trieb die preußische Vorhut unter Ziethen bis Fleurus zurück und richtete dann seinen Stoß gegen Blücher. Im Vertrauen auf Wellingtons Unterstützung, die jedoch ausblieb, nahm dieser die von Napoleon angebotene Schlacht bei Ligny (16. Juni) an, erlitt aber trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit der Preußen eine Niederlage und gerieth selbst in die größte Gefahr. Sein verwundetes Pferd hatte ihn abgeworfen und den edlen Greis mit seinem Körper bedeckt. Freund und Feind jagten neben ihm vorbei, aber er blieb unentdeckt und vor der Gefangenschaft bewahrt. An demselben Tage hatten die Franzosen unter Marschall Ney das englische Heer bei Quatrebras angegriffen, und wenigstens den Vortheil erreicht, den Preußen die englische Hülfe abzuschneiden. In diesem Gefechte ward der tapfere Herzog von Braunschweig von einer Kugel tödtlich getroffen und hauchte bald darauf seine Heldenseele aus.

Obgleich sich die Preußen vor der Uebermacht zurückzogen, so waren sie durch die erlittenen Verluste, durch die anstrengenden Märsche bei schlechtem Wetter und grundlosem Wege doch keineswegs niedergebeugt; vielmehr waren die Krieger, vor allen Blücher, seiner Wunde zum Trotz, vom besten Muthe beseelt und brannten vor Begier nach einer neuen Schlacht. Wellington hatte bei dem Dorfe Mont St. Jean, vor dem Walde von Soinge, eine Stellung genommen und ließ Blüchern sagen, wenn er ihn mit zwei Armee-

*) Von Napoleon nicht aufgenommen, machte er später den Versuch, mit einer zusammengerafften Schaar sein Reich wiederzuerobern, ward jedoch ergriffen und wegen Aufruhrs erschossen (15. October 1815).

corps unterstützen wolle, so werde er eine Schlacht von Napoleon annehmen. Da antwortete der 73jährige Heldengreis: „Nicht mit zwei Armeecorps, sondern mit meinem ganzen Heere werde ich kommen, und wenn uns die Feinde nicht angreifen, so wollen wir sie angreifen."

Am 18. Juni gegen 12 Uhr Mittags eröffnete Napoleon den Angriff auf das englisch-niederländische Heer. Der erste Stoß der Franzosen war gegen das Schloß Hougomont gerichtet, wo jetzt Stunden lang der wüthendste Kampf tobte, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Bald ging Ney auf der ganzen Linie gegen die englische Schlachtordnung vor, um sie zu zersprengen und zu vernichten, während Wellington mit kalter Ruhe auf seinem Vertheidigungsplane beharrte. Colonne auf Colonne, bald Reitermassen, bald Infanterie, rückt gegen das englische Treffen vor, das französische Geschütz schlägt zerstörend in seine Reihen, aber in geschlossenen Vierecken empfangen die Britten den Andrang des Feindes. Fort und fort erneuert sich der Sturm, gegen vier Uhr sind die Vorwerke la Haye und Hougomont von den Franzosen genommen und Napoleon ist im Begriff, gegen den Mittelpunkt des feindlichen Heeres vorzugehen.

Mit eiserner Beharrlichkeit hatte Wellington bis dahin seine Stellung behauptet, aber seine Linien sind bereits bedeutend geschwächt, und mit heißem Verlangen sieht er der Ankunft der Preußen entgegen.

Der greise Feldmarschall war an demselben Tage schon früh aufgewesen, so sehr ihn auch die von dem Sturze des Pferdes zerschlagene Seite noch schmerzte. Nachdem er den gegen ihn anziehenden General Grouchy, der die Aufgabe hatte, die Verbindung der Preußen mit Wellington zu hemmen, ein Corps entgegengestellt hatte, setzte er sich mit dem Hauptheer in Marsch. Aber dieser war mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Der heftige Regen hatte den Boden durchweicht, jedes Bächlein war zum Strome geworden, alle Gräben und Vertiefungen waren mit Wasser gefüllt, die Kanonen waren kaum fortzubringen, aber fort und fort rief Blücher seinen Soldaten sein gewohntes „Vorwärts Kinder, vorwärts!" zu. Als sie über den Regen murrten, sagte er: „Kinder, scheltet nur nicht über den Regen, das ist

unser alter Alliirter von der Katzbach her! Da können wir dem Könige wieder Pulver sparen!" Schon jagten Wellingtons Offiziere heran, brachten Nachricht über den Gang der Schlacht und die immer steigende Bedrängniß. Aber immer mühseliger wurden die Strapatzen der Krieger und aus ihren Reihen schallte es: „Es geht nicht, es ist unmöglich!" Da aber rief Blücher: „Kinder, es muß gehen! Ich habe es meinem Bruder Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!" und es ging, und gegen halb fünf Uhr erschienen die Preußen auf dem Kampfplatz.

Alsbald eröffneten 30 ihrer Geschütze ihr Feuer gegen die Franzosen, alle Anstrengungen derselben waren nun erfolglos, auch die englischen Quarrés rollten sich jetzt zu einer furchtbaren Linie auf und das ganze Heer rückte jetzt nach langer, hartnäckiger Vertheidigung zu unwiderstehlichem Angriff vor; um 8 Uhr Abends war die völlige Niederlage der Franzosen vollendet. Von allen Seiten erscholl ihr Ruf: „Rette sich, wer kann!" und Alles stürzte sich in wildester Verwirrung auf die Rückzugslinie, Geschütz und Gepäck im Stich lassend. Napoleon mußte mit Gewalt vom Schlachtfeld gerissen werden. Rastlos betrieben die Preußen die Verfolgung des zersprengten Feindes, nirgends konnten sich die fliehenden Franzosen festsetzen. Bei Gemappe fiel der Reisewagen Napoleons den Preußen in die Hände; kaum konnte er sich selbst retten, und mußte Hut und Degen Preis geben. Seine Armee war vernichtet, zwei Drittel waren todt, verwundet oder gefangen.

Bei Belle-Alliance trafen sich die beiden siegreichen Feldherren. Nach dieser Höhe nannten die Preußen die Schlacht, die Franzosen nach Mont St. Jean, die Engländer nach ihrem Hauptquartier Waterloo. Der letzte Name scheint der herrschende geblieben zu sein.

Napoleon brachte selbst die Unglücksbotschaft nach Paris. Nun wollte er zu Gunsten seines Sohnes, des Königs von Rom, abdanken, aber die verbündeten Monarchen gingen nicht darauf ein. Da gedachte er sich nach Amerika einzuschiffen, aber er mußte sich an die englischen Schiffe ergeben und ward nach einem gemeinschaftlichen Beschluß der verbündeten Mächte als Gefangener nach der Insel St. Helena abgeführt. Hier

war er zur Unthätigkeit verurtheilt, und Gram über sein Schicksal, Verdruß und tödtliche Langeweile unterwühlten die geistige und körperliche Kraft des gewaltigen Mannes. Er starb den 5. Mai 1821 am Magenkrebs. Seine irdischen Ueberreste wurden in einem stillen Thale, wo er im Leben gern geweilt hatte, beigesetzt, von wo sie im Jahre 1840 auf einem französischen Schiffe nach Paris abgeholt wurden.

Frankreich wurde, obgleich es bedeutende Kriegssteuern bezahlen mußte, im Ganzen sehr mild behandelt, gleichsam als wollte man alle Schuld auf das Haupt des Verbannten laden. Es bekam wieder die Grenzen von 1790, mußte an Preußen einen Theil des linken Rheinufers, an Oestreich Oberitalien, an England mehrere Colonien abtreten. Außerdem bekam Rußland den größten Theil von Polen, ein anderer Theil nebst der Provinz Sachsen fiel an Preußen. Belgien und Holland wurden zu einem Königreiche der Niederlande vereinigt und dem Hause Oranien verliehen. Hannover, das zum Königreich erhoben war, Savoyen, Neapel, Spanien und Portugal kamen wieder an ihre früheren Besitzer. In Deutschland bildete sich durch die Bundesacte vom 8. Juni 1815 der deutsche Staatenbund mit dem Bundestag zu Frankfurt, zu welchem achtunddreißig größere und kleinere souveräne Staaten gehörten.

Stacke, Ludwig,

Erzählungen aus der mittleren, neuen und neuesten Geschichte in biographischer Form

Bd.: 2

Oldenburg 1876